

Kürbiskern

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitler,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Pablo Neruda
Abschiede

Oh Abschiede dem einen und dem anderen Land,
jedem Mund und jeder Trauer,
dem anmaßenden Mond, den Wochen,
die Tage einhüllten und verschwinden ließen,
Abschied dieser und jener Stimme, gefärbt
von Amarant, und Abschied
dem Bett und dem gewohnten Teller,
dem abendlichen Platz der Abschiede,
dem Stuhl, der mit der Dämmerung verbunden,
der Straße, die meine Schuhe gingen.

Ich breitete mich aus, ohne Zweifel,
ich wechselte meine Existzenen,
wechselte die Haut, die Lampe, den Haß,
ich hatte es tun müssen,
weder Laune folgend noch Gesetz:
jede neue Straße kettete mich an,
ich fand an der Erde, der ganzen Erde Gefallen.

Und bald nahm ich Abschied, kaum angekommen,
mit eben erst geteilter Zärtlichkeit,
so als hätte man Brot geschnitten und plötzlich
der ganzen Welt den Tisch bereitet.

So gehörte ich allen Sprachen,
wiederholte die Abschiede wie eine alte Tür,
wechselte das Kino, die Vernunft, das Grabgewölbe,
ging von jedem Ort zu einem anderen,
folgte und folge weiterhin
halb von Hausrat entblößt in der Freude,
hochzeitlich in der Trauer,
ohne zu wissen, wie man und wann
— bereit zur Rückkehr — nicht mehr zurückkommt.

Man weiß, wer zurückkehrt, ging nicht fort,
und so ging ich den Weg des Lebens und kehrte wieder,
wechselte Kleider und Planeten,
gewöhnte mich an die Gesellschaft,
an die große Menge der Verbannung
unter der Einsamkeit der Glocken.

1. Szene

Arbeitszimmer Eichmanns im Hotel Majestic in Budapest. 25. April 1944. Der Obersturmbannführer Eichmann, hellgraue, elegante Uniform, geht hinter seinem großen Empireschreibtisch auf und ab. Sein Besucher, der Obersturmbannführer Becher aus dem Wirtschaftshauptamt der SS, sitzt abseits in einem Sessel. Er raucht eine Zigarre.

Becher: — Wenn dirs so contre coeur geht, Adolf, ich verstehs, es ist ein Hickhack, ja — dann mach das ich, daß ichs verhandel und verantwort. Du bleibst im Hintergrund. —

Eichmann: Es ist nicht das Geschäft als solches, das mir contre coeur geht, es ist der Zeitpunkt, Kurt. Was ich befürchte, ist, es ist zu spät. Wenn ich hier fertig machen soll in Ungarn, und ich solls, dann jetzt. Wenn ich jetzt Zeit verlier, dann krieg ich hier Schlamassel. Es ist die Kriegslage.

Becher: Es ist nun andererseits der Wunsch des Reichsführers, der die Kriegslage auch kennt, Adolf, mit diesen Juden, die wir anzubieten haben, zu Verhandlungen zu kommen. Mit den Alliierten.

Eichmann: Und hier fertig zu machen, Kurt. Und!

Becher: Das auch, Adolf. Auf den Verlauf der Verhandlungen abgestimmt. Vorrang der Verhandlungen.

Eichmann: Das ist mir klar, Kurt, ja. Da hab ich nachgedacht. Wie das zu machen ist.

Becher: Das freut mich, Adolf. Da hab ich auch nachgedacht. — Es ist der Wunsch, daß ich dich unterstütz. Geschäftlich, Adolf.

Eichmann: Das freut mich, Kurt.

Becher: Mich freuts, daß dich das freut. Ich hättts sonst nicht gemacht.
(Der Hauptsturmführer von Klages tritt auf.)

Eichmann: Herr von Klages?

Klaces: Der Herr Brand, Joel, von der Waada.

Eichmann: Er kann reinkommen.

(Eichmann setzt sich an seinen Schreibtisch und beginnt in seinen Papieren zu arbeiten. Klages gibt durch eines der Tischtelefone die Anweisung: „Der Herr Brand.“ Er stellt sich neben Eichmann auf. Brand wird von einem Posten hereingeführt und bleibt in der Nähe des Einganges stehen. Er ist klein, abgetragener Wintermantel, Hut in der Hand. Eichmann arbeitet eine lange Zeit in seinen Papieren

ohne aufzusehen. Wenn er sich schließlich an Brand wendet, sind seine Bewegungen und seine Sprechweise kraß verändert. Ein durchschnittlicher kaufmännischer Angestellter gibt sich das Air eines Staatsmannes. Sprachlich äußert sich das so, daß er einige Worte schnell hervorstößt, dann eine unmotivierte Pause macht und den Satz dediziert zu Ende bringt. Die Bewegungen sind betont knapp und schneidig. Er verfügt über ein Sortiment eingelernter Blicke und Gesten, die er geschickt einsetzt. Er liebt Verhandlungen, er redet gern, er inszeniert sich.)

Eichmann: Sie sind der Herr Brand?

Brand: Ja.

Eichmann: Kommen Sie her.

(Brand kommt vom Eingang auf den Schreibtisch zu. Eichmann weist ihm einen Platz in einiger Entfernung an.)

Dort hin.

(Brand stellt sich an die befohlene Stelle.)

Die Daten vom Herrn Brand.

(Klagés entnimmt einer Akte eine Karteikarte und referiert.)

Klagés: Brand, Joel, 38, verheiratet, Karpathorußland geboren, sagen wir Galizien, Erfurt aufgewachsen, Abitur, Ingenieurschule, 33 abgeschoben, Inhaber einer Strickerei, die hier kürzlich zugemacht hat.

Eichmann: Politische Daten.

Klagés: Zionist, Sozialist, Mapei, Rädelsführer der illegalen Waada, dem jüdischen Rat für Rettung und Hilfe hier in Budapest.

Eichmann: Das wär der Herr Brand. — Sie wissen, wer ich bin?

Brand: Ja.

Eichmann: Ich habe die Aktionen im Reich, im Generalgouvernement, im Protektorat etcetera durchgeführt. Jetzt bin ich mit meinen Mitarbeitern, erstklassigen, nach Ungarn gekommen. Sie wissen, was das heißt?

Brand: Ja. Deshalb hat mich unsere Organisation beauftragt —

Eichmann: Im Moment rede noch immer ich, gelt? Die ungarische Regierung, der Herr Horthy, hat uns gebeten, Ungarn judenfrei zu machen. Es gibt dazu verschiedene Wege. Es gibt den Weg nach Auschwitz — und den Weg der Auswanderung. — Wieviel Juden haben Sie hier in Ungarn?

Brand: Das weiß ich nicht, Herr Obersturmbannführer. Nicht exakt.

Eichmann: Herr von Klages?

Klagés: Achthunderttausend echte, einhundertfünfzigtausend getaufte Juden. Eine knappe Million.

Eichmann: (zu Brand)

Wieviel sind davon in Budapest?

Brand: Das weiß ich auch nicht, Herr Obersturmbannführer. Unsere Unterlagen —

Eichmann: Herr von Klages?

Klagés: Dreihunderttausend.

Eichmann: (zu Brand)

Sie werden mir aber vielleicht sagen können, Herr Brand, wieviel Zertifikate Ihnen die Engländer monatlich für die Einreise in ihr Mandatsgebiet nach Palästina bewilligen, oder?

Brand: Für Budapest?

Eichmann: Für Budapest, ja.

Brand: Das wechselt, Herr Obersturmbannführer.

Eichmann: Letzten Monat?

Brand: Da waren es zweihundertfünfzig.

(Klagés legt Eichmann einen Zettel vor.)

Eichmann: Wir wollen die zweihundert weglassen, die Ihre Waada dazugefälscht hat, Herr Brand, es waren fünfzig, für fünfzig Kinder, gelt?

Brand: Ja.

Eichmann: Als gründliche Leute haben wir den Vertrag der Engländer mit den Arabern studiert. Wissen Sie, was er besagt?

Brand: Nicht im einzelnen, Herr Obersturmbannführer.

Eichmann: Herr von Klages?

Klagés: Daß jährlich höchstens fünfzehntausend Juden nach Palästina einwandern dürfen. Insgesamt. Von diesen fünfzehntausend jährlich sind die illegal eingewanderten Juden jeweils abzuziehen.

Eichmann: Und wieviel können wir täglich nach Auschwitz schicken, Herr von Klages?

Klagés: Vierundzwanzigtausend, wenn wir acht Transportzüge annehmen.

Eichmann: Und ab wann hätten wir diese acht Transportzüge täglich?

Klagés: Sie sind uns vom 4. Mai an zugesichert. Von der Reichsbahndirektion. In neun Tagen.

(Eichmann studiert die Wirkung auf Brand. Dann wechselt er zu einem neuen, konzilianten Ton über.)

Eichmann: Ich bin ein idealistischer Deutscher, Herr Brand, und ich betrachte Sie als einen idealistischen Juden. Ich möchte Ihnen deshalb ein Geschäft vorschlagen.

(Er wechselt zu einem militärischen Vortragston.)

Wir haben Ihre Organisation prüfen lassen, die jüdischen Hilfsorganisationen in der Schweiz — Joint — und die in Konstantinopel — die sogenannte Sochnuth. Wir haben dabei festgestellt, daß sie leistungsfähig sind. — Wir sind also bereit — und der Herr Obersturmbannführer ist eigens deswegen aus dem Wirtschaftshauptamt hierher gekommen —

(Eichmann lächelt zu Becher hinüber)

Ihnen eine Million Juden zu verkaufen. Ware für Ware. Sie können diese Million aus Ungarn nehmen, aus Polen, aus Theresienstadt, Auschwitz, wo immer sie wollen. Zeugungsfähige Männer, Frauen,

Greise, Kinder, was wollen Sie haben und welche Waren können Sie uns dafür bieten? — Sie können sich einen Stuhl nehmen.

Brand: Ich bin von meiner Organisation beauftragt, Herr Obersturmbannführer, über alle Juden zu verhandeln, im gesamten deutschen Machtbereich. Möglichst.

Eichmann: Wir sprechen jetzt von einer Million, gelt? Ich kann Ihnen nicht alle Juden Europas verkaufen. Soviel Geld und Waren können Sie nicht aufbringen. Ich habe Vollmacht, eine Million laufen zu lassen. Was können Sie uns dafür anbieten?

Brand: Devisen, Herr Obersturmbannführer, Devisen jeder Währung.

Eichmann: Wir sind an Waren interessiert, nicht an Geld. An kriegswichtigen Waren.

Brand: Wir könnten diese Waren kaufen. Versuchen. Was wir hier an Waren hatten, Herr Obersturmbannführer, das haben Sie beschlagnahmt, jüdische Fabriken, Geschäfte —

Eichmann: Wir verstehen uns nicht, Herr Brand, wir sind nicht an ungarischen Waren interessiert. Die haben wir selber. Ich verhandle mit Ihnen in der Annahme, daß Sie in der Lage sind, die ökonomischen Ressourcen des Weltjudentums für dieses Geschäft zu mobilisieren. Das jüdische Finanzkapital. Das halte ich für interessant.

Brand: Ich verstehe, Herr Obersturmbannführer. Sicher. Es ist für uns nur schwierig, hier von Budapest aus, vom deutschen Machtbereich aus —

Eichmann: Sie können ins Ausland fahren. Stellen Sie die Verbindung zu Ihren Leuten und den Alliierten her, den westlichen Alliierten, und bringen Sie uns eine konkrete Offerte. Sagen Sie uns, wohin Sie fahren wollen, und wir besorgen Ihnen die Reisedokumente.

Brand: — Ich würde dann Konstantinopel vorschlagen, unsere Organisationen in Konstantinopel. Dort wären die schnellsten Verbindungen herzustellen, glaube ich. — Was für Waren brauchen Sie?

Eichmann: (zu Becher) Was meinst du, Kurt?

Becher: Was wir ganz gern bekämen, Herr Brand, das wären Lastwagen für unsere Ostfront.

Brand: Lastwagen? — Wieviele Lastwagen sollten das sein?

Becher: Wir machen Ihnen ein kulantes Angebot: Sie liefern uns ein Lastauto für hundert Juden.

Eichmann: Das ist nicht zu viel, oder? Das sind nicht einmal fünfzig Dollar pro Jude, umgerechnet.

Becher: Für eine Million Juden wären das nach meiner Rechnung zehntausend Lastautos, fabrikneu, mit Anhängern, für Winterbetrieb geeignet. Mit den entsprechenden Ersatzteilen. — Einverstanden?

Brand: Ich wäre sofort einverstanden, Herr Obersturmbannführer, nur

Lastautos sind Kriegsmaterial, sie fallen unter die Blockadebestimmungen. —

Eichmann: Juden auch, Herr Brand.

Becher: Wir können Ihren Alliierten fest und ehrenwörtlich versichern, daß wir die Lastwagen nur an der Ostfront einsetzen werden. Nur gegen die Russen.

Eichmann: — Das ist unser Angebot. Offiziell und definitiv, gelt?

Brand: Was mich persönlich angeht, Herr Obersturmbannführer, so glaube ich natürlich, daß Sie Ihr Wort immer halten werden — —

Eichmann: Das würde ich Ihnen raten, ja.

Brand: — aber unsere Leute in Konstantinopel werden Garantien verlangen, irgendwelche Sicherheiten, daß sie die Juden im Falle des Abschlusses dann auch wirklich freilassen.

Eichmann: Garantien —
(zu Becher)
Hör dir das an, Kurt. Unsere Leut halten uns für Betrüger. Für Amateure, die von ihnen gelernt haben —
(Er amüsiert sich)
Ich werden Ihnen jetzt beweisen, was wirkliches Vertrauen ist, Herr Brand: Wenn Sie aus Konstantinopel zurückkommen, und mir mitteilen, daß unser Angebot angenommen ist, dann löse ich Auschwitz auf und stelle Ihnen hunderttausend Juden an die spanische Grenze. Sie übernehmen die Juden und liefern mir dafür erst nachträglich tausend Lastautos. Dann geht das Geschäft Zug um Zug weiter. Je tausend Lastautos für hunderttausend Juden. Sie werden nicht denken, daß Sie uns blaffen können. Ist das eine entgegenkommende Offerte?

Brand: — Herr Obersturmbannführer, dieses Angebot, ich glaube bestimmt, — daß dieses Angebot von unseren Organisationen in Konstantinopel und Jerusalem akzeptiert wird. — Wann könnte ich fahren?

Eichmann: Sobald Sie uns die Nachricht bringen, daß seriöse Leute zu seriösen Verhandlungen bereit sind. — Wir können Ihnen ein ungestörtes Telefongespräch mit Konstantinopel vermitteln.
(zu Klages)
Geht das?
(lächelt)
Das geht natürlich, wenn es der Herr Brand nicht vorzieht, seine Verbindungen zu unserer Abwehr zu benutzen.
(zu Brand)
Sie haben doch gute Verbindungen zu unserer Abwehr, Herr Brand?
(Brand sieht besorgt erst von Klages an, dann Eichmann, dann Becher, ohne sich zu einer Antwort zu entschließen.)

Eichmann: Sie müssen uns das nicht jetzt beantworten, Herr Brand. Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß diese Verhandlungen ein

erstrangiges Reichsgeheimnis sind, gelt? Kein Mensch in Budapest darf das geringste erfahren.

Brand: Aber ich muß Ihr Angebot ja doch mit meinen Leuten diskutieren, Herr Obersturmbannführer.

Eichmann: Sie können sich mit Ihren engsten Freunden beraten, aber Sie haften mir dafür, daß weder die Ungarn noch die Abwehr davon Wind kriegen. Bereiten Sie Ihre Reise vor, und geben Sie uns die Namen Ihrer Frau und Ihrer Kinder, damit denen hier nichts geschieht, bis Sie zurück sind. — Sie haben doch Kinder, Herr Brand.

Brand: Zwei.

Eichmann: Mutter? Geschwister?

Brand: Ja.

Eichmann: Ich nehme an, Sie wollen die gesund wiedersehen.

Brand: Ja.

Eichmann: Von unserer Seite wird Sie Herr Bandi Grosz begleiten. Er wird uns berichten, was Sie da auspackeln.

Brand: Ich bitte um Entschuldigung, Bandi Grosz?

Eichmann: Wundert Sie das? Warum? Weil er Jude ist? Wir haben mit einigen Juden in Geschäftsdingen sehr gute Erfahrungen gemacht. Ich hoffe, Sie werden uns das bestätigen.

Brand: Jawohl, Herr Obersturmbannführer.

(Eichmann nimmt ein Paket aus seinem Schreibtisch und reicht es Brand.)

Eichmann: Es ist da noch ein Paket für Sie aus der Schweiz an den falschen Empfänger geraten. Hundertzwanzigtausend Dollar. Das Geld ist dazu bestimmt, jüdischen Kindern zu helfen.

Brand: — Ich habe keine Ahnung, Herr Obersturmbannführer.

Eichmann: Sie müssen sich nicht fürchten. Wir haben gegen Ihre Wohltätigkeitsorganisation nichts einzuwenden. Bestätigen Sie Ihren Leuten im Ausland, Joint, daß Sie das Geld durch uns bekommen haben.

(Brand nimmt das Paket in Empfang und sieht Eichmann verständnislos an.)

Auch die Briefe hier werden sich vermutlich um Ihre Kinderhilfe handeln. Sie sind in hebräisch geschrieben, wir können uns jetzt nicht damit beschäftigen. Wenn etwas gefährliches drin steht, wider Erwarten, dann werden Sie uns das melden, gelt?

(Er reicht Brand einige Briefe.)

Lassen Sie mich wissen, wenn Sie mit Ihren Leuten so weit sind. Sie haben nicht viel Zeit. — Sie können gehen.

(Brand verbeugt sich und geht zur Tür.)

Auf was ich Sie noch aufmerksam machen wollte, Herr Brand, die jüdischen Organisationen, daß diese Verhandlungen nur möglich sind, wenn unsere anderen Maßnahmen hier still über die Bühne gehen.

(Brand ist stehengeblieben und nickt.)

Was ich hier in Budapest gerne sehen würde, Herr Brand, von meinen alten Interessen her, das wäre das jüdische Museum und die jüdische Bibliothek hier in Budapest. Sie werden mir das vermitteln.

Brand: Ja, Herr Obersturmbannführer.

Eichmann: Sie können gehen.

2. Szene

Illegales Hauptquartier der Waada. Kleiner Heizungskeller einer stillgelegten Fabrik. Karbidlampe. Einige Kisten, die zu Sitzgelegenheiten zusammengerückt sind.

Die übernächtigten Mitglieder der Waada, Otto Komoly, Dr. Rescö Kastner, Joel Brand, geben unruhig wartend auf und ab. Gisi Gollesc, ein junges Mädchen, Mitglied des jüdischen Selbstschutzes, Hagana, vervielfältigt Aufrufe mit einem primitiven Hektographen.

Komoly: Wir können nicht mehr warten.
(Er setzt sich und fordert die anderen dazu auf.)
Die Leitung der Waada Eszra wa Hazalah, bestehend aus den Mitgliedern Otto Komoly, Rescö Kastner, Joel Brand, Gisi Gollesc, setzt ihre Beratungen fort.)

Brand: Wenn Hansi nicht kommt, ist sie verhaftet.
Kastner: Sie hat Papiere. Ungarische.
Brand: Von uns, ja. Warum, in dieser Lage, schickst du Hansi als Kurier nach Siebenbürgen?
Kastner: Sie wollte, Joel. Wir müssen wissen, was in der Provinz los ist.
Brand: Gerüchte.
Komoly: Unsere Vertrauensleute fordern die jüdischen Gemeinden auf, sich der Verbringung in Lager oder Ghettos zu widersetzen.
Brand: Ich glaube nicht an Deportationen. Sobald wir in Istanbul verhandeln, wird Himmler keine Maßnahmen zulassen, die diese Verhandlungen gefährden.

Gisi: Wir haben einen Bericht aus Auschwitz, Joel. Die Krematorien sind erweitert, die jüdischen Leichenkommandos von 224 auf 860 Mann verstärkt worden. SS-Wachen haben geäußerst: Jetzt werden wir bald feine ungarische Salami essen.

Brand: Was sagt das? Was Eichmann selber sagt. Daß er täglich 24 000 Juden deportieren wird, wenn wir sein Angebot nicht akzeptieren.
Gisi: Wenn Eichmann das Angebot nur macht, weil es nicht akzeptiert werden kann? Um seine Deportationen ohne Widerstand durchführen zu können? Er weiß so gut wie wir, daß ihm die Alliierten kein Kriegsmaterial liefern können, mitten im Krieg!

Brand: Dann werden wir anderes Material anbieten, Rohstoffe, Lebensmittel, Valuta. Eichmann verspricht auf den bloßen Vertragsabschluß hin, hunderttausend Juden an die spanische Grenze zu stellen. Weißt du, was das heißt? Daß mit verschiedenen Ländern verhandelt werden muß, die Transporte, der Schiffsraum, das dauert Monate, und wir haben noch immer kein einziges Lastauto geliefert. Wie sehen die Deutschen in einem halben Jahr aus? Militärisch, transporttechnisch? Vor der alarmierten Weltöffentlichkeit, die uns helfen wird?

Gisi: Sie wird uns helfen, wenn wir uns selber helfen.

Brand: Wie, Gisi?

Gisi: Durch Partisanenaktionen, durch Diversionsakte, durch organisierten Widerstand!

Brand: Sieh dich um, Gisi. Die Realität. Keine 500 Juden, die einem Aufruf folgen würden.

Gisi: Der jüdische Selbstschutz, die Hagana, hat diesen Verhandlungen unter der Bedingung zugestimmt, daß wir zur gleichen Zeit den militärischen Widerstand organisieren. Die jüdische Legion wird hier in Ungarn Fallschirmspringer absetzen, um mit uns jüdische Kampfverbände und Partisanengruppen aufzubauen.

Brand: Das ist Unfug. In dieser Lage jedenfalls. Das kann unsere Verhandlungen nur gefährden.

Komoly: Wir haben die Möglichkeiten des Widerstandes untersucht, Gisi. Es gibt keine. Keine der jüdischen Organisationen, die wir zusammengerufen haben, war bereit, dem aktiven Widerstand irgendeine Chance zu geben. Keine, ihn zu unterstützen. Es gibt keine Voraussetzungen.

Gisi: Wenn es sie nicht gibt, dann müssen wir sie herstellen. Dazu sind wir da. Die deutschen Judenkommandos bestehen aus 400 Mann.

Kastner: Aus wieviel Mann besteht die ungarische Gendarmerie? Die Pfeilkreuzler? Die deutsche, die ungarische Militärmacht? Wieviel Stunden, Gisi, würden gebraucht, einen jüdischen Aufstand in einem Massaker niederzuwerfen? Wir würden der SS die Züge sparen, das ist alles. Wir sind keine Abenteurer.

Gisi: Mit dieser Haltung begeben wir uns auf die Linie der Judenräte, die unsere Bevölkerung auffordern, den antijüdischen Verordnungen der Regierung loyal zu folgen! Sie liefern die Listen, und sie stellen die jüdischen Polizeikommandos zusammen, die uns morgen zu den Stellplätzen bringen!

Kastner: Ich war bei Hauptsturmführer Wisliczny, dem philanthropischen Baron, dem drei Zentner schweren, der uns die Verbindung zu Eichmann gemacht hat —

Gisi: Für 20 000 Dollar.

Kastner: Ja. Und wir bezahlen die deutsche Abwehr ebenfalls für diese Ver-

bindung. Das ist die Lage. — Er sagte mir, daß die totale Deportation im Einverständnis mit der ungarischen Regierung beschlossen sei. Mit allen Machtmitteln. Nur der erfolgreiche Abschluß der Verhandlungen durch Brand in Istanbul könnte den Plan noch stoppen. Sagte der Esser zum Fisch: Spring mir jetzt nicht in der Pfanne.

Gisi:

Komoly:

Kastner:

Komoly:

Kastner:

Brand:

Kastner:

Komoly:

Kastner:

Brand:

Kastner:

Brand:

Kastner:

Komoly:

Kastner:

Kurier:

Komoly:

Himmller hofft, daß er über dieses Angebot zu Sonderverhandlungen mit den westlichen Alliierten kommt. Daß es ihn verhandlungsfähig macht.

Hast du Sochnuth über diesen Hintergrund informiert?

Ja. Sie haben Chaim Weizmann eingeschaltet, den Chef der Exekutive in Jerusalem, damit er einen repräsentativen Vertreter benennt. Wir warten darauf.

Was du klären wolltest, Rescö: — Wie ist Eichmann zu dem Geld und zu den Briefen gekommen, die über unsere Verbindungen zur deutschen Abwehr gelaufen sind?

(*Geste Kastners, daß er keine Erklärung habe.*)

Was Wisliczny zur Abwehr gesagt hat, war, lassen Sie die teuren Herren fallen, sie können Ihnen nur noch schaden.

Wenn Eichmann die Abwehr ausschalten will, warum will er dann, daß Joel von Bandi Grosz begleitet wird, der ein Agent der Abwehr ist?

Der deutschen Abwehr, der ungarischen Abwehr, warum nicht der SS?

Du kennst ihn, Rescö, gut, all die Sachen, er hat uns auch geholfen immerhin, er ist Jude, kann man ihm irgendein Vertrauen entgegenbringen?

Nein. Er ist vollständig korrumptiert. Ich halte es für möglich, daß unsere Post durch ihn an die SS gekommen ist. Er war von der Gestapo verhaftet.

Sollen wir die Abwehr fallen lassen?

Nein. Wir informieren sie über das Angebot und halten uns aus allen deutschen Machtkämpfen heraus. Wir operieren mit allen Verbindungen, die wir haben. Ich bin mit Dr. Schmidt verabredet. Was hat Wisliczny zu den Nachrichten gesagt, die wir aus den Ostprovinzen kriegen?

Daß deutscherseits nur an langfristige Maßnahmen gedacht sei. Für den Fall, daß die Verhandlungen nicht in Gang kommen.

(*Ein junger Mann kommt herein, Kurier der Waada.*)

Ein Telegramm der Sochnuth. Wir haben es dechiffriert.

(*Er gibt es Komoly, der es durchliest und sich dann erhebt.*)

Ich bitte euch, daß ihr mit mir aufsteht. Ich verlese es: — Die Sochnuth verneigt sich vor euch. Joel soll kommen. Chaim erwartet

ihn. Die ganze zivilisierte Welt wird euch helfen.
Brand: Chaim Weizmann, der Präsident unserer Exekutive.
Das ist die Rettung.
(*Hansi Brand kommt herein, etwa 30 Jahre, zierlich, hübsch, lebhafte, große Augen. Sie sieht verstört auf die Versammelten, sie setzt sich auf eine der Kisten. Brand eilt zu ihr.*)
Hansi! Wir haben uns Sorge gemacht.
(*Sie nickt mechanisch.*)
Hast du gehört? Ein Telegramm. Chaim Weizmann selbst wird unsere Verhandlungen in Istanbul führen.
(*Sie liest das Telegramm ohne Reaktion.*)
Was hast du?
Hansi: Ich komme aus Munkacz. Der erste Deportationszug hat Munkacz heute verlassen. Heute Nachmittag.
(*Starke Reaktion der Anwesenden. Lange Pause.*)
Brand: Die Eltern?
(*Sie reagiert nicht.*)
Gisi: Ich etwas. Ich.
(*Sie gibt ihr Kekse. Sie ißt die Kekse.*)
Hansi: — Es lag noch Schnee. An den Grabenrändern, dem Holzzaun von der Bahn, dem schwarzen, dem geteerten.
Ich war mit der Bahn gekommen. Dem Elfzug. Ich kannte alles wieder. Es war niemand auf der Straße. Um Mittag. Ein Pferdefuhrwerk. Auch die Gasse runter war niemand. Ich klinkte, es war zu. Auch die Fensterläden. Auch anderswo war zu. Um die Ecke da war ein alter Mann in den Schnee gefallen, ein Jude, den Kleidern nach, der Viehhändler, von dem es hieß, daß wir uns nicht von ihm abküssen lassen sollten, wir Kinder, der war tot. Dem war der Mantel in den Straßendreck gefroren. Dem war ein Knopfloch ausgezissen an der Weste, von der Uhrkette. Dem war das Bestellbuch aus der Tasche gefallen. Hier.
(*Sie holt ein kleines schwarzes Notizbuch hervor und steckt es wieder weg.*)
Sie waren in die Ziegelei gekommen, nach dem Progrom, die Juden des Kreises, nach Anordnung der Gendarmerie. Die Ziegelei war offen. Wo sie die Ziegel trockneten. Sie hatten ihr Sack und Pack bei sich, Bettzeug, und sie vernagelten die Windseite mit Bretterzäunen und mit Blech. Es hieß aber, daß sie in bessere Unterkünfte kämen, in feste, daß sie in Zügen dahin gefahren würden, heute nachmittag. —
Ich sagte ihnen, wohin die Züge fahren, was ihr mir aufgetragen habt. Daß sie nicht gehen, — fliehen, untertauchen. Mein eigener Vater zeigte auf mich und schrie: Hört nicht auf diese Frau, sie ist eine Gotteslästerin. Sie sagt, daß Gott es zulassen wird, unsere hei-

lige Gemeinde, die nur Gutes getan hat, auszurotten. Hört sie nicht an. Der Wille des Allmächtigen geschehe, der unsere Zuflucht ist. —
— Hast du erfahren wohin? —
Waren deutsche Kommandos daran beteiligt?
(*Sie schüttelt den Kopf.*)
Gisi: Ungarische Progröme, ungarische Massaker, ungarische Deportationen, die von den Deutschen dirigiert werden, während wir mit ihnen verhandeln.
Hansi: Ich fuhr mit dem Vieruhrzug. Vesperzeit. Ich fuhr an den Güterwagen vorbei, die sie bestiegen, vertrauensvoll, wie Schafe. Mir war, daß ich sie hineinstiegen hieß.
Kastner: Wenn wir in diesen Verhandlungen unterliegen, werden wir Verräter genannt werden. Wir haben keine Wahl.

3. Szene

Chambre séparée eines Nachtcafés. Samtportieren, Samtfauteuils. Ein Animiermädchen verläßt den Raum. Dr. Schmidt, Vertreter der deutschen Abwehr in Budapest, ist ein schwerer Mann, der mit weltmännischen Gepflogenheiten seinen Wiener Vorstadtjargon bekämpft. Während Brand und Kastner eintreten, stopft sich sein Kollege Dr. Sedlaczek, der das rosige Aussehen und Gehabe eines englischen Kolonialoffiziers hat, seine Pfeife.

Schmidt: Nehmen Sie Platz, meine Herren. In dieser schönen Frühlingsnacht, was führt Sie zu uns?
Brand: Wir möchten Sie um Ihre Unterstützung bitten. In einer sehr dringenden Angelegenheit.
Schmidt: (lächelt)
Ich kenne die Angelegenheit. Wir wollen vorher die Formalitäten erledigen.
(*Brand reicht ihm ein dickes Kuvert mit Geldscheinen.*)
Brand: Es sind 4000 Dollar. Für die Vermittlung. Wie abgesprochen.
Schmidt: Die Geldsachen, die leidigen. Sie erlauben, daß ich das Geld nachzähle. Das letzte Mal haben 100 Pengö gefehlt.
(*Er zählt das Geld. Brand entnimmt seinem Portemonnaie 100 Pengö und legt sie auf den Tisch.*)
Brand: 100 Pengö.
Schmidt: Es geht nicht um 100 Pengö, aber ich mag keine Laxheit in Geschäftsdingen. Die mir zuwider sind, menschlich gesehen.
(*Er steckt das durchgezählte Geld ein, und er steckt die 100 Pengö-Note ein.*)
Diesmal stimmt es. — Also, meine Herren, die Abwehr wird nicht

zulassen, daß Sie in dieser Sache nach Istanbul fahren. In Ihrem wohlerwogenen Interesse.

Brand: Warum? Was spricht dagegen?

Schmidt: Es gibt so etwas wie Anstand, denke ich. Wir haben Ihnen die Verbindungen ins Ausland gemacht. Ihren Kurierdienst besorgt, Ihre Leute aus polnischen Ghettos herausgeholt sogar, und jetzt wollen Sie uns zugunsten von einigen korrupten Verbrechern ausbooten. Das kommt nicht in Frage.

Kastner: Von ausbooten, Herr Doktor Schmidt, kann nicht die Rede sein, glaube ich. Wir bitten Sie bei einem Angebot um Ihre Hilfe, das die ungarische Judenheit retten kann, und wir informieren Sie vollkommen offen, obwohl uns das von Eichmann ausdrücklich verboten wurde.

Schmidt: Das ist ja nett von Ihnen, Herr Doktor Kastner, aber es genügt uns nicht, informiert zu werden. Verhandlungen im Ausland sind nicht Sache der SS sondern der Abwehr. Wir lassen nicht zu, daß sich der Herr Schellenberg vom Sicherheitshauptamt die Kompetenzen der Abwehr einverleibt. Es liegt nicht in Ihrem und nicht in unserem Interesse, die SS außenpolitisch aufzuwerten, hoffe ich.

Kastner: Die Verhältnisse sind nur leider so, Herr Doktor Schmidt, daß Sie uns ein derartiges Angebot nicht machen können.

Schmidt: Wenn das Angebot tatsächlich von der Reichsregierung ausgeht, seriös, dann können wir das so gut wie der Herr Eichmann. Wir sind dabei, das zu recherchieren.

Kastner: Sie haben uns vor zwei Monaten gesagt, daß Bestrebungen im Gange sind, die ausländischen Juden in die Kompetenz der Wehrmacht übergehen zu lassen. Das ist nicht eingetreten. Wir sind zuverlässig informiert, daß die Deportation beschlossen ist. Das Schicksal der ungarischen Juden bestimmt einzig und allein die SS.

Schmidt: Aber wir, Herr Doktor Kastner, bestimmen, wer im Ausland verhandelt. Wir werden gegen die Machenschaften des Herrn Eichmann beim Außenministerium protestieren. Dann wird man ihm das von Berlin aus verbieten.

Brand: Aber Sie werden doch unser Vertrauen nicht dahin mißbrauchen, daß Sie das Außenministerium einschalten. Das kann die Verhandlungen doch nur gefährden. Es ist die einstimmige Ansicht unserer Organisation und des Zentralrats der ungarischen Juden, daß wir über das Angebot verhandeln müssen. Der Chef unserer Exekutive selbst wird nach Istanbul kommen.

Sedlaczek: (nach einer Pause, seine Pfeife rauchend)

Gut, Herr Brand, wir haben nichts gegen diese Verhandlungen an sich. Es ist aber weder den jüdischen Bevollmächtigten noch etwa den Alliierten zumutbar, mit Verbrechern zu verhandeln. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, wenn wir, wenn Leute mit sauberem

Händen da am Verhandlungstisch sitzen. Was wollen Sie mit diesen Lumpen, die nicht das Papier wert sind, auf dem ihre Unterschriften stehen?

Schmidt: Der Herr Schellenberg, der jetzt den Herrn Becher hierher schickt, bezahlt als seinen Hauptagenten den Großmufti von Jerusalem. Das wird Ihre Verhandlungen ja nicht fördern.

Brand: In den Karpaten sind die ersten Züge abgegangen. Wir können nicht wählerisch sein.

Sedlaczek: Sie sehen das alles nur von Ungarn. Ein kleiner Stein im Spiel der Entscheidungen, die jetzt heranreifen. Sie sehen nicht weit genug voraus. Weltpolitisch.

Brand: Wie weit soll ich voraussehen, wenn Eichmann täglich 24 000 Leute deportieren kann?

Schmidt: Es ist mein letztes Wort, daß diese Verhandlungen ohne uns nicht stattfinden werden.

(Pause. *Das Animiermädchen kommt herein, um zu sehen, ob die Herren frei sind.*)

Später, Kindchen, wir haben noch zu tun.
(*Das Mädchen geht hinaus.*)

Kastner: Ich habe einen Kompromiß vorzuschlagen, namens unserer Organisation. Um Ihre Bedenken auszuräumen. Sie schicken Ihren eigenen Vertreter mit Ihren Instruktionen nach Istanbul, und wir verpflichten uns, unsere Schritte jeweils mit ihm abzustimmen. Im Hinblick auf die Alliierten insbesondere.

(Dr. Schmidt wirft einen fragenden Blick auf Dr. Sedlaczek, der nach einer Pause sagt.)

Sedlaczek: Wir können diesen Vorschlag akzeptieren, glaube ich, wenn Sie Eichmann dazu überreden, daß Herr Brand von unserem Vertrauensmann, Herrn Bandi Grosz, begleitet wird.

Brand: Bandi Grosz? Aber Eichmann hat mir von sich aus Bandi Grosz als seinen Vertreter vorgeschlagen.

Sedlaczek: Dann geht Ihr Angebot ganz in Ordnung, Herr Doktor Kastner.
(Pause)

Kastner: Wir haben in Bezug auf Bandi Grosz einen bestimmten Verdacht, und ich bitte Sie, uns die Wahrheit zu sagen.

Schmidt: Ich denke, daß wir das immer getan haben. Nahezu immer. Zehn Prozent, sagen wir, die gehen in unserem Geschäft auf Rabatt. Auch bei Ihnen, oder?

Kastner: Sie wissen, daß Bandi Grosz von der Gestapo verhaftet war.

Schmidt: Das wissen wir, ja.

Kastner: Als Brand am Tag darauf bei Eichmann war, da wurde ihm ein Paket mit Briefen übergeben, das über Ihre Verbindungen an uns gegangen sein muß.

Schmidt: Ein Paket mit Briefen und ein Paket mit Geld, ja?

Heinar Kipphardt: Joel Brand

Kastner: — Auch Geld, ja. Verzeihung. —

Schmidt: Das waren jetzt nahezu fünfzig Prozent Wahrheitsrabatt, Kastner.
(*Er lacht.*)

Brand: Wir befürchten nun, daß Bandi Grosz, dem wir nicht vertrauen —
Sedlaczek: Befürchten Sie nichts, Herr Brand, und lassen Sie diese Geheimdienstspiele unsere Sorge sein. In den Briefen stand nur überholtes Zeug, so daß wir uns das leisten wollten. —

Schmidt: Ich schlage vor, daß Sie Herrn Grosz morgen abend in Ihrer illegalen Wohnung treffen. Da werden wir unsere Instruktionen mit Berlin abgestimmt haben. Schönen Dank.
(*Er steht auf. Brand und Kastner erheben sich ebenfalls. Dr. Schmidt geleitet sie zum Ausgang.*)

Schmidt: Was ich Ihnen noch mitgeben wollte, Herr Brand, für Ihre Organisation in Istanbul und die Alliierten, das ist eine Liste der integeren Leute in der Abwehr, denen bei Verhandlungen zu trauen ist. Sie finden sie in diesem Anhänger, ein Skorpion, mein Sternzeichen. Es gibt Deutsche, die ihrem Vaterlande dienen, Verbrechern aber nicht.
(*Brand nimmt den Anhänger entgegen.*)

4. Szene

Dachwohnung. Eine weiße Wand mit einer Tür. Joel Brand. Bandi Grosz, Ende dreißig, gut aussehend, angenehmes, ungezwungenes Wesen, entwaffnend jugendhaft, elegant gekleidet, tritt auf.

Grosz: So sieht man sich wieder, Joel. Als Reisegefährte. Ich freue mich sehr, dich wiederzusehen, und ich weiß, daß das nicht auf Gegenseitigkeit beruht.

Brand: (verlegen)

Ich freu mich auch, Bandi. Du siehst gut aus, du hast dich nicht verändert.

Grosz: Du siehst schlecht aus.

Brand: Wenig geschlafen.

Grosz: Was macht Hansi? Ihr habt Kinder, hör ich.

Brand: Ja.

Grosz: Weißt du, daß ich in Hansi verliebt war?

Brand: Nein.

Grosz: Wirklich. Ehrlich. Sie hat mich immer an das Mädchen aus der Schrift erinnert, das irgendeinem König beigelegt hat, um ihm den Kopf abzuschneiden. Judith oder so. Nichts für einen Ganef wie mich. — Hast du einen Weg sie nach Istanbul zu bringen?

Heinar Kipphardt: Joel Brand

Brand: Nein. Sie wird hier bleiben.

Grosz: Ich kann sie rausbringen, Joel. Mit den Kindern. Ohne jedes Risiko. Einen Tag nach unserer Abreise.

Brand: Das geht nicht. Nein. Das würde sie nicht wollen.
Grosz: Aber. Ihr habt Kinder.

Brand: Eichmann hat mir Schutzzpässe zugesagt. Für die Zeit der Verhandlungen.

Grosz: Und wenn du in Istanbul siehst, daß die Sache nicht zu machen ist, daß du nicht zurück kannst?

Brand: Wenn ich den Auftrag übernehme, gehe ich zurück.
Grosz: Immer redlich, Joel, immer redlich. Das ist eine Tugend, die sehr für Auschwitz prädestiniert.

Brand: Chaim Weizmann selbst kommt zu den Verhandlungen nach Istanbul.

Grosz: Du bist kein Kind, Joel. Überleg dirs. Ich glaube, daß du das schon morgen anders siehst.

Brand: Was meinst du?

Grosz: Nichts Bestimmtes.

Brand: Ich möchte dich etwas fragen, ohne jeden Auftrag, von mir zu dir, Bandi —

Grosz: Immer feierlich, Joel. Bitte, frag.

Brand: Ich bin kein Moralprediger, ich will deine Handlungen nicht beurteilen —

Grosz: Die Einleitung geschenkt, Joel. Ich hör da Kastner, den Unbestechlichen, den Westentaschen-Robespierre des jüdischen Untergrundes. — Ich weiß, daß ihr mir nicht vertraut, ich versteh das, aber ich bin Jude, und ihr könnt mir vertrauen, Joel.

Brand: Es geht um Leben und Tod, ich bitte dich, mir aufrichtig zu antworten. — Für wen arbeitest du gegenwärtig, für die Abwehr oder für Eichmann?

Grosz: Das ist alles?

Brand: Was wird zwischen der Abwehr und der SS gespielt, und welche Rolle spielst du?

Grosz: Nach eurem Gespräch mit Dr. Sedlaczek ist das eine komische Frage, Joel, die dir die Tatsachen des Lebens beantworten werden.

Brand: Was heißt das?

Grosz: (Klingeln in einem bestimmten Rhythmus)

Brand: Schmidt und Sedlaczek. Da ihr mir nicht traut, habe ich darauf bestanden, daß ich ihre Instruktionen in deiner Gegenwart bekomme. Mach auf. Wir können ihnen gegenüber vollständig offen sein.

Grosz: (Brand geht ab, kehrt mit Dr. Schmidt und Dr. Sedlaczek zurück. Bandi Grosz geht ihnen entgegen und nimmt ihnen die Mäntel ab.) Hallo, Doktor Schmidt, hallo, Doktor Sedlaczek, ich habe Joel

gerade erzählt, wie wir die Herren von der SS eingeseift haben.
Nehmen Sie Platz.

(Er holt ein Sortiment kleiner Flaschen aus einer Tasche, die für diesen Zweck eingerichtet ist.)

Whisky, Gin-tonic, alles aus der kleinen Hausapotheke. Ich habe leider keinen Eisschrank bei mir.

(Er serviert)

Bitte sehr, bitte gleich, die kleine Leberanfeuchtung.

(Sie trinken)

Sedlaczek: Ich glaube, der Herr Brand war durch diese Briefsachen da schon etwas irritiert, wie?

Brand: Ja. Einer der Briefe nannte uns ungarische Politiker, zu denen wir Verbindung aufnehmen sollten.

Sedlaczek: Richtig. Bis auf einen wurden diese Leute schon beim Einmarsch der SS verhaftet. Sie kennen unsere Spielregeln nicht, Herr Brand. Die Mittel in unserem Geschäft, die sind nicht immer sauber, aber das Spiel ist aufgegangen. Es gibt Ihrerseits keinen Grund, Herrn Grosz zu mißtrauen. Wir haben ihn da zu gut in der Hand, wie?

(Er lacht und Grosz lacht zurück.)

Schmidt: Was Berlin betrifft, so haben wir das volle Einverständnis. In der Erwägung, daß alle Kompetenzfragen der Rettung von Menschenleben unterzuordnen sind. Die SS denkt und die Abwehr lenkt.

(Schmidt und Sedlaczek lachen. Klingeln in dem vorigen Rhythmus)

Brand: Wer ist das?

Grosz: Unsere neuen Papiere. Ich habe sie in allen Variationen bestellt. Vom Taufchein bis zur Versicherungspolice. Mach auf.

(Brand geht ab. Er kommt mit einem Zivilstiel zurück. Hinter ihm mehrere SS-Leute mit Maschinenpistolen.)

Zivilist: Oberscharführer Bernd. Ich hoffe, die Herren werden mir keine Scherereien machen als ehemaligen Kriminal-Kommissär, Sittlichkeitsdezernat, Wien, I. Bezirk, wenn Sie kennen. An die Wand, wenn ich die Herren bitten darf.

(Bandi Grosz und Joel Brand stellen sich mit erhobenen Händen an die Wand.)

Wenn ich die übrigen Herren auch inkommodieren dürfte. Nachdem sie ausgetrunken haben, bitt schön.

Schmidt: (von seinem Platz aus)

Es tut mir leid, daß ich Sie da auf einen Irrtum aufmerksam machen muß, Herr Oberscharführer. Wir sind Abwehr-Offiziere, die mit diesen beiden Herren hier dienstlich beschäftigt sind. Wenn Sie sich überzeugen wollen.

(Er zeigt seine Legitimation, die der Oberscharführer prüft und einsteckt.)

Oberscharführer: Sehr erfreut, Herr Doktor Schmidt, sehr erfreut. Wenn ich den Herrn Doktor Sedlaczek dann ebenfalls um seine Legitimation bitten dürfte.

(Er nimmt Dr. Sedlaczek die Papiere ab.)

Oberscharführer: Schönsten Dank. Ich hab gewußt, daß gebildete Leute kein Remiduri machen, wegen einer Bagatell. Wenn ich an die Wand bitten dürfte, bitt schön.

(Dr. Schmidt und Dr. Sedlaczek treten an die Wand.)

Wenn sich die Herren noch einmal umdrehen möchten, bitte.

(Der Oberscharführer tastet über ihre Kleidung, immer voller Ehrerbietung und nimmt ihnen Pistolen ab.)

Sedlaczek: Das kann für Sie ein sehr teures Vergnügen werden, Herr Oberscharführer. Als hätten Sie den Bischof von Wien als Päderasten verhaftet im dienstlichen Übereifer, Sie Hadatsch.

Oberscharführer: Da es mein Auftrag ist, als untergeordnetes Element, werden es die Herren nicht persönlich nehmen.

Brand: Herr Oberscharführer, ich möchte bitte bemerken —

Oberscharführer: Bemerken Sie nichts, Herr Brand. Kommen Sie mit.

5. Szene

Verhörzimmer der Gestapo im Hotel Majestic. Von Klages in Zivil an einem kleinen Tisch. Vor ihm Brand, von starken Lampen angestrahlt.
Ein Protokollant.

Klages: Haben wir Ihnen nicht verboten, die Schmidt-Gruppe in die Sache hineinzuziehen, Herr Brand?

Brand: Ja, das habe ich auch nicht gemacht.

Klages: Aber Herr Brand, wir erfahren aus Berlin, daß Sie das gemacht haben. Vom Judenreferat des Außenministeriums, das bei unserer hiesigen Botschaft anfragt, was es mit den Verhandlungen auf sich habe.

Brand: Ich habe niemanden informiert.

Klages: Vorsicht, Herr Brand, Sie gehören zu den Leuten, die ich lieber warne.

Brand: Ich wurde von Herrn Grosz in meiner 2. Wohnung besucht. Ich dachte, daß er in Ihrem Auftrag käme. Ich habe die anderen Herren nicht gekannt.

Klages: Wieviel Geld haben Sie an Doktor Schmidt an Provisionen gezahlt so insgesamt? In all den Jahren? Ungefähr, Herr Brand?

Brand: Ich habe nichts gezahlt. Ich weiß von keinen Provisionen. Ich hatte mit diesen Geldsachen nie etwas zu tun.

Klages: Da Sie nicht hören wollen, Herr Brand, ich habe hier 4000 Dollar, die wir in der Wohnung von Doktor Schmidt beschlagnahmt haben. Sie sind ein Teil des Geldes, das wir Ihnen vor drei Tagen ausgehändigt haben. Was meinen Sie dazu?

Brand: Ich habe das Geld unserer Organisation übergeben.

Klages: Und wer hat es Doktor Schmidt übergeben?

Brand: Ich weiß nichts davon.

Klages: Ich habe hier eine Aussage Ihrer Frau, eine Aussage des Herrn Dr. Kastner und des Herrn Doktor Schmidt. Warum lügen Sie? Sie haben es Doktor Schmidt gestern abend im Nachtkabarett Moulin rouge gegeben. Können wir uns darauf einigen?

Brand: Wo ist meine Frau? Wo ist Kastner?

Klages: Das werde ich Ihnen sagen, wenn Sie meine Fragen beantwortet haben. Wie lange besteht die Verbindung Ihrer Organisation zu unserer Abwehr? Wer sind die Verbindungsleute in der Schweiz und in der ungarischen Abwehr?

Brand: Ich bin von meiner Organisation nur beauftragt, die von Ihnen vorgeschlagenen Verhandlungen in Istanbul zu führen. Ich weiß von keinen Verbindungen. Ich kann Ihre Fragen nicht beantworten.

Klages: Sie wollen gar nichts wissen, Herr Brand? Nichts von ungarischen Politikern, zu denen Sie Verbindung aufnehmen sollten? Nichts von einem Brief vor zwei Monaten über die voraussichtliche Wendung in der Judenfrage, den Oberleutnant Badjony nach Istanbul bringen sollte?

(Er zeigt ihm zwei Fotokopien.)

Brand: Ich weiß nichts.

Klages: War es nicht so, Herr Brand, daß Sie uns informieren sollten, wenn in den Briefen, die wir Ihnen gaben, was Gefährliches drin stünde?

Brand: Ich habe sie nicht gelesen. Ich kann kein Hebräisch.

Klages: Und wenn ich Ihnen sage, daß diese Verhandlungen nur stattfinden werden, wenn Sie meine Fragen beantworten?

Brand: Ich weiß nichts.

Klages: Und Sie würden auch nichts wissen, glauben Sie, wenn ich Sie jetzt ein bißchen ernsthafter verhören lasse?

Brand: Was meinen Sie mit ernsthafter, Herr Hauptsturmführer?

Klages: Mit ernsthafter da meine ich die Sachen, wo ich dann weggehe, Herr Brand, weil ich sie nicht vertrage. Sind Sie schon einmal ernsthaft von uns verhört worden?

Brand: Nein, aber ich weiß wirklich nichts, ich würde es Ihnen sonst sagen.

Klages: Sie enttäuschen mich menschlich, Herr Brand. Sie können nicht rechnen. Sie schonen Dummköpfe, die ohnehin erledigt sind. Warum wollen Sie uns nicht sagen, was wir ohnehin wissen? Was, glauben Sie, kann Ihnen die Schmidt-Gruppe jetzt noch nützen? Warum halten Sie sich mit Bagatellen auf?

Brand: Ich bin von meiner Organisation nur ermächtigt, Herrn Obersturmbannführer Eichmann über die Ergebnisse unserer Verhandlungen mit der Sochnuth und der Exekutive zu unterrichten. — Da ich jetzt verhaftet bin, weiß ich nicht, wie ich das machen soll.

Klages: Aber Sie sind nicht verhaftet. Sie wohnen hier im Hotel Majestic zusammen mit dem Herrn Grosz. Wir sehen uns dann morgen früh wieder.

(*Klages und Protokollant ab. Auftritt Grosz und Kellner mit einem Servierwagen.*)

6. Szene

Appartement im Hotel Majestic. Kleiner gedeckter Tisch.

Bandi (kommt strahlend auf Joel Brand zu.)

Grosz: Was habe ich Dir gesagt, Joel? Die Tatsachen des Lebens werden dir deine Frage beantworten. Wie fandest du meine Regie? — Zieh den Mantel aus. Was willst du essen? Kaltes Geflügel?

(Er hilft Brand aus dem Mantel und schiebt ihn in einen Sessel.)

Der Oberkellner hat bedauert, daß im Hotel Majestic nicht mehr koscher gekocht wird. Ich habe ihn danach gefragt. — Weißen oder roten? — Ich empfehl den roten, den sich der Obersturmbannführer Becher hat reservieren lassen, als Genußmensch.

(Er schenkt Wein ein.)

Die sehr verdutzten Herren Schmidt und Sedlaczek wissen bis jetzt nicht, wie die Sache über die Bühne gegangen ist, wirklich.

Auf dein Wohl.

(Er trinkt)

Brand: Ich kann dich nicht bewundern. Was gehen uns die Intrigen der Deutschen an? Wir baden sie aus. — Auf den Schädel schließlich kriegen immer wir.

Die Schmidt-Leute waren so und so erledigt. Schwätzer ohne Macht. Pompöse Ruinen. Man muß sie wegräumen. Wir sitzen jetzt direkt an der Quelle. — Iß, Joel. Wir werden die Sache in Istanbul nach allen Regeln der Kunst aufziehen. Auf allen Kanälen. Ich habe Krebsmayonaise kommen lassen. Du hast das früher gern gegessen.

(Er legt sich und Brand etwas auf.)

Ja, das ist lange her.

(Er isst ein bißchen.)

Gut?

Ja. Wo ist Hansi? Wer ist sonst noch verhaftet?

Aber die ganze Waada. Entschuldige, ich dachte, daß dich Klages informiert hätte. Ein Trick, die Ungarn zu beruhigen, die das Gras

wachsen hören. Meine Idee. Sie sind in ein, zwei Tagen wieder frei und stehen dann unter dem Schutz der SS.

Brand: Und wenn sie nicht frei kommen? Wenn das Angebot wirklich nur ein Bluff ist, die Abwehr und uns zu erledigen?

Grosz: Masummes, Joel. Die SS ist an den Verhandlungen in Istanbul mehr interessiert als du und ich zusammen. — Ich weiß, daß Becher seine Direktiven täglich aus Berlin bekommt. Von Himmler persönlich. — Ich bin kein Dilettant, Joel.

Brand: — Als du dich nach Hansi erkundigt hast, wußtest du da, daß sie verhaftet ist?

Grosz: (lachend) Aber ja. Ich sage dir doch, es war meine Idee, um die Ungarn zu düpieren. Daß sie nicht quer schießen.

Brand: Warum hast du mir das nicht gesagt?

Grosz: Weil ich dich kenne. Weil ich ein Realist bin.

Brand: Ich versteh dich nicht, Bandi. Ich werd das nie verstehen.

Grosz: Du mußt dich nicht so vornehm ausdrücken, du kannst ruhig sagen, daß du mich verachtst, denn ich verachte euch auch, mit eurer Heldenpose, eurer Märtyrermeine, — was hat sie euch eingebbracht? Ich muß lachen, wenn ich eure Phrasen höre. Illusionen, Ideale. Gedichte in einem Schlachthaus. — Man will, daß ich die und die Meinung habe? Gut, ich habe sie längst. Man will eine andere Meinung? Gut, die habe ich immer gehabt. Meinungen sind Mittel um zu leben. Tote brauchen keine Meinung. Die wirkliche Dummheit in dieser Welt ist der Idealismus aller Schattierungen. —

Brand: Ich rede nicht von Idealen, ich red von Vertrauen, das ich nicht hab, solang du mich belügst.

Grosz: Du wirsts, ich fürchte, haben müssen, Joel. Es kriecht niemand durch eine Jauchegrube und bleibt rein. Du wirst dran denken.

Brand: Rein, was ist rein?

(Auftritt Oberscharführer Berndt in Zivil, Pantoffeln an den Füßen.)

Oberscharführer: Wenn ich die Herrn beim Essen stör, Entschuldigung, es ist die Idee der Reinheit, die mich interessiert hat, beim Abhören, so daß ich mich ein bissel hersetz. Sie gestatten.

(Er setzt sich, schenkt sich Wein ist, ißt.)

Was ist Reinheit, Herr Brand? Da könnt ich Ihnen aus meiner Erfahrung ein Beispiel geben als ehemaliger Sittlichkeitskommissär. Da hab ich ein Mensch gekannt, eine Hur, die ist Ihnen so rein gewesen, vollständig, daß sie niemand von ihre Kundschaft, die doch gezahlt hat dafür, hat gelassen, und hat die Herren prügeln lassen von ihren Louis wanns ihr zu nah getreten sind aus Reinheit, so daß wir sie haben verhaftet müssen als Drecksau, mehrfach, und dienstverpflichten schließlich in eine Munitionsfabrik, wo's Privatsache ist,

die Reinheit, weil sie dafür nicht gezahlt kriegt. Ich sags als Beispiel, daß ich dem Herrn von Klages keine Schwierigkeiten machen möchte in Ihrer Lage, solang die eine Hand die andere wäscht, Herr Brand.

7. Szene

Verhörzimmer der Gestapo im Hotel Majestic.

(Hauptsturmführer von Klages in Uniform. Von Klages erhebt sich, als Brand hereingeführt wird.)

Klaces: Wie haben Sie geschlafen, Herr Brand? Nehmen Sie Platz.
(Brand setzt sich.)
Haben Sie gefrühstückt?

Brand: Ja.
Klaces: Möchten Sie ein Klavier?
Brand: Klavier?
Klaces:

Ich hab ein paar übrig, wissen Sie. Es waren da gerade ein paar Herren vom Judenrat bei mir, ich hatte um ein Klavier gebeten, weil ich gern spiele und um ein paar Watteau-Originale für mein Büro, jetzt haben die mir acht Klaviere angeschleppt und über zwanzig Watteaus. Ich kann ja aber nur auf einem Klavier spielen, und ich bin kein Klavier- oder Bilderhändler, wie die Herren vielleicht vermutet haben in ihrem Überschwang. Brauchen Sie ein Klavier?

Brand: Nein. Ich verstehe nichts von Musik.
Klaces: Das ist schade. Dann wollen wir zu unseren Geschäften kommen. — Es ist nur die kleine Formalität, Herr Brand, daß Sie uns die Aussage bestätigen, die Sie gestern gemacht haben. Ich habe ein Protokoll vorbereiten lassen. Bitte.

(Er reicht Brand ein Blatt herüber, Brand liest es.)
Ich glaube, es gibt wieder, was Sie über Doktor Schmidt und seine Leute ausgesagt haben.

Brand: Ich glaube, ich habe keine derartige Aussage gemacht, Herr Hauptsturmführer.
Klaces: Aber Herr Brand, es ödet mich an. Wollen wir unsere Zeit vertrödeln, oder weiterkommen? Haben Sie mir nicht zugegeben, daß Sie Herrn Oberleutnant Badjony einen Brief nach Istanbul mitgegeben haben?

Brand: Ich?
Klaces: Was stand da drin?
Brand: Ich hab ihn nicht gelesen. Was Sie mir zeigten, war in Hebräisch geschrieben, ich verstehe kein Hebräisch.

Klages: Also, Herr Brand, was stand in dem Brief drin?
Brand: Ich weiß es wirklich nicht. Ich hatte mit dieser Korrespondenz nichts zu tun.
Klages: Und Sie möchten dabei bleiben, daß Sie die Herren nicht kennen, mit denen wir Sie gestern verhaftet haben?
Brand: Nicht namentlich.
Klages: Dann möchte ich Ihr Gedächtnis ein bißchen auffrischen.
(Er bedient einen Summer. Dr. Schmidt betritt den Raum, behaglich eine Zigarre rauchend.)
Schmidt: Guten Morgen, Herr Brand.
Brand: Guten Morgen.
Schmidt: Sie wollen mich nicht mehr kennen, Herr Brand? Womit habe ich das verdient? Warum wollen Sie denn unseren Freunden von der SS nicht sagen, in welcher Beziehung wir zueinander gestanden haben, und warum machen Sie aus diesem alten Brief ein solches Geheimnis? In diesem Brief stand ja doch nur die Information, die wir Ihnen gegeben haben, — daß die ausländischen Juden nämlich nach einem Beschuß in Berlin in die Kompetenz der Wehrmacht übergehen soll, nicht wahr?
(verwirrt)
Brand: Das ist möglich, ja.
Schmidt: Dieser Beschuß ist dann hinsichtlich der Befehlsgewalt nicht verwirklicht worden, wie wir wissen. Das ist alles. Aber die neue Linie in der Judenfrage ist geblieben. — Ich gehe mit meinen Leuten nach Wien, meiner Heimatstadt, und Ihre Organisation wendet sich in allen Angelegenheiten vertrauenvoll an unsere Freunde hier. Wir stimmen in der Sache überein. Das Protokoll enthält nur die Wahrheit, Sie können es ruhigen Gewissens unterschreiben. — Ich empfehle mich dann, ich möchte in der Stadt noch ein paar Einkäufe machen.
(Er grüßt und verläßt den Raum.)
Klages: Können wir das Protokoll dann abschließen?
Brand: Ja.
(Er unterzeichnet es.)
Was ich an dieser ganzen Sache nicht verstehne, Herr Hauptsturmführer —
Klages: Sie müssen nicht alles verstehen, Herr Brand. — Wir haben uns mit der Abwehr arrangiert, indem sie auf ihre Kompetenz in Auslandsverhandlungen verzichtet. Es gibt da ein paar interessante Entwicklungen in Berlin.
Ich bringe Sie jetzt zu Herrn Eichmann.

8. Szene

Frühstückszimmer in der Hotelwohnung Eichmanns.
Eichmann, dunkler Morgenmantel, weißer Seidenschal, frühstückt mit Becher, nunmehr in der Uniform eines Standartenführers
Eichmann: Probier die Wurst, Kurt, erstklassig, seit ich sie eß, mit frischem Paprika, morgens, und reite eine Stunde, keine Magenbeschwerden. Es geht nicht ohne Sport. Nicht bei der Schreibtscharbeit. Ich nehm's jetzt leichter, Kurt. Was ich seit Jahren nicht gemacht hab mehr, ich leb. Mich regt nichts auf.
Becher: Aus Berlin, was ich dir mitbring, wird dich begeistern. —
(schiefer Blick Eichmanns)
Ein Schwimmwagen, weiß, fünfzig im Wasser, offen, persönliches Geschenk des Reichsführers.
Eichmann: Das freut mich wirklich, Kurt. Jetzt besonders.
Becher: Was ihn am meisten gefreut hat, den Reichsführer, daß war der Tee für seine kranken Nieren, den ich ihm gebracht hab. Das wir dran denken hier. Und daß die Abwehr spurt, durch dich, das auch. Das sagt mir Schellenberg. Daß *wir* die Pflaumen schütteln beim Verhandeln. Der Reichsführer erwartet den direkten Einfluß der amerikanischen Bankjuden. Der Pressejuden auch. Er setzt auf dich. Auf dein Geschick mit Longe und Kandare.
Eichmann: Ich tu da was ich kann, das weißt du, Kurt. Ich fahre hier so gut das geht auf den zwei Gleisen. So weit ich sehe, gehts.
Becher: Was mich erstaunt hat, ehrlich, und auch Schellenberg, im Hinblick auf unsere Pläne, das war ein Telegramm der hiesigen Gesellschaft, Veesenmayer, von gestern, ich hab's hier: ,150 000 Juden bereits erfaßt. Bis Ende nächster Woche Aktion abgeschlossen. Schätzungsweise 300 000 Juden. Daran anschließend Siebenbürgen und weitere Grenzkomitate. Zu erfassen sind weitere 250 000 bis 300 000 Juden. Transportverhandlungen eingeleitet. Aufnahmeort Auschwitz.' Wie reimt sich das?
Eichmann: Was ist daran zum Staunen? Daß ich den Wind ausnutz und voran mach für jeden Fall? Ich muß die Ungarn ja doch bei der Stange halten, die mich bedrängen noch und noch mit ihren Juden jetzt, nachdem hier nichts passiert ist jahrelang.
Becher: Wer drängt da wen, Adolf? Das fragt sich Schellenberg. Ich halt das nicht für richtig.
Eichmann: Ich ja, Kurt. Was kann uns, wenn die Ungarn machen, verfrieren? Das meint Kaltenbrunner.
Becher: Es kann, das meine ich, die Verhandlungen zum Platzen bringen. Ein Pferd, das ich verkauf, dem reiß ich nicht die Zähne.
Eichmann: Ich weiß, wie ich verkauf, Kurt, ja, ich kenn mich aus. Wenn die Verhandlungen ins Laufen kommen sollen, ich bezweifels, dann nur

Becher: durch eins, durch Feuer unterm Hintern. Du siehst von deinen LKWs auch nicht ein Trittbrett ohne Auschwitz.

Eichmann: Du reitest da, fürcht ich, Prinzipien, Adolf. Ich rat dir ab. Ich habe Vollmacht, dir da abzuraten.

Klages: Ich nehm's zur Kenntnis, Kurt. Und ich verantworts. Der Chef von IV b4 bin, glaub ich, ich. Bedien dich.
(Auftritt Hauptsturmführer von Klages)
Herr von Klages?

Klages: Ich bitte um Entschuldigung.

Eichmann: Ja?

Klages: Wann Sie für den Herrn Brand Zeit hätten? Er verspricht große Nachrichten.

Eichmann: Dann schicken Sie ihn rein.

Becher: Wenns dich nicht stört, es interessiert mich, Adolf.

Eichmann: Ich bitt dich, Kurt. Was ich vergessen hab, du bist befördert, und ich gratuliere zum Standartenführer. Nimm von der Räucherbrust, ich weiß, wie gern du ißt.
(Brand tritt auf und wartet in einem Abstand. Die Herren frühstücken. Eichmann pellt ein Ei und löffelt es während des folgenden Gesprächs aus. Becher ißt sehr genüsslich die ganze Szene über.)
— Nehmen Sie sich einen Sessel. Als ehrenhafte Feinde, die sich in einer Kampfpause begegnen, wollen wir auch die Form wahren. Vielleicht schon morgen treffen wir uns wieder in der Schlacht. — Was haben Sie uns zu berichten?

Brand: Wir haben ein Telegramm, daß der Präsident unserer Exekutive in Jerusalem, Chaim Weizmann, die Verhandlungen selbst zu führen wünscht. Er erwartet mich in Istanbul.
(Er legt Eichmann das Telegramm auf den Rand des Tisches. Eichmann schiebt es zurück, ohne es zu lesen.)
Unsere Organisationen in der Schweiz und in Amerika haben spezielle Hilfskomittees gegründet.

Eichmann: Und warum sitzen Sie dann noch hier rum?

Brand: Ich habe keine gültigen Reisedokumente, Herr Obersturmbannführer. Als Jude —

Eichmann: Das hat der Herr von Klages längst für Sie erledigt. Sie sind zum Arier avanciert. In Ihrem deutschen Reisepaß heißen Sie Eugen Band. Ich hoffe, daß Ihnen der Name gefällt.
(Er gibt ihm einen Paß.)
Das Einreisevisum in die Türkei, das werden Ihnen ja Ihre Leute in Istanbul besorgen, gilt?

Brand: Sie haben uns das Visum und jede Hilfe zugesagt.

Eichmann: Dann fliegen Sie morgen früh mit dem Herrn Grosz von Wien aus in unserer Kuriermaschine. — Worauf warten Sie?

Brand: Namens unserer Organisation, Herr Obersturmbannführer, habe ich für den Eintritt in die Verhandlungen einige Forderungen zu übermitteln.

Eichmann: Was denn noch, Herr Brand?

Brand: Wir kriegen aus den Grenzgebieten alarmierende Nachrichten. Die Juden werden in Ghettos und Lager gebracht, ohne Lebensmittel, ohne Dach, es gibt Progrome, Massaker —

Eichmann: Aber das sind doch alles Greuelmärchen, Herr Brand. Ich habe hier die Beschwerde zu liegen, daß Ihre Juden in Siebenbürgen alle Kekse aufgekauft haben. Das sieht nicht nach Hunger aus. Was wir tun, was wir ungarischerseits zulassen, ist, daß Ihre Leute konzentriert werden, um sie vor den Übergriffen unverantwortlicher Elemente zu schützen, vor dem Janhagel.

Brand: Aber es gibt Deportationen, Herr Obersturmbannführer.

Eichmann: Ja, natürlich. Da unser fernereres Vorgehen hier nicht entschieden ist, muß ich mit den Deportationen anfangen. Die SS kann sich den Ungarn gegenüber nicht als Schutztruppe für die Juden aufspielen, gelt?

Brand: Wer soll das Angebot in Istanbul ernst nehmen, wenn die Vernichtung der Leute, die gerettet werden sollen, bereits im Gange ist?

Eichmann: Wir wollen diesen Ton, wir wollen diese Dramatisierung lassen, gelt? Es handelt sich um Arbeitsjuden aus kampfnahen Gebieten. Mein Angebot heißt, ich liefere eine Million Juden ab Reich. Ich sehe da keinen Widerspruch.

Brand: Das wird niemand glauben. Nicht Istanbul und nicht die Alliierten.

Eichmann: Lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Brand. Ich verstehe meine Arbeit.
Um Ihnen zusätzlich entgegen zu kommen, deportieren wir nicht viel, täglich vielleicht zwei Transportzüge, 6000 Leute. Das sind fast keine Deportationen, das ist schon Homöopathie.

Brand: Ich bin beauftragt, die vollständige Aussetzung der Deportationen für die Zeit der Verhandlungen zu fordern.

Eichmann: Wenn Sie das fordern, dann können Sie gleich nach Haus gehen, gelt? Dann finden die Verhandlungen nicht statt.
(Er entschließt sich zu schreiben.)
Denken Ihre Leute, daß sie mich erpressen können? Daß ich auf ihren Bluff hereinfallen? Stelle ich Vorbedingungen? —
(leise)
Wenn Sie nur unter Bedingungen verhandeln wollen, dann geben Sie Ihren Paß wieder her. Wenn Freunde auseinandergehen, dann sagen sie Auf Wiedersehen. Was sagst du, Kurt?

Becher: Was man vielleicht erwägen könnte, Adolf, aus optischen Gründen, daß wir die Transporte für eine gewisse Zeit in Österreich zurück-

halten. Das könnte ich in Berlin erreichen. Dann sind die Ungarn zufrieden, und der Herr Brand auch. Was meinst du dazu?

Brand: Eine solche Garantie, Herr Obersturmbannführer, würde die Verhandlungen in Istanbul ungeheuer erleichtern.

Eichmann: Das denke ich mir, ja. — Nun gut, das kann ich mir überlegen. Für eine sehr kurze Zeit kann ich sie vielleicht auf Eis legen. — Wie lange werden Sie in Istanbul brauchen? Acht Tage?

Brand: Acht Tage sind zu wenig. Da ja die alliierten Behörden eingeschaltet werden müssen wahrscheinlich, die ihrerseits mit ihren Regierungen zu verhandeln haben.

Eichmann: Also vierzehn Tage.

Brand: Vierzehn Tage müssen reichen.

Eichmann: Wenn Sie in vierzehn Tagen mit dem unterschriebenen Vertrag nicht zurück sind, sehen wir uns an unsere Offerte nicht ferner gebunden. Dann können Sie Ihre Juden suchen gehen. Sie wissen, daß ich Wort halte, gelt?

Brand: Ja. — — Wenn ich noch eine Bitte äußern dürfte?

Eichmann: Ungern. Es heißt, wird man wo gut aufgenommen, muß man nicht gleich wiederkommen, Herr Brand.

Brand: Wir haben Zertifikate für etwa 1000 Leute.

Eichmann: Das ist dem Amt bekannt, ja. Wir haben alle Ausreisen gesperrt.

Brand: Wenn Sie die gegenwärtigen Bestimmungen dahingehend aufheben könnten, Herr Obersturmbannführer, daß dieser eine kleine Transport im Voraus ins Ausland geschickt werden könnte, das würde bei den Alliierten einen großen Eindruck machen, moralisch —

Eichmann: Die Alliierten sollen sich nicht aufspielen. Wir machen mit diesem Krieg Politik, nicht Moral. Die Alliierten auch. — Sie haben mit unserer Offerte eine ausgezeichnete Gelegenheit zur Moral. Sie können nicht nur tausend, sie können eine Million Juden haben, wenn sie fix zugreifen. — Im übrigen kann man über diesen Sonderposten verhandeln, wie wir das ja auch im Falle der Familie Weiss getan haben. Da haben wir allerdings für fünfzig Leute frei an Lissabon die Aktienmehrheit in dem sogenannten Weiss-Konzern erwerben können. Da ist der Herr Becher zuständig als Wirtschaftler.

(*Er lacht zu Becher hinüber.*)

Becher: Ich find den Vorschlag glänzend, Adolf. Es ist eine Vorleistung, die uns nicht viel kostet, und die der Gegenseite den Ernst unserer Absichten klar dokumentiert. Ich werde also nicht teuer sein, Herr Brand. An was für Leute haben Sie gedacht, an Prominente oder Meterware?

Brand: Wir würden die Personen gerne einzeln benennen, nach unserer Wahl.

Eichmann: Also gut, du wirst die Einzelheiten ausmachen. Von mir aus können 1000 Leute über Wien nach Konstanza gebracht werden, die Donau

hinunter. Die Waada bringt mir die Liste und sie sorgt für einen Dampfer.

Brand: Herr von Klages hat mir gesagt, daß die ganze Waada verhaftet ist, Herr Obersturmbannführer.

Eichmann: Sie sind nicht auf dem Laufenden. Die Leute sind seit einer Stunde frei. Wir haben jetzt genug geschachert, gelt? Es steht in Ihrer Hand über unser Angebot rasch abzuschließen. Sie werden uns ja nicht für die Caritas halten. Gute Reise.

(*Er geht schnell hinaus. Becher seufzt ein bißchen wie über einen Emporkömmling.*)

Becher: Sie werden mich richtig verstanden haben, Herr Brand. Wir kommen da schon klar. Das ist meine Privatnummer. —

(*Er gibt ihm einen Zettel.*)

Ich habe den Mitgliedern der Waada und Ihrer Familie Schutvpässe ausstellen lassen. Sie brauchen keinen Stern zu tragen, und sie sind auch den sonstigen Einschränkungen nicht unterworfen. Sie können mit der heutigen Verhandlung zufrieden sein, glaube ich.

Brand: Ich möchte mich für Ihre Unterstützung bedanken. — Wir haben die Information, daß Sie sich für diese Verhandlungen besonders einsetzen.

Becher: Ich will das nicht kommentieren. Vital ist, daß Sie in kurzer Frist mit einem eindrucksvollen Gegenangebot zurückkommen.

Brand: Darf ich den Begriff Gegenangebot so interpretieren, daß auch andere Waren oder Devisen in Betracht kämen, Herr Standartenführer?

Becher: Das hab ich nicht gesagt. Bei Gott und in Geschäften ist manches möglich.

Brand: Andere Waren oder Geld, das wäre für uns viel leichter.

Becher: Ich brauche kriegswichtige Waren, um zentral den kriegswirtschaftlichen Nutzen unserer Linie zu beweisen. Die SS ist kein monolithischer Block. Galgen oder Orden, das wird jetzt die Frage.

Brand: Wie soll ich das verstehen?

Becher: Hannemann, geh du voran, du hast die größten Stiefel an, sagt man bei uns zu Hause. — Wie groß, Herr Brand, privat, sind die Stiefel Ihrer Organisationen?

Brand: Sie können mit uns rechnen. Ich weiß, ich bin in kurzer Zeit mit einem Gegenangebot zurück, das unsere Lage wendet.

Hermann Kant
Die Aula

Zu laut gebrüllt, Löwe, zu früh geschmettert, Freund!

Denn Quasi Riek, der ist nicht mehr. Am sechsten November im Jahre neunzehnhundertneunundvierzig hat er zwar nach langer Pause zum ersten Male wieder gelacht und auch ein fast schon vergessenes Wort im Munde geführt, und vier Wochen danach ist er von seinem Krankenbett aufgestanden, und man hat die Fenster im Zimmer „Roter Oktober“ endlich schließen können, und warm ist einem darum geworden, aber mehr noch, weil Quasis weiche Stelle nicht mehr war und der Gegner ein Nachsehen hatte und Grund zur Freude vorlag für viele: für den Dr. Gropjuhn, der mit dem Erfolg wucherte, als wär' er Shylock zu Venedig, und mit der Geschichte jenes Studenten von der gar nicht so komischen Fakultät da moralische Wirkungen von ungeheuren Graden erzielte; für den Kreissekretär Haiduck, der sich in seinen Reden und Briefen, wenn er auf den Unterschied zwischen Mißtrauen und Wachsamkeit kam, fortan nicht nur auf spanische Exempel berief; für die Kandidatin der medizinischen Wissenschaften Hella Schmöde, und zwar aus den einfachsten und ältesten Gründen der Welt; und für Robert und Trüllesand natürlich, und auch für Jakob, obwohl er fortan nicht mehr hinter Quasis krankem Rücken hervor um wissenschaftliche Auskunft bitten konnte; kurz, Grund zur Freude aus vielen Gründen war für viele an dem Tag, da Quasi Riek, vier Wochen nach seinem wiedergefundenen Lachen von seinem Lager aufstand, seinen Russentopf henkelte, beim Kolonialwarenhändler die Ölflasche gegen sein Pfandgeld einlöste und durch das Tor schritt, über dem geschrieben stand: Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir. Dies alles zwar, und dennoch gibt es Quasi Riek nicht mehr. Er ist nicht gestorben, aber verdorben, fort und verdorben und also doch gestorben.

Drei Jahre lang hat er Deutsch gelernt bei Doktor Fuchs, Gedichte von Keller und Brecht, von Heine und Matthias Claudius mit und ohne Reim, das Hildebrandslied und „Habe nun, ach...“, „Das siebte Kreuz“ und die Mär von Tristan und Isolden und die Regeln der Zeichensetzung, deren Autor zu sein der Doktor Fuchs auch weiterhin leugnete. Drei Jahre lang hat er mit Riebel-lamm gefragt, wer denn das siebentorige Theben gebaut und ob wohl Napoleon nicht nur dieser eine, sondern vielleicht auch noch ein anderer gewesen sei und wie es hätte kommen können, wenn Präsident Ebert nicht soviel Angst und dazu noch jenen Draht zum Stabe gehabt hätte.

Er hat gelernt, auf Russisch „Eintönig klingt das Glöckchen“ zu singen und sich unter Verwendung befremdlicher Partizipien bei seinem Banknachbarn zu erkundigen, ob auch dieser, der prächtigen Initiative des Traktorenwerkes „Leuch-

Adioses

amarante

Oh adioses a una tierra y otra tierra,
a cada boca y a cada tristeza,
~~a la~~ la luna insolente, a las semanas
que enrollaron los días y desaparecieron,
adiós a esta y aquella voz temida
de amarante, y adiós
a la cama y al plato de costumbre,
al sitio vespertino de los adioses,
a la silla casada con el mismo crepúsculo,
al camino que hicieron mis zapatos.

Me difundi, no hay duda,
me cambié de existencias,
cambié de piel, de lámpara, de odios,
tuve que hacerlo
no por ley ni capricho,
sino que por cadena:
me encadenó cada nuevo camino,
le tomé gusto a tierra a toda tierra.

Y pronto dije adiós, recién llegado,
con la ~~terna~~ ternura aún recién partida
como si el pan se abriera y de repente
huyera todo el mundo de la mesa.

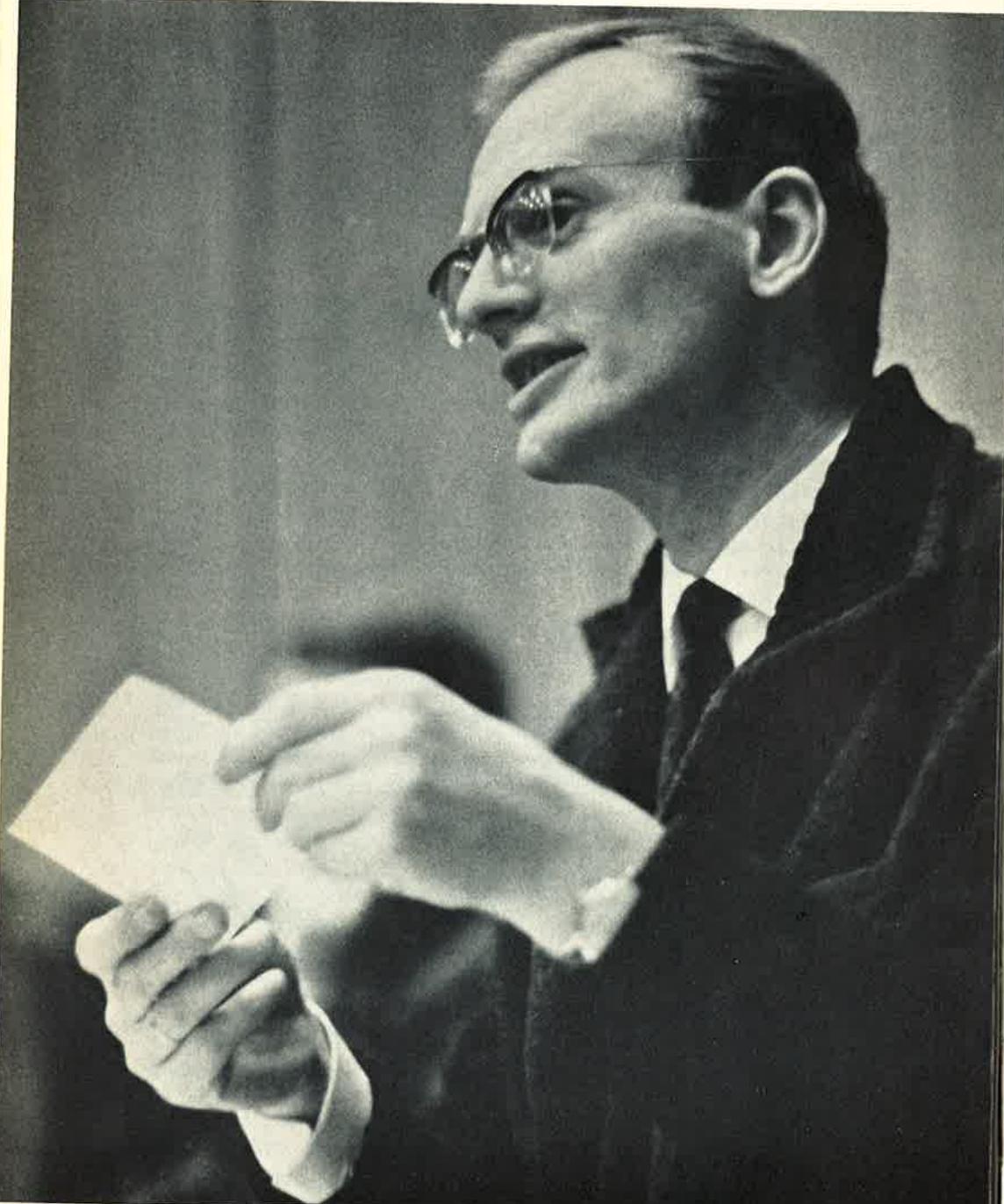
Así me fui de todos los idiomas,
repetí los adioses como una puerta vieja,
cambié de cine, de razón, de tumba,
me fui de todas partes a otra parte,
segui siendo y sigiendo
medio desmantelado en la alegría,
nupcial en la tristeza,
sin saber nunca cómo ni cuándo,
listo para volver, mas no se vuelve.

Se sabe que el que vuelve no se fué,
y así la vida anduve y desanduve
mudándose de traje y de planeta,
acostumbrándose a la compañía,
a la gran muchedumbre del ~~d~~estierro
baja la soledad de las campanas.

Pablo
Neruda

Abgeschrieben: Weimar, 19. Mai 1968
von Friedrich Körber.
19 May 1968

Pablo Neruda: „Adioses“, vom Autor korrigierte und signierte Abschrift



Hermann Kant

tender Hammer“ folgend, die neuentwickelte Komplexfertigung anzuwenden gedenke.

Er hat bei Angelhoff den gallischen Feldzug Cäsars nachvollzogen und immer wieder versucht, Deklinations- und Konjugationsaufgaben durch kennerische Bemerkungen über die Feinheiten im Organisationsaufbau des römischen Heeres auszuweichen.

Er hat in Mathematik ge glänzt und in allen der Materie verbundenen Fächern, und durch des Alten Fritzen Gegenwartskunde hat er sein Vokabular um Allzweckausdrücke, wie Hauptkettenglied, neuer Typus, höhere Stufe, grundlegend, Basis und nichtantagonistischer Widerspruch, bereichert.

Und dann war er fort, verdorben und gestorben. Sein Name steht auf keinem Grabstein; er steht im Telefonbuch der Elbestadt Hamburg; Karl-Heinz Riek, Gastwirt, steht da, und nichts von vormals Klempner in einer Zuckerfabrik in Dömitz an Elbe und Eldekanal, und nichts von Bruder, Nachbar und Kommilitone und verjagter Tbc und Täterätä.

Was aber macht man mit einem Quasi Riek, wenn er inzwischen der Gastwirt Riek, Hamburg, Sechslingstwiete 4, „Zum toten Rennen“, geworden ist? Wie paßt ein Kerl wie der in eine Aula-Rede voll Abschied, Glanz und Gloria?

Er paßt nicht, aber heißt denn das: Es hat ihn nie gegeben? Das wäre eine schöne Geschichte, in der nicht wäre, was nicht paßt. Das sind schöne Reden, in denen nicht ist, was nicht paßt. Die Adresse da in dem dicken Telefonbuch klang wie ausgedacht: von „Sechslingstwiete“ war es nicht weit bis zur „Silberlingstwiete“, und „Acht Groschen“ assoziierten sich ebenso leicht dazu, und von „Totes Rennen“ kam man in diesem Zusammenhang ohne Mühe auf „Toter Hund“. Wenn man in der Aula wirklich von Quasi Riek und seinem Ende reden wollte, so brauchte man kaum mehr, als die Stimme etwas zu heben und mit leichten Dehnungen die Anschrift zu sprechen: Er hat jetzt eine Kneipe, die heißt „Zum toten Rennen“, und sie ist gelegen in einer Straße, die heißt „Sechslingstwiete“. Das sagt alles.

Sagte das alles?

Möglich, daß es einigen alles sagte, wahrscheinlich, daß viele genug wußten: klarer Fall — bei uns gelernt, auf unsere Kosten, abgehauen, Kneipier geworden, Mollenhändler, Schnapspanscher, Linie gegen Eichstrich eingetauscht, Perspektive gegen Polizeistunde, klaren Himmel gegen Bierdunst, Kumpel gegen Kunden, war Klempner, und jetzt klaut er, ist ein Schuft, und war eben immer schon ein Schuft . . .

War er aber nicht, Leute, war ein Kerl wie keiner sonst. Hatte mal eine kranke Lunge, aber ein Herz hatte er wie das der Tante Trullesands, ein Herz aus Vollkornbrot. Und hatte einem sogar einmal das Leben gerettet. Nicht nur einem, zweien. Karl-Heinz Riek, vormals Quasi genannt, jetzt Budiker, hatte einstmals Robert Iswall, jetzt Journalist, und Gerd Trullesand, heute Doktor eines sehr vertrackten linguistischen Zweiges, zurück auf ein Dach geholfen, an dessen Rand sie gehangen hatten mit nichts weiter als zweiundzwanzig Metern Luft unter den Füßen.

Die Idee mit dem Dach und der Losung darauf stammte von Trullesand, und der Anlaß war eine Wahl.

„Worauf kommt es bei einer Wahl an“, sagte Trullesand. „Es kommt darauf an, die Massen zu überzeugen. Nun ist es aber klar, daß, je größer die Losung ist und je weiter sie zu sehen ist, desto größer die Massen sind, die sie zu sehen kriegen. Wenn wir die Losung auf unser Dach schreiben, hat beinahe der halbe Landkreis was davon.“

In einer langen Nachtsitzung wurde der Text ausgetüftelt und so oft in seiner Anordnung variiert, bis er in eine maßstabgerechte Zeichnung der Dachfläche paßte. Oberzeile „Auf dieses Haus soll keine Bombe fallen“ in zwei Meter hohen Buchstaben, Unterzeile „Darum wählen wir die Nat. Front“, einen Meter hoch. Jakob sah zwar keinen rechten Zusammenhang zwischen dem Wunsch in der oberen und der Erklärung in der unteren Zeile, Quasi Riek fand den Spruch pazifistisch und egoistisch, denn schließlich gab es ja noch mehr Häuser in der Stadt, und was war mit denen, aber einen besseren Vorschlag wußte weder der eine noch der andere zu machen, und so war die Sache nach dem Brauch der Zeit beschlossen.

Das Haus war von oben weit höher als von unten, und das Dach war groß wie ein Fußballfeld und steil und glatt. Vom Bodden her drückte der Wind über den First, und am frühen Morgen hatte es geregnet. Aber die Farbe war gut, und die Losung war gut, und an die Höhe gewöhnte man sich — was heißt, gewöhnte man sich, man war sie gewöhnt, Trullesand, Zimmermann, und Iswall, Elektriker: „Nun macht euch bloß nicht in die Hosen, Kinder, da sind wir schon woanders rumgeklettert...“

Das stimmte wohl, aber es war dennoch eine Schinderei. Jakob rührte auf dem Trockenboden die Farbe aus Schlemmkreide und Leim an und Quasi hievte die Eimer durch die Dachluken und zog bei jedem neuen Buchstaben die Planskizze zu Rate. Trullesand und Robert standen nebeneinander auf einem Balken, der in zwei Dachhaken ruhte. Während der eine malte, hielt der andere den Eimer fest. Quasi hatte verlangt, sie sollten sich anbinden, und einzeln hätte er sie auch überzeugt, aber sie waren zu zweit, und keiner wollte als erster ja sagen.

Wenn ein Buchstabe fertig war, pendelte Quasi den Eimer behutsam am Seil weiter, und die beiden Maler mußten auf die schräge Dachfläche hinaus, um den Standbalken in die nächsten Haken zu schieben. Es sah wohl von oben gefährlicher aus, als es war, denn Quasi machte jedesmal einen Heidenspektakel, schrie ihnen zu, wie sie die Füße zu halten hätten und daß sie sich nicht die Hände zwischen Haken und Balken quetschen sollten und daß er zwei größere Idioten als sie noch nie gesehen habe, ohne Seil da unten hier oben.

Auf der Obstbaumallee neben der Fakultät sammelten sich Zuschauer, Passanten blieben stehen und sahen herauf, und immer mehr Studenten kamen aus ihren Zimmern, um zu sehen, was es da auf ihrem Dach zu sehen gäbe. Als denen unten klargeworden war, was die da oben zu schreiben gedachten, kam Bewegung in die Gruppe unter den kahlen Obstbäumen, Worte wie „Lümmel“ und „bravo“ waren auszumachen, und Trullesand war tief zufrieden. „Die Sache

wirkt, Leute, unsere Losung bringt die Leute auf die Straße.“

„Mir scheint eher“, sagte Robert, „die hatten lange keinen Zirkus hier.“

„Jetzt haben sie einen“, schrie Quasi aus der Luke, „bindet euch doch bloß an, sonst wirkt sich das politisch aus, wenn ihr 'runterfallt.“

„Ja, ja, ist gut, Oma.“

„Wir lassen uns dann von Fräulein Schmöde gesundpflegen.“

„Wenn ihr da 'runtersaut, gibt es nur noch Grabpflege.“

„Das machst du dann, Quasi, du machst das so schön ordentlich.“

„Kannst dich ja anbinden, wenn du dich über unseren Grabstein beugst.“

„Ach, malt doch nicht den Teufel an die Wand!“

„Ans Dach, Quasi, ans Dach.“

Doch der Teufel war schon auf dem Dach. Der Teufel stieß Robert in die Seite und zeigte auf ein Mädchen dort unten, das am Stamm eines Apfelbaumes lehnte und zu ihnen heraufsah, und Robert sagte: „Fräulein Vera Bifert, Schneiderin, ist auch da. Interessanten Pullover hat die an.“

Trullesand malte sorgsam den Punkt zum Ausrufezeichen hinter die Oberzeile, ehe er zu Vera hinuntersah und dann beiläufig fragte: „Was ist denn interessant an dem Pullover?“

Der Teufel zwinkerte Robert zu, und Robert sagte: „Wieso ,an'? Hab ich ,an' gesagt?“

Trullesand legte den Quast in den Eimer und ließ sich vom Standbalken dachabwärts langsam bis zum nächsten Haken gleiten.

„Wo willst du hin?“

„Mal sehen, wie die Losung von weiter unten wirkt.“

„Gute Idee. Ich komme auch.“

Und der Teufel sagte auch: „Gute Idee.“

Quasi schrie wütend, sie sollten zurückkommen, aber nun waren sie einmal unterwegs, und unten am Apfelbaum stand Vera Bifert und sah zu ihnen herauf.

Auf dem Schneefang kurz vor der Dachkante machten sie halt. Sie lagen auf dem Bauch, stützten den Kopf in die Hände und sahen zu der frischen weißen Schrift hinauf.

„Sieht gut aus, nicht?“

„Sieht gut aus!“

Und der Teufel sagte: „Ja, Jungs, und von unten, von der Straße her und besonders, wenn man unter einem bestimmten Apfelbaum steht, sieht ihr wie zwei Helden aus!“

„Wenn man genügend Schwung nimmt, müßte man auch so 'rauflaufen können“, sagte Trullesand.

„Meinst du? Woll'n mal sehn.“

Sie stemmten sich gegen den Schneefang wie gegen einen Startblock, aber der Schneefang war kein Startblock, er war ein niedriges Gitter aus dünnem Blech, und das brach unter ihrem Doppelschwung, und das Dach war nicht die Erde, es

war schräg und hart und glatt, und die Erde war erst zweiundzwanzig Meter weiter unten.

Als sie wieder denken und hören und sehen konnten, hingen sie mit allem, was nabelabwärts war, über den Rand des Daches hinaus, die wulstige Kante der Regenrinne drückte in die Haut über den kurzen Rippen und knickte den Körper in einen Winkel, aus dem nicht herauszukommen war, und das scharfe Blech des zerbrochenen Schneefangs schnitt ihnen in die Hände, und lange war da kein Festhalten mehr.

Und dann kam Quasi. Er kam an dem Eimerkeil die lange rote Schindelbahn herunter und sah wie ein Engel aus und war ein Engel. Er zerrte Trüllesand über die Regenrinne herauf und dann Robert, und er sagte dabei, ach, was, er sagte es nicht, er sang es, er sang wie ein Engel: „O, ihr verfluchten Schweinehunde, ihr!“

Das war Karl-Heinz Riek, damals noch Quasi genannt, damals schon kein Klempner in einer Zuckerfabrik mehr, damals einer der ersten Arbeiterstudenten des Landes, damals ein Kerl, und was jetzt?

Nun, Aula-Redner Iswall, und was jetzt?

Das Beste, was du tun kannst, Robert Iswall, das Beste ist, du denkst nicht mehr an diese Rede und an diese ABF und an diesen Quasi Riek — hol sie doch alle der Henker! Schließlich bist du nicht im Urlaub hier. Du sollst ...

Na, und, tue ich das vielleicht nicht? Ich weiß genau, was ich soll, und ich mache, was ich soll. Wie ich es mache, ist schließlich meine Sache, nicht! Die wollen eine Reportage über das Wasser in Hamburg und die Tage danach, und die kriegen sie. So ist das ja nun auch nicht, daß ich nur hier herumgesessen hätte und mit nichts weiter im Kopf als vergangene Zeiten und vergangene Leute; ich bin hier ganz schön herumgelaufen, und wenn die die Hälfte von dem nehmen, was ich jetzt schon schreiben kann, dann wird das ein Wunder sein. Man wird ja wohl auch noch mal an was anderes denken dürfen als an zerborstene Brücken, Versicherungspolicen, Teuerungen auf dem Gummistiefelmarkt, Wassermanken an der Schlafzimmertapete, Senatoren mit Trauer auf der Zunge und der Nase im Wahlwind, Bundeswehrhubschrauber, Schlachtenbummler vom Tegernsee und aus Bielefeld, Witwen und Waisen und Reisende in Feldbetten für einen weiteren Katastrophenfall; man wird ja wohl einen Augenblick auf Hermann Griepers Sofa sitzen und im Hamburger Telefonbuch blättern dürfen, was?

„Ich geh noch mal 'raus“, sagte Robert, und Lida nickte ihm zu. Sie gab dem Nachtpörtner der Wurstfabrik ihre Bestellung für den nächsten Tag; Robert hörte sie sagen, es sollten zwanzig Kilo Bockwurst mehr sein als am Vortag. Bockwurst — das war auch so etwas. Wenn du früher hier eine Bockwurst verlangt hättest, dann hätten sie dir so ein kurzes knuppliges Ding in die Hand gedrückt, womöglich mit Speckstückchen drin und Thymian oder sonst einem schrecklichen Gewürz, und sie hätten dich als Butenländer und Quiddje ein-

taxiert, und wohl mit Recht, denn ein Hamburger aß keine Bockwurst, der aß Knackwurst, und er bestellte auch Knackwurst, wenn er Knackwurst haben wollte, aber jetzt mußte er Bockwurst sagen, wenn er Knackwurst haben wollte, jedenfalls auf der Reeperbahn, wo die meisten Kunden Ausländer oder Quiddjes waren.

Mal sehen, wie die in Quasis Kneipe heißen. Wenn sie Knackwurst heißen, hat er einen Punkt gut — den wird er brauchen können, denn alle anderen sind gestrichen, auch die von der Engelstat auf dem roten Schieferdach, da mach dir nur ja nichts vor, Quasi Riek, da rechne bloß nicht mit, Herr Wirt!

Robert fuhr mit der U-Bahn. Er hatte es nicht weit und nicht eilig, und die Hochstrecke der Bahn zwischen Landungsbrücken und Rödingsmarkt war mit das Beste, was die Stadt zu bieten hatte. Am Millerntor noch, in der schmuddeligen Kellerstation St. Pauli war die Bahn nichts anderes als ein praktisches und ungemütliches Schnellverkehrsmittel mit zwei Arten Mief zum Aussuchen, Raucher-mief und Nichtrauchermief, erweiterte Rohrpost, kaum anheimelnder als ein Abwässerkanal, aber wenn sie dann kurz vor der Helgoländer Allee zwischen Rhododendron und Rasen aus dem gekachelten Stollen fuhr und auf der Station Landungsbrücken hielt, dann rissen alle Fremden die Augen auf: Heh, guck mal, wir sind im Hafen!

Hier ist die Bahn erst einmal Hochbahn, fährt über das Johannisbollwerk und die Vorsetzen bis zum Baumwall, und der Hafen wird hier winkliger, ist ja auch der Binnenhafen, und da ist die Kehrwiederspitze und da ist der Grasbrook, wo sie dem Störtebeker den Kopf abgehauen haben, er soll ja noch ein ganzes Ende ohne Kopf weitergelaufen sein, das ist aber wohl mehr eine Sage, das gibt es doch nur bei Hühnern, daß sie ohne Kopf 'rumlaufen, und da ist es auch selten. Und nun sind wir schon im Rödingsmarkt, aber das ist schon lange kein Markt mehr, der Gänsemarkt ja auch nicht und der Pferdemarkt und der Hopfenmarkt und der Zeughausmarkt und der Rathausmarkt schon gar nicht, und das Wasser da stadtwärts hat nichts mehr mit dem Hafen zu tun, das ist das Alsterfleet, ein trüber Abfluß in die Elbe, da hat der Fluß schon seine Schuldigkeit getan, hat zweimal See gespielt, einen großen und einen kleinen, die Binnen- und die Außenalster, und nun kann er in die Elbe gehn, verdreckt und schlickig, und kein Mensch guckt nach ihm hin; jeder, der nicht gerade jeden Tag hier fährt, sieht zum Michel hinüber, und einen Augenblick später ist der Zug wieder untergrund und taucht unter der Börse hindurch, die sich, wie praktisch und ehrlich, unter einem Dache mit dem Rathaus befindet, und am Hauptbahnhof steigt man am besten aus, wenn man zur Sechslingstwiete will.

Die Frage ist nur, ob man auch in die Sechslingstwiete darf. Robert wußte von keinen Vorschriften, die den Weg versperrten. Wahrscheinlich gab es sie dennoch, und ebenso wahrscheinlich hatten sie auch ihren Sinn. Aber noch wahrscheinlicher war, daß sie nicht immer ihren Sinn hatten. Man mußte nur mit guten Gründen vertreten können, was man tat, dann konnte man es überall und vor jedem vertreten.

Also vertritt diesen Weg, Robert Iswall. Sag uns nur nicht, dieser Wirt da, dieser Riek, der sei dein Freund gewesen. Du weißt, was wir von einem solchen Grunde halten. Wir alle haben einmal Freunde gehabt, und wir alle hatten unter ihnen welche, die uns eines Tages verraten haben, und von da an sind sie nicht mehr unsere Freunde gewesen, und wir denken nicht an sie als an unsere ehemaligen Freunde; sie sind unsere Feinde geworden, und so sind wir die ihren. Und Lebensretter? Niemand von uns lebt ein Leben, das sein Verdienst allein ist. Wir sprechen nicht von Vater und Mutter und auch nicht von der Hebamme, wir sprechen nicht einmal von den Ärzten, die meinen wir gar nicht; wir meinen den Jungen, der uns aus dem Dorfteich geholt hat, und das Mädchen, das zur Feuerwehr lief, als es das Gas gerochen hatte, und den Mann, der uns auf der Straße zur Seite schleuderte und dann selber unter das Auto kam; wir meinen die Nachbarin, die uns einen Backenzahn ausbrach, als sie uns die Dorschgräte aus dem Schlund holte, und den betrunkenen Kohlenträger meinen wir, der seinen Rausch in der Kiesgrube ausschlafen wollte und der einzige war, der den Kopf behielt, als wir im Sand verschwunden waren. Wir könnten immer auf Reisen sein, auf Reisen zu unseren lieben Lebensrettern, zu den Luftschutzwarten, die im richtigen und letzten Moment Vorsicht gerufen haben, zu den Obergefreiten, die uns kein Wasser gaben, weil sie wußten, was ein Bauchschuß ist, zu dem einen General, dem das Ritterkreuz nicht alles, war, zu den Pilzkennern und Spökenkiekern, Geistesgegenwärtigen und Bestechlichen, den Blutspendern und schnelleren Mördern. Komm uns also nicht mit Lebensrettern.

Neugier, sagst du? Neugier wäre schon was; wir wissen sie zu schätzen. Wir hatten uns ihrer schon ein wenig entwöhnt und auch des Fragens, aber sie ist uns nicht gut bekommen, diese Enthaltsamkeit, darum fragen wir nun wieder und wollen, daß alle fragen; die Neugier zählt wieder zu unseren Tugenden, nur nennen wir sie nicht Neugier, das klingt nach Weiberklatsch und bürgerlich; wir haben andere Worte, sprechen von Forschergeist und Entdeckerfreude, machten das Denken zur obersten Pflicht, und so — was hilft es, möchten wir manchmal noch sagen — auch das Fragen. Sag uns also getrost, du seiest neugierig, aber sag es uns anders. Sprich von einem Problem und seiner Aufklärung, und da hast du uns.

Gut, wenn es euch so leichter heruntergeht, will ich Karl-Heinz Riek ein Problem nennen. Für mich aber ist er mehr als das: ein Rätsel, eine Niederlage, ein böses Wunder. Denn er war einer von nur dreien, die fortgelaufen sind, und er war der einzige ohne einen Grund, ohne einen ersichtlichen Grund. Und er war mein Freund, und ich kannte ihn. Die anderen beiden zählen nicht; der eine stolperte ein paarmal zu oft versehentlich über das Bett, in dem sein Zimmernachbar schlief, und in des anderen Kopf hatte Angelhoff Ideen entdeckt, die gebrandmarkt werden mußten, idealistische, existentialistische, kosmopolitische Ideen — die beiden also hatten Gründe.

Aber Quasi hatte keine. Er hatte kaum eine Vergangenheit, aber eine Zukunft in höchsten Höhen. Er war der Mathematiker Nummer eins des Jahrgangs neunundvierzig, und als Organisator war er fast ein Genie. Nicht nur er war für

unser Land wie geschaffen, auch das Land war es für ihn. Kein schöner' Land in dieser Zeit . . . ein Rechnerland, ein Organisatorenland, ein Soll-und-Haben-Land, ein Land für Plänemacher, Logarithmenland, Perspektivenland, Tabellierer-, Koordinierer-, Programmiererland. Ein Land für Quasi Riek.

Aber eben doch nicht, und warum nicht? Wer hat Riek etwas getan? Wer gab ihm einen Grund? Von uns war es keiner; wir hätten es gemerkt; wir haben doch alles voreinander ausgekramt; wir wußten, wieviel Zähne der andere noch hatte und woher die Narbe da über der Braue stammte oder die unter dem Nabel, wie der erste Schultag gewesen war und der erste Lohntag und der erste Kuß und der erste Schnaps; wir kannten die Witze des anderen, seine Skattricks, seine Schacheröffnung, sein Lieblingslied, seine Finten und die Stelle, wo bei ihm das Lindenblatt gelegen war. Ein jeder im Zimmer „Roter Oktober“ hätte des anderen Fragebogen ausfüllen können, und die Lebensläufe zu schreiben, brauchte es auch nicht viel mehr. Was waren das schon groß für Lebensläufe. „Ich, Karl-Heinz Riek, wurde als ältester Sohn des Binnenschiffers Ferdinand Riek und seiner Ehefrau Else, geb. Peplow, am 2. II. 1929 in Dömitz/Elbe geboren. Ich besuchte dort von 1935 bis 1943 die Volksschule. Anschließend erlernte ich bei dem Klempnermeister Eugen Krahn in Dömitz das Klempner- und Installateurhandwerk. Seit 1946 arbeitete ich als Klempnergeselle in der Zuckfabrik Wilhelm Luchtmann (in Treuhand). Ich bin seit 1946 Mitglied der FDJ und seit 1947 Mitglied der SED. Meine Eltern waren parteilos. Sie sind, gemeinsam mit meinem damals zehnjährigen Bruder, am 18. Juli 1944 bei einem Fliegerangriff ums Leben gekommen . . .“

Ein Klacks von einem Lebenslauf, und wenn man gewollt hätte, hätte man ihn noch viel genauer erzählen können: Namen der Lehrer, Lieblingsgetränk des Meisters, Motiv für den Parteieintritt, nähere Beschreibung der Umstände, unter denen Eltern und Bruder starben . . .

Quasi hatte Robert die Geschichte nur einmal erzählt, ihm und Vera Bifert an einem Sonntag kurz nach seiner Krankheit. Er wollte mit ihr seine Furcht vor der Krankheit erklären und die Zweifel, die ihn anfielen, wenn man ihm sagte, er sei von nun an gesund, vorausgesetzt natürlich, er halte sich an die ihm auferlegten Regeln.

„Ich weiß nicht“, sagte er, „ich weiß nicht recht. Es klingt wahrscheinlich abergläubisch, aber ich bin ganz bestimmt nicht abergläubisch, und religiös bin ich schon gar nicht. Religion ist die Folge von quasi keiner Schulung. Aber Schulung hab ich. Ich war auf der Kreisparteischule und auf einem Lehrgang der Landesparteischule und auf einer FDJ-Schule. Religiös kann ich nicht sein. Aber ich hab meine Erfahrungen, und die machen mir Angst. Ich wollte das eigentlich nicht erzählen, so was hat schließlich jeder am Bein, aber wenn ich nun wirklich nicht darüber sprechen würde, dann wäre das vielleicht doch abergläubisch oder der Anfang davon quasi. Nein, guck mal, die Sache mit meinen Eltern und meinem Bruder, besonders aber die mit meinem Bruder, die war einfach so, daß man Angst kriegen kann, wenn man daran denkt. Der hieß Detlef, und neun Jahre war er immer krank. Er hat alle Krankheiten mitgenommen, die es gab. Die

Hebamme hat in Dömitz 'rumerzählt, daß er ihr schlimmster Fall gewesen ist. Sie hat behauptet, sie hätte ihn eine Weile in die Ofenröhre schieben müssen, sonst wäre er gar nicht erst warmgeworden. Wahrscheinlich spinnt sie, aber neun Jahre lang ist mein Bruder wirklich immer krank gewesen. Masern und Windpocken sowieso und Ziegenpeter, aber auch Diphtherie und Scharlach und jedes Jahr dreimal Angina und Mittelohrentzündung, und dann mal wieder was mit dem Rippenfell, und Grippe war bei dem schon gar keine Krankheit mehr. An Land wäre das alles nicht so schlimm gewesen, aber mein Vater fuhr einen Schleppkahn, und wir fuhren alle mit, weil das wochenlang dauerte, wenn der Kahn unterwegs war. Mein Bruder war schon neun Jahre alt, da kriegte er Keuchhusten. Uns war das schon immer unheimlich gewesen, daß er den noch nicht gehabt hatte, und als es losging, da blieb Detlef mit mir bei dem Schiffs-eigner in Dömitz.

Keuchhusten ist ja nicht weiter schlimm, aber die Ärzte wissen da, glaube ich, immer noch nichts so richtig. Der Arzt in Dömitz hatte ein neues Rezept, jedenfalls hatten wir davon noch nichts gehört. Er schickte mich mit meinem Bruder in das Gaswerk. Dort war eine große Halle mit Schlackenbergen und Kohlengrus, und ringsherum lagen Bretter für die Schubkarren. Und auf diesen Brettern fuhr mein Bruder den ganzen Tag mit seinem Roller um die Halle herum. Der Arzt hatte gesagt, diese Art Luft dort würde Detlef guttun. Das war aber quasi keine Luft, das war mehr Gas, und anfangs wurde mir immer schlecht. Aber meinem Bruder half das. Er war zwar immer todmüde; er hat schließlich täglich etliche Kilometer 'runtergerollert, aber es stellte sich heraus, daß der Gestank wirklich gut gegen den Keuchhusten war, und mein Bruder rollerte von Tag zu Tag besser, wenn er auch viel heulte, weil er so müde war, aber ich hab ihn gescheucht, immer 'rum um die Halle, und später wollte er seinen Roller nicht mehr anfassen. Der Husten war dann aber weg. Und nicht nur der Husten, alles andere auch. Ihr müßt euch das mal vorstellen, neun Jahre war der Kerl immer krank, und dann war er plötzlich gesund. Ich hab Fräulein Schmöde gefragt, ob das wirklich mit dem Gaswerk zu tun hatte . . .“

„Ich denke“, sagte Vera Bilfert, „du erzählst das jetzt zum ersten Mal?“

„Mach ich auch“, sagte Riek, „Fräulein Schmöde habe ich das nicht erzählt, der habe ich das berichtet, dargelegt, zu medizinischen Zwecken quasi.“

„Natürlich“, sagte Vera, und Quasi sah sie eine Weile forschend an, aber dann erzählte er weiter: „Detlef war nun gesund, und meine Mutter sagte: ‚Jetzt ist er über den Berg‘. Und dann in den Sommerferien kam das mit dem Flugzeug, das war am achtzehnten Juli vierundvierzig. Wir brachten Zement zum Müritzsee 'rauf. Mein Vater war im Ruderhaus und meine Mutter an der Wäscheleine, und ich saß mit Detlef auf dem Vordeck, und wir guckten in die Wiesen. Die Elde geht da durch Wiesen, nur hier und da ein paar Büsche, sonst nur Wiesen, und auf einmal rief mein Bruder: ‚Da ist ein Flieger mit einem Loch!‘ Das war aber kein Flieger mit einem Loch, das war ein Doppelrumpfjäger, eine Lightning. Mein Vater rief, wir sollten in den Laderaum zwischen die Zementsäcke springen, er machte das Ruder fest und kam auf Deck, und Detlef lief zu ihm

hin, und meine Mutter lief auch zu ihm hin, und ich stand da und sah zu der Lightning 'rauf. Zuerst sah es aus, als ob sie weiterfliegen wollte, aber dann machte sie einen Bogen und kam herunter. Ich hörte es nicht schießen, aber hinter dem Heck spritzte das Wasser auf, und ich sah, wie mein Vater meine Mutter herunterriß und beide über meinen Bruder fielen. Unser Kahn hatte an keiner anderen Stelle ein Loch, nur dort, wo meine Eltern und Detlef gelegen hatten, und sie waren alle drei tot. Mein Bruder war gerade ein Jahr lang gesund gewesen, und da frag ich mich, wozu. Wozu hab ich ihn denn da durch den Gasgestank gehetzt, und wozu hat ihn die Hebamme in die Ofenröhre gesteckt, wenn dann so ein Mistvieh kommen kann und schießt ihm mit der Kanone ein Loch in den Rücken . . . könnt ihr mir das sagen?“

Robert und Vera hatten sich redlich abgemüht, aber bei all ihrem Gerede über Zufall und Notwendigkeit war keine Antwort für Quasi herausgekommen. Aber das war jetzt auch unwichtig; Quasis Verwandlung in den Kneipenwirt Riek hatte damit nichts zu tun, konnte nichts damit zu tun haben, denn Quasi hatte nie mehr über den Tod seines Bruders gesprochen, und seine Lunge blieb, von der Narbe abgesehen, in den Jahren bis zu seinem Verschwinden o. B.

Robert hatte die Erfahrung gemacht, daß Krankheit so ziemlich der letzte aller Gründe war, auf die man sich berief, wenn man die Republik verlassen hatte. Die verrückteste Geschichte zu diesem Thema hatte Vera eines Tages aus der Klinik mitgebracht. Sie hatte wohl vorher schon von der Frau, um die es sich drehte, erzählt, aber da war die Sache eher medizinisch als menschlich interessant, und von ihrer absurd Pointe war noch nichts zu ahnen. Robert verstand jedenfalls zunächst überhaupt nicht, warum Vera so völlig aufgebracht war und unter Tränen behauptete, die ganze Menschheit sei einen Dreck wert, und Tierärztin hätte sie werden sollen oder Steinmetz oder Steinmetzin, „oder wie heißt Steinmetz auf weiblich?“

Robert schlug Steinmetzgerin vor und Steinmetze, aber Vera wußte, was eine Metze war, und sie sagte, ihr sei nicht nach seinen blöden, abgeschmackten, geschmacklosen, albernen, idiotischen, penetranten, gräßlichen, widerwärtigen Witzen zumute, ihr sei nach Hängen und Würgen zumute, nach Mord und Totschlag und Halsabschneiden, und sie warne ihn.

„Wenn es die Postkarte ist, die dich so wütend gemacht hat“, sagte Robert, „dann solltest du jetzt vielleicht besser aufhören, sie zu Mehl zu zerreiben, sonst kannst du sie am Ende nicht mehr lesen, und dann weißt du nicht, worüber du dich so aufgeregt hast.“

Vera warf die zerknüllte Karte auf den Tisch. „Nie werde ich das vergessen; das kannst du dir aufschreiben. So eine Niedertracht! So ein Irrsinn! So eine . . .“ Dann heulte sie wieder.

Es war Niedertracht, aber vielleicht war es doch eher Irrsinn. Vera hatte eine Patientin gehabt, eine Frau weit über die sechzig mit schweren Sehstörungen. Die Frau war erst in die Klinik gekommen, als sie schon fast nichts mehr sah, und auch da hatte ihr Mann sie beinahe gewaltsam in die Sprechstunde bringen müssen. Nein, sie wollte nicht, sie wollte sich nicht behandeln lassen, und von

Operieren durfte nicht die Rede sein. Sie habe nun so lange gewartet, da werde sie es auch noch länger aushalten können, und eines Tages würden ihre Geschwister schon eine Lösung finden. Ihre Geschwister und deren Kinder lebten in Kassel und in Niederbayern. Sie hatten Präparate geschickt, gute, westliche und vor allem teure. Die Geschwister legten eine Aufrechnung ihrer Auslagen in jedes Päckchen und schrieben dazu, wer diesmal in den Säckel gegriffen hatte. Nur verschlugen die Pillen und Salben nicht, und der Arzt, der Ostarzt, zu dem die Kranke schließlich doch gegangen war, hatte sich aufgereggt und gesagt, mit Salben sei da nichts zu ändern, hier helfe nur eine Operation in der Klinik. Er wollte die Frau überweisen, aber die sträubte sich. Sie sagte, sie habe ihre ganze Verwandtschaft im Westen, gutgestellte Leute, der Bruder ein Kugellagerfabrikant, die Schwester Gattin eines Käsemachers; denen werde es nichts ausmachen, eine Operation zu zahlen, aber eine richtige, im Westen. Nur, den Geschwistern machte es etwas aus. Die Gattin des Käsmachers verwies auf die Importe aus Holland, Frankreich und Italien, die einem das Leben schwermachten, und der Bruder hatte es mit seinen Kugellagern auch nicht besser. Die Schwester solle sich doch ruhig einem östlichen Fachmann anvertrauen — Ärzte seien unpolitisch, und dann sei es eben auch billiger drüber. Der Mann der Kranken hatte im allgemeinen nicht viel zu sagen, aber da die Frau nun fast nichts mehr sehen konnte, übernahm er die Führung. So kamen sie zu Vera. Die Frau blieb gleich auf der Station. Sie war eine schwierige Patientin. In der Vorbehandlung, die vier Wochen dauerte, war sie voll tiefem Mißtrauen, sie schrieb lange Klagebriefe an ihre Verwandten, und es machte ihr nichts aus, daß die Schwestern, denen sie die Briefe diktierte, die gleichen waren, über die sie sich beschwerte. Hätte der Heilprozeß von der Mithilfe der Kranken abgehängt, so hätte er ergebnislos auslaufen müssen. Aber er verließ normal, ja, schneller als normal. Nach der Operation blieb die Frau weitere Wochen in der Klinik, und dann war sie völlig wiederhergestellt. Auch ihr Verhalten zu Ärzten und Schwestern hatte sich in dieser Zeit geändert. Sie hielt jetzt mehr von ihnen und der Ostmedizin; ihre Schwester habe doch recht gehabt, sagte sie, Ärzte seien immer noch Ärzte, auch hier, und sie werden das nicht vergessen. Zum Abschied kaufte sie Blumen und Pralinen, und dann verließ sie die Klinik, zusammen mit ihrem Mann, der jetzt wieder einen Schritt hinter ihr ging und außer Dankeschön nichts sagte. Ein paar Wochen später bekam Vera die Karte. Sie kam aus Kassel, wo es der Frau seit vierzehn Tagen gutging. Die Verwandten seien reizend, hieß es, auch die Schwester mit ihrem Käsemacher sei schon dagewesen, und nun könne man doch auf seine alten Tage noch ein paar Jahre der Freiheit genießen. „Mit freundlichen Grüßen Ihre stets dankbare Patientin . . .“

Die Freiheit trieb Vera fast in die Hysterie; Robert konnte sie nicht einmal mit seiner berühmten Fantasiesuppe beruhigen, und auf ihr Warum wußte er auch keine Antwort. Aber hier nun, in der dunklen und nassen Straße von St. Georg, war er in einer besseren Lage; er konnte den Wirt vom „Toten Rennen“, der ihm ein ähnliches Warum aufgegeben hatte, selber fragen; er hatte es nur noch wenige Schritte weit.

Die Gastwirtschaft „Zum toten Rennen“ war eine von jenen Kneipen, in denen man besser nicht nach der Speisekarte fragt. Tut man es dennoch, so darf man gewiß sein, daß man sich in des Kellners Augen in einen leuchtend grünen Fleck verwandelt. Wenn er Zeit hat, sagt er einem: „Speisekarte? Oh, tut mir leid. Die heutige ist noch nicht da. Die können sich in der Druckerei wieder einmal nicht einigen, ob Rollmops mit einem oder mit zwei p geschrieben wird; sie haben schon andauernd hier angerufen, ob wir es vielleicht wissen. Wissen Sie es? Sie sehen so aus, als hätten Sie Abitur.“

Wenn der Kellner einer von der gemeinen Sorte ist, ruft er sehr laut und mit viel Betonung zum Schanktisch hinüber: „Herr Wirt, der Guest möchte eine Speisekarte. Haben wir eine?“, und dann tut man besser, man läßt sich ganz schnell eine vergessene Verabredung einfallen, und wenn man aus dem Lokal rauskommt, ohne auf dem Weg vom Tisch zur Tür fünf Zentimeter kleiner geworden zu sein, dann ist man immer noch ein Kerl.

Hat der Kellner weder Zeit noch Galle, dann zählt er an den Fingern ab, mit einem Fragezeichen hinter jedem Finger: „Wurst mit Brot? Wurst mit Salat? Klops mit Salat oder Brot? Brathering? Rollmops? Wir können Ihnen natürlich auch eine Büchse Ölsardinen aufmachen? Oder ich bringe Ihnen eine Tüte Erdnüsse? Vielleicht wollen Sie die?“

Robert sagte: „Ein Bier, ein' Jägermeister.“ Das „Bitte!“ verkniff er sich, obwohl der Kellner eine Kellnerin war. „Bitte“ sagten nur Wildfremde oder sehr gute Freunde. Die Kellnerin brachte ihm das Bier und den modischen Kräuterlikör und ließ ihn dabei den Trauring sehen, den sie abziehen würde, sobald der Dienst zu Ende war.

Quasi hatte ihm zugenickt, wie man einem Zufallsgast zunickt, und ihn so interessiert und freundlich angesehen, wie man einen Fünfmarkschein betrachtet, wenn man noch mehr davon hat. Er stand am Zapfhahn und unterhielt sich über den Tresen hinweg mit zwei Männern am Stammtisch. Es ging nach Art des Hauses um die kommende Rennsaison. „„Chronistin“ ist verlorenes Geld“, sagte Quasi, „der Vater war'n Galopper, und die Mutter hätte schon längst zu Wittlinger gehört.“ Er deutete auf das Schild hinter seinem Rücken, auf dem die Firma Wittlinger die Zartheit ihrer Würstchen pries. Einer der beiden Männer schob sein Glas auf die Theke: „Noch einen, Heinzi. — Ich sag ja nicht, daß „Chronistin“ top ist, aber ich hab so'n Gefühl für sie.“

„Das setz' denn man“, sagte Quasi, „und wenn sie zehn zu eins rauskommt, kannst du mit einem ganzen Sack voll Gefühl nach Hause geh'n.“

„Heinzi“, dachte Robert, der heißt hier „Heinzi“. So haben wir nie zu ihm gesagt. Nur einmal hat Trüllesand ihn „Heinzi“ genannt, aber da dachten wir auch, er müßte sterben. Der ist nicht gestorben. Der stirbt nicht. Der läßt sich von diesen Wettjankeln „Heinzi“ nennen, und von jedem Bier hat er einen Groschen. Dafür würde der sich von diesen Einlauffritzen auch „Dicker“ nennen lassen oder „Püppi“. „Dicker“ würde sogar passen; pro Bier ein Groschen macht fett, und selbst, wenn man es selber trinkt, macht das immer noch einen Groschen pro Bier.

Die Kellnerin war nicht zu sehen, und Robert rief: „Herr Wirt!“ Er zeigte auf seine leeren Gläser. Quasi zapfte ein Bier, schenkte einen Jägermeister ein, füllte das Bier nach und kam an den Tisch.

„Tag, Quasi“, sagte Robert. „Tag, Iswall“, sagte Quasi.

„Ist ‚Chronistin‘ wirklich so eine Niete?“

„Todsicher“, sagte Quasi, „von der würde ich die Hände weglassen. Ich würde die Hände überhaupt von allem weglassen, was ich nicht verstehe. Oder verstehst du was von Pferden, Iswall?“

„Keine Spur — du etwa?“

„Ich höre hier so manches; da lernt man“, sagte Quasi. Er ging an seinen Schanktisch zurück und sagte zu der Kellnerin: „Um die Zeit brauchen Sie nicht mehr zu verschwinden, wenn Sie rauchen wollen, Elvira. Kommen Sie mal hier rum, und machen Sie sich die paar Bier selbst.“ Er brachte ein gefülltes Glas und eine Rennzeitung mit, als er sich zu Robert an den Tisch setzte.

„Warst du überhaupt schon mal bei einem Trabrennen?“

„Als Junge, ja, draußen in Bahrenfeld“, sagte Robert.

„Richtig, du bist ja von hier.“

„Und du bist jetzt hier.“

„Du nicht?“

„Nein. — Ich war auch bloß nach Bahrenfeld gegangen, weil die anderen Jungs erzählt hatten, man könnte da viel Geld verdienen, mit Türenaufreißen und Aussteigenhelfen, wenn die dicken Onkels und Tanten mit den Autos zum Rennen kamen.“

„Und, hast du viel verdient?“

„Nee.“

„Dachte ich mir. Ich hätt dir auch nichts gegeben. Du hast nicht die richtigen Augen zum Türaufreißen. Du bist zu hochmütig. Warst du immer.“

„Deshalb bist du doch nicht abgehauen?“

Quasi hob die Rennzeitung vor die Augen und sagte: „In Hannover ist vor zwei Jahren ein Eisenbahner aus Erfurt zu einem anderen Eisenbahner gekommen, der auch aus Erfurt war, und hat zu dem gesagt: ‚Was willst du denn hier, warum kommst du nicht mit mir zurück nach Erfurt? Sie haben keine Leute im Stellwerk, und sie nehmen dich sofort wieder.‘ — Jetzt ist der andere Eisenbahner aus Erfurt auch hier. Im Loch. Das war versuchter Menschenraub.“

„Steht das in deiner Scheiß-Zeitung?“ sagte Robert, „dann muß da doch auch stehen, daß der eine Eisenbahner irgendwann zwischendurch ans Telefon gegangen ist, oder wie hat er den Menschenräuber gefangen?“

Quasi schob ihm die Zeitung über den Tisch: „Vielleicht hat er auch gleich ‚Hilfe!‘ geschrien. In so einem Fall kriegt man hier schnell Hilfe.“

„Feine Gegend“, sagte Robert.

„Moment“, sagte Quasi. Er holte zwei Bier und einen Jägermeister. „Wieso trinkst du denn Kräuterschnaps? Wenn ich mich richtig erinnere, konntest du Boonekamp und Wurzelpeter nicht ausstehen.“

„Wir ändern uns eben alle, Quasi, du nicht allein.“

„Das ist gut zu wissen“, sagte Quasi und salutierte mit seinem Glas, „auf den ewigen Wandel! Dabei fällt mir ein, wie geht's denn Trullesand und Rose, sind die immer noch in China? Und wie geht es Vera, ist die immer noch deine Frau?“

„Trullesand und Rose sind zurück“, sagte Robert, „und Vera ist immer noch meine Frau.“

Quasi sprach mit seinem Bierglas: „Wer hätte das gedacht?“

Robert legte die Hände vor sich auf den Tisch und lehnte sich zurück: „Du nicht?“

„Ich würde hier keinen Streit anfangen“, sagte Quasi, „die Leute könnten leicht denken, du seiest böse geworden, weil ich mich nicht von dir verschleppen lassen wollte. Sag mir nicht, das sei Blödsinn, Iswall. Ich weiß es ja. — Aber um auf deine Frage zurückzukommen: Nein, ich hätte es eigentlich nicht gedacht. Schließlich, und das mußt du mir zugutehalten, schließlich weiß ich ja, wer Trullesand und Rose nach China verladen hat und wer sie verheiratet hat und warum er es getan hat. Das sind so liebe kleine Erinnerungen, die halte ich mir warm für den Fall, daß ich mal Heimweh kriege, die helfen einem dann schnell darüber hinweg.“

„Ich hätte auch Heimweh an deiner Stelle“, sagte Robert.

Quasi stand auf. „Das vergiß nur nicht.“

Robert sah ihm zu, wie er an einem der Tische die Rechnung aufmachte, kassierte und das Wechselgeld in kleinen Münzen auf die Hand eines leicht betrunknen Gastes zählte. Er wirkte weit älter, als er war. Er war erst dreunddreißig Jahre alt, aber er sah aus wie der gute Wirt im Bilderbuch. Eine Respekterson, eine Vertrauensperson, trinkfest, pumpfest, kein Betrüger und kaum übers Ohr zu hauen, ein Mann mit einer Schankkonzession und einer Konzession auf ein hartes, aber sicheres Leben, ein kerngesunder Mann.

Als er zurückkam, sagte Robert: „Was macht denn deine Lunge?“

„Nichts, was sie nicht machen sollte. Die hat die Jugendsünden hinter sich.“

„Wie du.“

„Ach, so denke ich gar nicht darüber. Mir tut nichts leid von damals. Du meinst doch unsere Zeit, wenn du von Jugend sprichst, nicht. Schließlich hat man was gelernt . . .“

„Ja?“

„Ja! Zinseszins, Bruchrechnung, ein bißchen Englisch und ganz gut Deutsch; das macht viel aus, wenn man mit der Brauerei verhandelt oder mit dem Steuerfritzen, und man kann sich ausdrücken.“

„Und was machst du mit Geschichte und Gegenwartskunde?“

„Ach, selbst die sind nicht von Schaden. Beim letzten Zukunfts-Rennen war ein Hengst dabei, der hieß Potemkin, ein erstklassig gezogener Fuchs, Sohn von Altgeselle und Messidora, und selbstverständlich sagten sie hier im Laden alle Potemkin, wie's geschrieben wird. Ich hab ihnen erst einmal beigebracht, Potjomkin zu sagen, schließlich hatten wir mal Russisch, und dann hab ich ihnen was von Katharina und dem Großfürsten mit den falschen Dörfern erzählt, also Geschichte.“

„Und den Panzerkreuzer, hast du den auch erwähnt, oder hast du den vergessen, ich meine, überhaupt vergessen?“

„Wieso denn, Junge, wieso denn? Das war doch schließlich ein guter Film. Das kann man hier ruhig sagen, daß die Russen gute Filme machen.“

„Entweder“, sagte Robert, „entweder bist du ein Vollidiot geworden, oder ich bin es.“

„Ja“, sagte Quasi, „man muß immer alle Möglichkeiten ins Auge fassen. Trinkst du noch einen?“

„Nein, danke. Ich muß auch los. Deine Elvira da guckt schon ganz böse, weil du hier herumsitzt und sie arbeiten muß. Sie kriegt Proletariergeföhle, und das kannst du als Unternehmer doch nicht wollen. Was zahle ich?“

„Mit Bedienung und Trinkgeld für Elvira dreifünfzig. — Ach so, hast du Hella Schmöde mal gesehen?“

„Vor Jahren in Berlin in der Straßenbahn. Sie hat mich aber nicht nach dir gefragt. Sie sah gut aus, beinahe hübsch.“

„Ach du lieber Gott“, sagte Quasi und betrachtete seinen Bauch. „Sie war ein gutes Mädchen.“

„Nun weine man nicht“, sagte Robert und stand auf. Quasi kam mit ihm vor die Tür, und sie standen noch einen Augenblick im grünen Licht des Neon-Hufeisens über dem Eingang.

Robert sagte: „Du hast mich auf eine Idee gebracht. Ich werde der Fakultät schreiben, sie sollen sie einladen. Wir machen im Sommer die Fakultät zu, für immer. Wir beerdigen sie, und ich werde eine der Grabreden halten. In der Aula, wo du ja auch mal als Redner geglanzt hast. Ich werde ihnen schreiben, sie sollen Hella Schmöde einladen, die hat sich damals immerhin prima um uns gekümmert.“

„Ja, das hat sie. Würdest du sie grüßen?“

„Von dir? Warum nicht? „Schöne Grüße von Herrn Gastwirt Riek aus Hamburg!“ — das wird sie sicher gern hören. Wenn du willst, grüße ich auch den ganzen Verein dort von dir. „Liebe Freunde, liebe Genossen, meine Damen und Herren“, kann ich sagen, „es ist mir ein außerordentliches Bedürfnis, Ihnen die herzlichen Grüße eines Absolventen unserer Fakultät zu übermitteln, der nunmehr ein gutgehendes Biergeschäft in Hamburg-St. Georgen betreibt. Sie werden sich seiner vielleicht nicht mehr erinnern, wenn ich ihn bei seinem bürgerlichen Namen nenne, aber wenn ich Ihnen sage, daß er für uns einmal Quasi hieß und daß er sogar einmal auf eben diesem Platze, von dem ich hier zu Ihnen sprechen darf, gestanden und eine markerschütternde Rede zu den Studentenratswahlen gehalten hat, dann . . .“

Er machte eine Pause, und Quasi sagte: „Ist schon gut, Iswall, ist schon gut, ich weiß ja, was du für ein Redner bist. — Komm mal wieder vorbei, wenn du hier drüber bist.“

Er klopfte Robert leicht gegen den Oberarm, und Robert stieg die drei Stufen zur Straße hinunter. Während er seinen Mantelkragen gegen den Regen hochschlug, hörte er Riek leise sagen: „Aber vielleicht kommst du besser nicht wieder

hierher. Und du solltest auch niemanden sagen, daß du hiergewesen bist, es sei denn, irgendwo fragt man dich direkt danach. Aber sonst wäre es besser für uns alle.“

Robert sah zu ihm hinauf; er antwortete nicht, er wartete noch, und dann sagte Quasi Riek, und er sagte es wie ein Zitat aus einem fast vergessenen geheimnisvollen Märchen: „Verstehst du das, Robert?“ Er drehte sich um und verschwand hinter der Tür der Gastwirtschaft „Zum toten Rennen“.

Robert lief durch den Regen zur U-Bahn und beschimpfte sich: Da weiß ich aber nun was, ich weiß nicht einmal, wie die Bockwurst bei ihm heißt, Bockwurst oder Knackwurst; der Punkt kann also nicht vergeben werden, aber Quasi hat ihn auch nicht nötig, er liegt nach Punkten schon weit vorn, er hat Treffer die Menge gelandet, und Robert Iswall kann man nur raten . . . Na, was denn . . . was könnt ihr ihm raten, ihr Experten, ihr Kenner, Fachleute, Neunmalkluge, Siebenmalgescheite, Besserwisser und Salomone, was steht denn so in euren Büchern da? Ich sage euch: Nichts steht da, und nichts wißt ihr, denn ihr wart nicht dabei, als Riek und Iswall Freunde waren, und da fehlt euch der Anfang von allem.

Trullesand müßt ihr fragen oder Jakob Filter, den Förster, der jetzt wirklich Förster ist oder Oberförster oder Hauptförster oder Oberhauptförster, jedenfalls ein richtiger und studierter Förster auf der Stufe, wo es schon Forstwirt heißt, die waren bei allem dabei, fast bei allem, jedenfalls war Trullesand dabei, als Iswall lieber Gott gespielt hat, Schicksal und historische Notwendigkeit, wie sollte er nicht dabeigewesen sein, wo er es doch war, den der liebe Gott nach China schickte, obwohl Trullesand lieber Philosophie studiert hätte, Grund- und Wurzelfragen, und schon lange nicht nur des Zahnarztes und der Karies wegen. Riek hatte die Geschichte nicht vergessen, er hatte sie als Serum gegen das Heimweh in sich bewahrt, und dafür mochte sie auch taugen, obwohl sie ihn gar nicht betroffen hatte; ihm hatte doch niemand gesagt: Schnür deinen Seesack und gehe auf sieben Jahre nach China, und, ja, richtig, eine Kleinigkeit noch: Heirate vorher schnell noch die und die, wir haben schon mit ihr gesprochen . . .

Außerdem, Herrschaften, dies nur zur Klarstellung: so war es ja nun nicht, daß es ein Marschbefehl in die Hölle gewesen wäre, im Gegenteil, gegangen wäre beinahe jeder gern, auch Iswall, auch Jakob Filter, auch Quasi Riek, und Trullesand selbst wäre mit Freuden gegangen, nur freilich nicht gar so gern mit der und der, sondern lieber — oder besser: nur — mit einer anderen.

Aber der liebe Gott ließ da nicht mit sich reden; er hatte in seiner unermeßlichen Güte Verständnis für alles, doch konnte er nicht nur an den einen Trullesand denken und nicht nur lediglich an die und die; er mußte das Großganze im Auge haben, und das Großganze verlangte in diesem Falle nicht Riek, nicht Filter, nicht Iswall, es verlangte Trullesand und dazu noch die und die.

So fuhr Trullesand auf sieben Jahre nach China, und mit ihm fuhr das Mädchen Dieunddie, und auch auf sieben Jahre.

Und zehn Jahre später sagte ein gewisser Gastwirt Riek in Hamburg, den das alles nichts mehr anging, ihm helfe die Geschichte von Trullesand und dessen

Hermann Kant: Die Aula

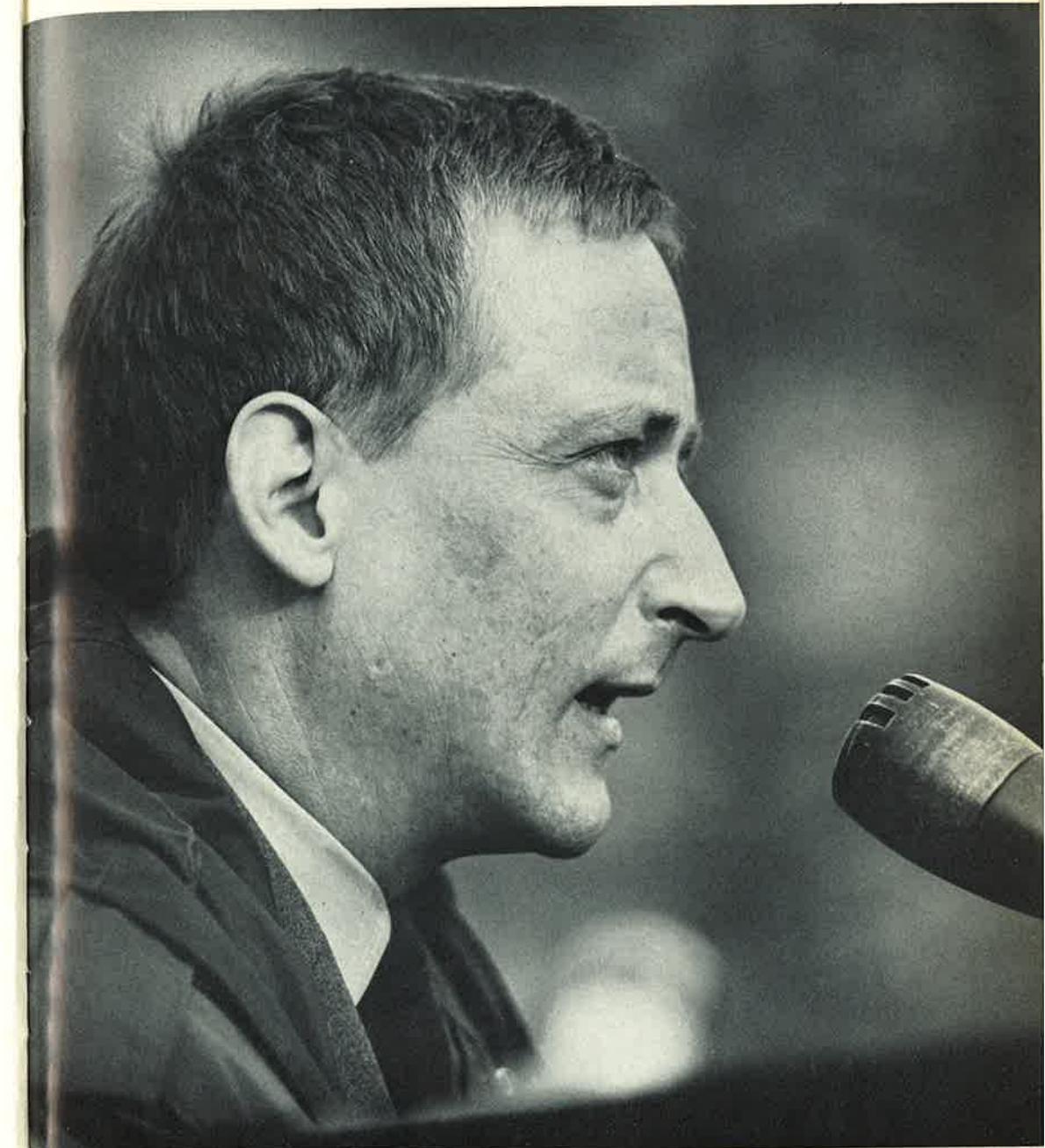
gottgegebener Frau über das Heimweh hinweg. Wenn der uns weiter nichts vorzuwerfen hat, dachte Robert, dann stehen wir ganz gut da; ich vielleicht nicht, ich sicher nicht, aber das Land doch und unsere Zeit damals; wenn der nicht mehr Gründe hat als den, dann hat er keine Gründe, dann ist er so weit nicht entfernt von der Frau mit den wieder heilen Augen und dem Käsemacher zum Schwager. Dann ist er nur ein Narr.

Einen Schuß Narrheit hat er immer in sich gehabt, der Cheforganisator Quasi Riek, nur merkwürdig, daß ihm nie etwas vollständig schiefgegangen ist, oder eher: daß ihm am Ende doch immer alles so geraten ist, wie er es gewollt hat, wenn auch nicht ganz auf die vorberechnete Weise und wenn auch nicht ohne daß er fast immer Haare dabei lassen mußte. Wäre dies wörtlich zu nehmen, so hätte er nach seiner berühmten Aula-Rede kahlköpfig dastehen müssen, als Sieger mit blankem Schädel, aber eben als Sieger.

Schon die Tatsache, daß Quasi und die anderen Delegierten der ABF überhaupt bis in die Aula vorgedrungen waren, konnte ein Erfolg genannt werden. Die meisten Vertreter der Fachfakultäten und die große Mehrheit des alten Studentenrates hatten sich gegen eine Beteiligung der ABC-Studenten — so hatte der Direktor der Psychiatrischen Klinik die neuen Bewohner der Robert-Blum-Straße in einer seiner gefeierten Bierreden getauft — ausgesprochen, und der Alte Fritz hatte dem Senat einen großen Kampf liefern müssen, einen oratorischen Kampf, in dem die nun langsam schon bekannten Verse „Wir sind nicht reif? Das ist das Lied, das sie gesungen haben, jahrhundertelang uns armen Waisenknaben!“ und „Des Geistes Licht, des Wissens Macht, dem ganzen Volke sei's gegeben!“ eine nicht geringe Rolle gespielt hatten, ehe die Senatsempfehlung an den Studentenrat ergangen war, man möge sich doch bewußt werden, daß da eine verbindliche Weisung der Wirtschaftskommission vorliege, die zu ignorieren nicht tunlich sei.

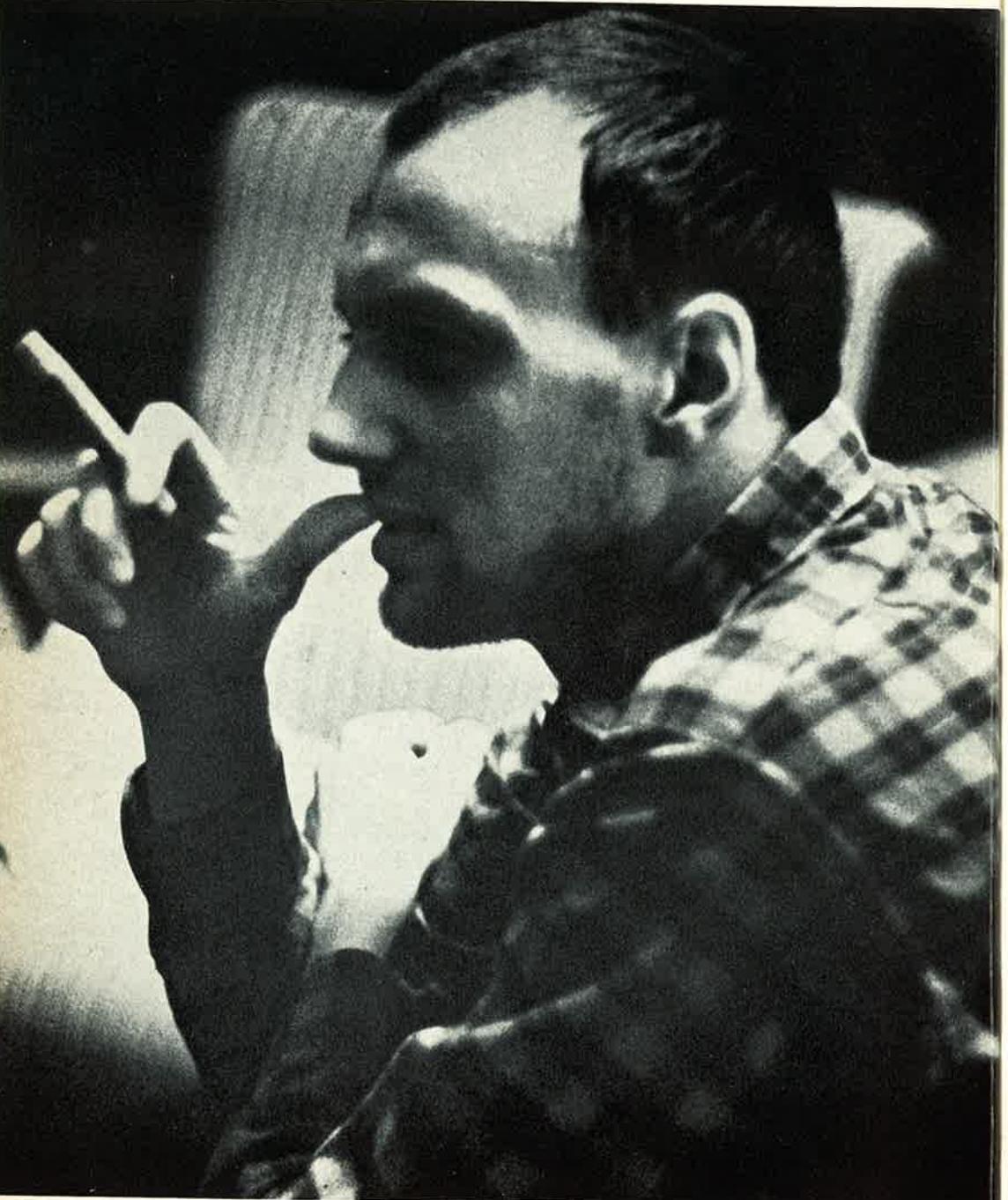
Quasi arbeitete für die entscheidende Wahlversammlung eine völlig neue Taktik aus, deren geistige Väter der Lateinlehrer Angelhoff und der Generalissimus Josef Wissarionowitsch Stalin waren. Allerdings hatte Angelhoff auf negative Weise zur Entwicklung der neuartigen Methode beigetragen, während der Generalissimus, wie in vielen Fällen so auch hier, ein beinahe gebrauchsfertiges Verhaltensmuster geliefert hatte. Sein Interview mit einem japanischen Zeitungsmann diente Quasi zum Modell und zum Antibilde gegen Angeloffs verdächtige klassische Beredsamkeit.

„Diese Sklavenhalter“, sagte Quasi, wenn Angelhoff wieder einmal in pädagogischem Überschwang vom vergleichsweise trockenen Latein zum Griechischen, das er weit lieber gelehrt hätte, übergegriffen und einen der labyrinthischen Sätze aus Thukydides in Original und Übersetzung vorgeführt und von hellenischer Redekunst geschwärmt hatte, „diese Sklavenhalter konnten sich das leisten, so lange zu quasseln. Während die mit und ohne Kieselstein die Zunge



Christian Geissler spricht beim Ostermarsch 1965 in Hamburg

Foto Billhard



Karl Mickel

Foto Billhardt

wetzten, siebenundsiebzigmal die Wasseruhr rauf und runter, konnten sich ihre Sklaven, Heloten, Penesten, Klaroten und Aphamioten mit Olivenpflücken abrackern. Jedesmal, wenn dieser Isokrates einen Satz zu Ende hatte, war er quasi wieder um zwei Fuder reicher. Und den andern, den Xenophon, haben sie ‚attische Biene‘ genannt, wenn ich das schon höre, eine Drohne war das, dieser langatmige Dröhnbeutel, ein Ausbeuter, Jugendfreund, und das soll uns Vorbild sein? Alles hat Klassencharakter, Jugendfreund, auch die Art zu reden. Bitte sehr, bei Gericht, wo's um blanke Drachmen ging, wo ein Invalid um seine Unterstützung klagte oder ein unmündiges Kind gegen seinen Vormund, da, ja da hieß es plötzlich: Fasse dich kurz! Da zeigten die Richter auf die Wasseruhr, wenn ein armer Mann in seiner Not zu viele Worte machte, da hätten sie am liebsten attische Fische aus den Unterdrückten gemacht, diese Gauner!

Aber der Angelhoff, was macht der? Der stellt sich hin und bläst uns das ganze Dronengesumse noch einmal in die Ohren, nur um zu beweisen, daß man den Satz ‚Es ist heiß heute‘ auch anders formulieren kann, zum Beispiel so . . .“ Und dann baute Quasi mit Umsicht und Akribie eine jener tönenden Perioden, die an logischer und rhythmischer Gliederung nichts zu wünschen übrigließen und am Ende dennoch lediglich auf die Aussage hinausließen, es sei heute recht heiß. Quasi wußte nicht, daß sich mäßiger Parodistenwitz schon in den Schulen aller Zeiten auf diese Weise geübt hatte, und hätte er es gewußt, so wäre ihm die äffische Lust wahrscheinlich rasch vergangen, und das wohl auch, hätte man ihm der Wahrheit entsprechend gesagt, daß seine Nachformungen weit über den Durchschnitt der meisten schülerhaften Sprachspiegelungen hinausgelangten. Doch er wußte es eben nicht, und ihn trieb ein anderer Stachel als Pennälereitelkeit zu immer raffinierteren Wortfiguren, deren blanker Wohllaut um so voller tönte, je heftiger Quasi mit den attischen Sprachgauklern und dem Dolchmenschen Angelhoff ins Gericht ging.

Angelhoff ahnte nichts von Quasis Künsten; für ihn war der Student Riek einer jener fühllosen Schüler, die der Liebe nicht hatten und die man am besten in Ruhe ließ, wollte man die seine behalten. Ganz sicher aber wäre er entsetzt gewesen, hätte er gewußt, daß Quasi zwischen den Schönrednern aus Hellas und dem Generalissimus aus Grusien und ihren Sprechweisen einen unüberbrückbaren Klassengegensatz vermutete; Angelhoff wäre schon deshalb entsetzt gewesen, weil er sich in seinem politischen Leben mit genau dem gleichen Eifer zum Exekutor der Ideen des Weisen aus Gori machte, wie er in seinem pädagogischen Dasein um Einsicht für die Größe der Griechen und Römer warb, und weil er in diesen beiden Äußerungen seiner Existenz nichts weniger als einen Widerspruch vermutet hätte.

Quasis Wahltaktik, geboren aus Abneigung gegen griechische Suada und aus Hochachtung vor den jüngsten Kreml-Lakonismen, war ganz einfach: „Studentenratswahlen sind bürgerlicher Unsinn, aber sie finden nun einmal statt, und darum müssen wir sie gewinnen. Wir gewinnen sie nur, wenn wir die Wähler überzeugen. Unsere Gegner hatten bisher die Mehrheit, und sie möchten sie behalten. Dabei haben sie es leichter als wir. Sie wollen nichts Neues, darum brau-

chen sie auch nichts Neues zu sagen. Sie stoßen von vornherein auf volles Einverständnis der Mehrheit der Studentenschaft. Wir stoßen auf Nichteinverständnis. Nichteinverständnis ist vor allem Nichtverständnis, Nichtverstehen. Wir müssen uns verständlich machen. Unsere Sache ist klar, also muß auch unsere Sprache klar sein. Klare Sache — klare Sprache. Klare Sprache ist vor allem kurze Sprache. Die anderen brauchen nichts zu sagen, also werden sie lang sprechen. Wir müssen viel sagen, aber wir müssen es in aller Kürze tun. In der Kürze liegt auch die politische Würze. Also vorwärts, Jugendfreund, in aller Kürze mit aller Würze vorwärts!"

„Und so sollen wir nun reden?“ sagte Trullesand, „oder wie? Wir können doch nicht mit einmal alle auf Zitzewitz machen, Mensch!“

„Das ist nicht Zitzewitz“, sagte Quasi. „Du mußt das Interview noch einmal lesen, dann wirst du schon sehen: Dieser Japaner hat sich abgezappelt und wollte uns die Würmer aus der Nase ziehen, aber Genosse Stalin hat sich nicht gelassen. ‚Nein‘, hat er gesagt, wenn der andere seine Halbstundenfrage endlich losgeworden war, und die längste Antwort auf die längste Frage war: ‚Das ist richtig‘. Das ist der neue Stil, quasi ein neuer Klassenstil.“

„Ich möchte zwar eher glauben“, sagte Trullesand, „daß der Japaner keine Antwort kriegen sollte, warum, kann ich nicht wissen, aber jedenfalls hat er keine gekriegt, oder wenn er eine gekriegt hat, dann eine so knochentrockne, daß man beim Lesen zu jeder ein Glas Wasser trinken muß. Bloß, wieso das nun ein neuer Stil sein soll, und wie du den bei den Wahlen anwenden willst, das bleibt mir unklar. Die Studenten sind doch keine japanischen Journalisten, und wenn von denen einer eine lange Rede hält, und du steigst nach ihm auf die Kanzel und sagst: ‚Das ist richtig!‘ und steigst wieder runter, wo ist denn da die Würze?“

Aber da hatte er Quasi mißverstanden. Der wollte doch nun keineswegs die Ausführungen der ABF-Redner auf Kurzurteile dieser Art beschränken; er wollte nur Prägnanz und Sachlichkeit.

„Was wir sagen, muß übersichtlich sein. Mein Vorschlag daher: Unsere Auffassungen werden in Punkte gegliedert. Jeder spricht nur zu einem Punkt. Das hat den Vorteil, daß viele von uns sprechen. So entsteht der Eindruck: diese Fakultät besteht aus vielen Leuten mit klaren Meinungen. Und dann ist die Schlussfolgerung nicht weit: diese Fakultät muß zahlreich im Studentenrat vertreten sein.“

Obwohl ihm viele zustimmten, unter ihnen Jakob Filter und der Aktivist Blank, wäre Quasi nicht mit seinem Vorschlag durchgekommen, wäre er nicht ein paar Tage zuvor zum Vorsitzenden des Jugendverbandes an der Fakultät gewählt worden und hätte er nicht darauf hingewiesen, daß er seine Aufgaben kaum erfüllen könnte, wenn man schon seinem ersten Vorschlag mit Ablehnung begegne.

So kam es, daß die ersten zehn Wahlredner in der vollbesetzten Aula insgesamt nur vierzehn Minuten der Versammlungszeit benötigten, und so kam es weiter, daß diese knappe Viertelstunde zu den fröhlichsten zählte, die seit der Errich-

tung des Festsaales durch den Baumeister Andreas Mayer und unter den gemalten Augen der glorwürdigen Herzöge von Pommern-Wolgast verstrichen waren, und ferner kam es so, daß die jüngste der Fakultäten nach Ablauf dieser vierzehn Minuten so gut wie keine Chance auf eine gewählte Vertretung im neuen Studentenrate hatte.

Die Philosophen, Geologen, Historiker, Agronomen, Theologen, Mediziner und Physiker und Chemiker und Biologen und Philologen und Geographen lachten sich scheckig, und selbst, wenn sie alle bösartige Kerle gewesen wären, hätte man es ihnen nicht verübeln können, denn die von Quasi inszenierte politische Revue in zehn Blitzauftritten war ein komischer Volltreffer.

Jeder der ABF-Sprecher hatte ohne Einleitung und Abgesang das Destillat eines von zehn Programmpunkten und Grundsätzen vorzubringen, und da ihnen aufgetragen worden war, sich sofort nach Eröffnung der Debatte zu Worte zu melden, bildeten sie die Tête der Rednerliste, jedoch in einer Reihenfolge, die keineswegs dem Aufbau des Programms entsprach.

Daher war der Aktivist Blank der erste Diskussionsredner des Abends, und er sprach mit Wucht: „Das Beispiel des Kollegen Hennecke muß auch für die Universitäten in Anwendung gebracht werden. So wie wir heute studieren, werden wir morgen leben!“

Sein Rückmarsch auf seinen Platz dauerte länger als seine Rede. Noch während er unterwegs war, stand ein Student im Mitteltrakt des Saales auf, klatschte in das verdutzte Schweigen hinein in die Hände und rief mit Kinderstimme: „Au fein!“

Die zuerst lachten, wußten wohl, wie er studierte, und die anderen konnten es sich denken, und der Spaß war groß.

Als nächste mußte Rose Pahl ans Rednerpult. Auch sie hatte Quasis Vorschlag heftig unterstützt, weil kurze Äußerungen ihrer Natur entsprachen. Sie schien ihren Auftrag rasch hinter sich bringen zu wollen, denn sie lief fast, aber da ihr Weg weit war, blieb dem Auditorium Zeit genug zu ausgesuchten Komplimenten völlig unpolitischer Natur.

Rose kümmerte sich bei ihrem Spruch nicht um Lautstärke, weder um die ihrer Bewunderer noch um ihre eigene, und daher verstand kein Mensch, was sie sagte. Erst als sie das Podium verließ, merkte man, daß sie etwas gesagt haben mußte, und der Beifall für Rose war ungeteilt.

Robert las seinen Namen von den Lippen des Versammlungsleiters, eines hohlwangigen und völlig hilflosen Pädagogen. Er wartete, bis halbwegs Ruhe in den Saal gekommen, dann sagte er mit einer Stimme, die jeder neuen akustischen Brandungswelle gewachsen gewesen wäre und aus der eine seinem Spruchgegenstand völlig unangemessene Wut sprach: „Ein Studentenrat, in dem nicht die Belange der Kultur vertreten werden, erfüllt seine Aufgabe nicht. Jedes Mitglied des Studentenrates muß auch Mitglied des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands sein.“

Wieder fand sich ein Witzbold. Er erkundigte sich höflich: „Muß er auch Geige spielen können?“

Statt Robert, der fast blind vor Wut auf seinen Platz zurückstolperte, antworteten viele: „Nein, nur Schalmei!“ oder „Vor allem die Pauke, Herr!“ und „Aber demokratisch, bitteschön!“, und dem Versammlungsleiter fiel nichts besseres ein, als darum zu bitten, man möge die Redner doch aussprechen lassen. Die Heiterkeit galt nun ihm, und sie überschlug sich, als einer nach mehrmaliger Meldung zur Geschäftsordnung in artigstem Ton forderte: „Aber dann möchten sich die Damen und Herren Diskussionsredner doch bitte auch etwas kürzer fassen!“

Der Einfall eines älteren Studenten, auf dessen Mantelrücken noch die Reste des PW-Zeichens zu erkennen waren, machte Quasis Konzept endgültig zunichte. Er hielt eine Taschenuhr hoch über seinen Kopf und zählte bei den nächsten Sprechern laut die Sekunden mit. Jakob Filter, Vera, Trullesand, der Fußballspieler Trimborn und weitere drei Unglückliche brachten nur noch Wortfetzen an das Publikum, das immer angeregter mitzählte: „Sechzehn . . . Gleichberechtigung . . . siebzehn . . . Frau . . . achtzehn . . . unbedingt . . . neunzehn . . . Fortschritt . . . zwanzig . . . aus!“

Es war aus. Quasis Konzeption eines neuen politischen Lakonismus hatte zehnfachen Rednertod herbeigeführt und den Tod der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät als einer für den Studentenrat qualifizierten Anstalt. Quasi saß stumm zwischen Robert und Trullesand in der dritten Reihe und regte sich eine lange Zeit überhaupt nicht. Er hatte sich selbst nicht zu den Rednern eingeteilt, da er die Übersicht bewahren und die Wirkung des Gesprochenen einschätzen wollte. Das Ergebnis schien ihn überwältigt zu haben. Er hielt Bleistift und Papier in der Hand und sah auf den Parkettboden. Nur als der weißhaarige Psychiatrieprofessor in der Reihe vor ihm, der einfallsreiche Bierredner, sich zu seiner Nachbarin neigte, um ihr keineswegs leise seine Meinung mitzuteilen, beugte sich Quasi lauschend vor, und dann schrieb er etwas auf einen Zettel. Er hielt ihn Robert hin. „Was heißt ‚Agrammatiker‘ und was ‚Dehbile‘?“

Robert hob seine leeren Hände. Er nahm Quasi den Zettel fort, faltete ihn zusammen und schrieb „Frl. Hella Schmöde“ auf die Vorderseite. Er warf den Brief der Medizinerin zu, die in der gleichen Reihe, aber jenseits des Mittalganges saß.

Der Versammlungsleiter hatte schon mehrmals um Ruhe gebeten und sie schließlich auch bekommen. Jetzt kündigte er einen neuen Redner an, einen Historiker, und er betonte das so, als handle es sich um die Bezeichnung für einen erlesenen Edelstein. Das Echo war denn auch fast schon ein Triumphgescrei. Der Historiker schien ein bekannter Mann zu sein. Er wartete in beinahe demütiger Haltung, bis man ihn zu Worte kommen ließ. Er begann mit einer leisen Neigung des Hauptes und sagte:

„Hochverehrte Damen und Herren, liebe Kommilitonen! Wenn Sie mir eine persönliche Bemerkung gestatten wollen: Das war doch wohl nicht nett von uns. Wir — damit meine ich selbstverständlich nur die Studenten unter uns — wir haben dem Lachreiz allzu rasch nachgegeben und unseren Spaß mit Leuten getrieben, die unserer Freundlichkeit bedürfen, nicht aber unseres Spottes. Die jun-

gen Menschen, die hier so fremdartig zu uns gesprochen haben, sind nun einmal — daran werden wir uns gewöhnen müssen —, sie sind — oder werden es zu einem Teile wenigstens eines Tages sein — unsere Kommilitonen. Wir können doch gar nicht wissen, wer oder was sie da auf die Schulbank gesetzt hat, wie sie sich dort fühlen mögen und welcher Skrupel sie sich zu entledigen hatten, bevor sie sich auf diese Kanzel wagten, um einen Text herzusagen, der kaum in jedem Fall die Frucht ihres eigenen Denkens gewesen sein dürfte. Ich frage Sie, meine Damen und Herren, wer von Ihnen hätte dahier stehen mögen und den lustigen Unmut einer Überzahl ertragen wollen, ohne am Ende recht etwas dafür zu können? Ich appelliere also an Ihre Fairneß, an Ihr Mitgefühl, und ich bitte Sie zu bedenken: Sie lachten da über die falschen Leute.“

Der Saal war plötzlich voll von fairen Sportsleuten und guten Onkeln. Ein gesitteter Ernst zog in die Mienen ein, und die Aula war nun das Hospiz zum barmherzigen Samariter. Robert mußte an sich halten, um nicht etwas Unflätiges zu schreien, aber wahrscheinlich hätte man ihn gar nicht gehört, denn die mildtätigen Schwestern und Brüder trampelten einen Beifall, der die Brustbilder der glorwürdigen Herzeuge wie die Barockengel auf der Empore zittern machte.

„Ich danke Ihnen“, sagte der Historiker, „doch nun darf ich wohl auf den Zweck unserer Zusammenkunft kommen, auf die Wahlen zum Studentenrat, die morgen beginnen werden. Ich will, was ich dazu zu sagen habe — angeregt, wenn ich das scherhaft hinzufügen darf, durch das Beispiel meiner Vorredner — auf die kürzeste Form bringen: Wir sollten jene Kommilitonen, die uns bislang im Rate vertreten haben, im Amte bestätigen, sie, so wie sie sind, aufs neue mit unserem Mandat versehen. Sie haben ihre Prüfung — o ja, es war da schon manche Prüfung zu bestehen! — summa cum laude bestanden, da wäre es doch höchst dumm von uns, wenn wir sie jetzt in die Unwirksamkeit entlassen wollten. Wir sollten sie per acclamationem wieder auf die Kandidatenliste setzen.“ Er bekam seine Akklamation. „Sehr wahr!“ rief man ihm zu. „Vernünftigstes Wort des Abends!“, „So und nicht anders!“ und „Ausgezeichnet, das!“

Der Historiker verließ auch jetzt noch nicht seinen Platz. Er deutete zum Schriftführer hin und sagte: „Es steht nun wohl so im Protokoll. Was aber noch nicht in ihm steht, ist, wie mit jenen Plätzen verfahren werden soll, die durch den Eintritt einiger Kommilitonen in das Berufsleben vakant geworden sind oder doch bald freiwerden müßten. Da stehen also Zuwahlen an. Wen sollen wir wählen? Mir scheint, es sollten solche Leute sein, die sich in das bewährte Gremium einfügen, zu ihm passen in Gesinnung, Gesittung und Bildungsstand.“

Der Student im Gefangenmantel stand auf und rief in gemachter Entrüstung: „Aber, Herr Kommilitone, Sie verdrängen ja ganz unsere Freunde von der A- und B-Fakultät, wenn Sie das so limitieren!“ Der Redner auf der Kanzel hob abwehrend die Hände: „Nicht ich bin es, der hier limitiert, nicht wir sind es, die das tun; es ist ein Es, ein objektives Es, das da die Grenzen zieht. Es ist der Geist unserer Stadt und unserer Hohen Schule. Hier wollte schon immer jedes Ding gut Weile haben. Hier war auch immer Fortschritt, aber er hatte das Tempo der Wissenschaft, Schrittempo eben, und nicht jenen hektischen Progreßgalopp, der

nur Staub aufwirbelt und nichts Bleibendes stiftet. In diesen Mauern ist gedacht und gesondert worden, und das Geprüfte erst hat sich etablieren können. Und manches ist durch Jahrhunderte geblieben, wie es war. Oder wüßten Sie, verehrte Kommilitonen, einen Unterschied zu gewahren zwischen dem, wie wir unser Städtchen heute vorfinden, und jener Verfassung, in der es sich vor drei Vierteljahrhunderten befand, als der bedeutende Historiker Carl von Noorden schrieb, es sei — ich darf das einmal zitieren — „eine Landstadt, wo das Gras üppig auf den Hauptstraßen gedeiht, trotzdem die Preise möglichst hoch, manche Dinge teurer und nur wenig, zum Beispiel Wohnungen, falls solche vorhanden, wohlfeiler als in Bonn?“

In der von Gelächter und Getrampel ausgefüllten Pause sah man, daß sich der Versammlungsleiter hastig an das Rednerpult begab und den Sprecher etwas zu fragen schien. Der hob wieder beschwichtigend die Hand und fuhr fort: „Der Herr Kommilitone hat eben von mir erfragen wollen, ob in dem Zitate da wirklich von Bonn die Rede gewesen sei. Ich verstehe seine Sorge, ein jeder versteht sie, aber ich kann zur Beruhigung aller versichern, es handelt sich lediglich um ein Zitat und keineswegs um eine Malice meinerseits. Doch lassen Sie mich zu den für unseren Verhandlungsgegenstand wichtigeren Zügen unserer Stadt und unserer hohen Anstalt kommen. Die Männer in diesem Gemeinwesen und auch die Jungen in der akademischen Gemeinschaft haben sich nie von dem sogenannten Zug der Zeit überrollen lassen, und so befinden wir uns hier, gerade hier in dieser Aula, an einem Ort, der in allen historischen Wirbelstürmen immer nur deren ruhiges Auge war. Wenn es hier heiß herging, dann nur in akademischer Auseinandersetzung, so, als 1712 Peter der Große eben hier einer theologischen Disputation beiwohnte; und wenn der Geist der Geschichte durch diesen Saal wehte, dann war es der Geist der Versöhnung, wie etwa an jenem ersten April des Jahres 1810, als Karl der Dreizehnte von Schweden und Napoleon wiederum eben hier den Frieden feierten.“

„Jetzt sollten wir eigentlich rausmarschieren“, flüsterte Trullesand, „was gehen uns all diese feudalen Buhmänner an?“ „Warte mal“, sagte Robert, „vielleicht bleibt er irgendwo in dem Geschichtsmus kleben.“

Quasi Riek äußerte sich zum ersten Mal an diesem Abend. Mit verzerrtem Gesicht knurrte er: „Das ist eine von diesen attischen Bienen, aber sie scheißt vergifteten Honig.“

Der Psychiater vor ihm schien das unpassende Verb gehört zu haben; er drehte sich um und sah Quasi aufmerksam an; Quasi starrte solange zurück, bis der Nervenarzt mit einem Gesichtsausdruck, der besagte, daß er genug gesehen habe, seine alte Haltung wieder einnahm.

„Wo bleibt mein Zettel?“ zischte Quasi, und Robert winkte zu Hella Schmöde hinüber. Sie stand auf und reichte ihm das gefaltete Papier.

Der Redner hatte indessen den historischen Faden weitergesponnen. „Diese Stadt“, sagte er, „ist fast unversehrt in Bauwerk und Tradition aus allen Zeiten wieder aufgetaucht. Man hat 1945 viele Worte der Anerkennung für den Stadtkommandanten gefunden, der uns durch kluge Verhandlung mit dem Geg-

ner vor Fürchterlichem bewahrt hat, aber über der Freude ist wohl vergessen worden, daß dieser Oberst lediglich im Geiste der Überlieferung gehandelt hat. Wenn Sie gestatten, will ich wenigstens einen Beleg dafür vorbringen: Inmitten des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1626, war es ein anderer Kommandant, der Stadthauptmann Anton Twisten, der, ganz ähnlich wie sein späterer Nachfolger, Auftrag hatte, durch eine militärische Aktion einem übermächtigen Feinde entgegenzutreten. Mit zweihundert bewaffneten Bürgern sollte er bei Tribsees und Demmin die heranrückenden schwedischen Truppen zum Gefechte fordern, was zweifellos zu einem Debakel geführt haben würde. Anton Twisten aber brachte in aller Eile neuntausend Taler auf, und diese Summe war es, die den schwedischen Obersten bewog, südlich von Pommern nach Osten zu ziehen. Unser Städtchen blieb unberührt.

Und unsere Universität blieb auch, und diesmal fast wie durch ein Wunder, von einer anderen Bewegung unberührt, einer Bewegung, die sonst kaum eine der Hohen Schulen in Deutschland ausgelassen hat. Ich spreche von den freiheitlichen Bestrebungen der deutschen Burschenschaften, und ich betone besonders; freiheitliche Bestrebungen. Ja, es war dies ein positiver Zug in der Entwicklung akademischen Wesens, ohne Frage, und das ist um so günstiger für meine These: Wir haben uns aus den Dingen, gleichgültig, welche Natur sie auch hatten, gut oder schlecht, herausgehalten, solange, bis sie feststehend und überschaubar waren. Und ich hebe noch einmal hervor: Es war der Geist dieser Stadt und dieser Lehranstalt, der das bewirkte. In den Fällen der beiden Kommandanten bestätigte er sich auf eine Weise, die in den Geschichtsbüchern in erhabenen Lettern beschrieben worden ist oder beschrieben werden wird, im Falle der Burschenschaftsbewegung äußerte er sich unauffälliger und bediente sich der Unzulänglichkeiten eines Postsystems oder gar der Ängste eines Mutterherzens, denn am Wartburgfeste von 1817 nahm aus unserem Hause niemand teil, da ein Einladungsbrief aus Jena wohl abgegangen, jedoch nie an diesen Orte gelangt ist, und zum Allgemeinen Burschentag von 1818 waren zwar auch hier zwei Delegierte benannt worden, reisten aber nicht ab, da sie durch Angelegenheiten im elterlichen Hause davon abgehalten wurden.

Was will dies alles besagen, meine Damen und Herren? Nur dies: Wir stehen in einer Tradition, die vorschnelle Neuerungen ausschließt. Dies ist eine Universität, an der die revolutionären Bewegungen des neunzehnten Jahrhunderts kaum weiter als bis zur Ausarbeitung eines geheimen Erkennungszeichens für die Mitglieder der ‚Gesellschaft der Volksfreunde‘ gedieh: ‚Man legt den Goldfinger zwischen die Augen, worauf der andere die rechte Hand auf das Herz zu legen hat, darauf reichen sich beide die Hand und klopfen sich dabei gegenseitig dreimal mit dem Zeigefinger auf den Puls‘; dies ist eine Stadt, in der die erste Dampfmaschine einundsechzig Jahre nach ihrer Erfindung installiert wurde und auch dann nicht in einer zweifelhaften Fortschritt anspornenden Waffenschmiede, sondern in einer Essigfabrik.

Hier geht alles bedächtiger zu; das mag den Spott anderer heraufbeschwören, aber wir wissen ja: In dem Worte ‚bedächtig‘ steckt ein anderes, ein Wort, das dieses Ortes und unser aller Hauptwort ist: Denken!“

Es war nun kaum noch wichtig, daß der Redner in wenigen Sätzen empfahl, vorerst noch Vertreter der „vielleicht doch ein wenig zu eilig“ zur Fakultät ernannten Lehranstalt aus dem Studentenrat herauszulassen, zum seelischen Frommen der Schüler dieser Anstalt selbstverständlich, die eben noch so manches zu lernen hätten und nicht zuletzt, das hatte der Abend ja gelehrt, die Kunst der freien Rede.

Die Versammlung war in Auflösung begriffen. Die Studenten schmeckten lauthals einzelne Formulierungen des Historikers nach, einige Paare versuchten das geheime Erkennungszeichen der Volksfreunde und wollten vor Lachen schier zerspringen, wenn sie einander mit den Zeigefingern auf die Pulsadern klopften, wenige nur teilten nicht die Meinung des geschichtlich so bewanderten Redners und gerieten darüber in lauten Streit mit ihren Nachbarn, aus einer Ecke schrie eine Gruppe im Chor, sie fordere das Ende der Debatte, und der Versammlungsleiter rief händeringend: „Meine Herren, meine Damen . . .“

Robert gab Quasi den Zettel weiter, den er über seinem Zorn fast vergessen hatte, und sie lasen gemeinsam die Antwort Hella Schmödes: „„debil“ heißt (leicht) schwachsinnig, und ‚Agrammatismus‘ hängt damit zusammen; der Ausdruck beschreibt ein krankhaftes Unvermögen gegenüber den Regeln der Sprache. — Macht Euch nur nichts daraus!“

Quasi schnaubte und starrte in den Nacken des Psychiatrieprofessors, und Robert faßte vorsichtshalber nach Quasis Handgelenk, aber er konnte doch nicht verhindern, daß Quasi aufstand und mit durchdringender Stimme rief: „Ich möchte etwas sagen!“

Der Versammlungsleiter war offensichtlich froh, etwas tun zu können. Er wies mit weitgestreckten Armen auf das Rednerpult, und Quasi baute sich dahinter auf.

„Ach du lieber Gott“, sagte Trullesand, „jetzt wird er es all diesen verdammten Japanern aber geben!“

„Ja“, sagte Robert, „in Kürze und Würze, und das gibt uns den Rest.“

Quasi Riek hatte rasch erfaßt, daß im vorderen Teil des Saales kaum mehr als die obere Hälfte seines Kopfes über dem Pult zu sehen war, und darum trat er neben die Kanzel und sprach: „Studenten, die ihr hier von den Fakultäten der unterschiedlichsten Bestimmungen zugegen seid, wir befinden uns in einem Gefecht, dessen größter Teil noch vor uns liegt und dessen Ausgang für uns alle gleich wichtig sein wird, denn wenn es auch nicht um unser Leben in ihm geht, um das Fortbestehen unserer Körper, so wird doch unser Geist nach seinem Ausgang anders beschaffen sein, als man ihn vor diesem Gefechte antraf.“

Trullesand starrte zu Quasi hinauf, und er murmelte: „Wat ist denn nu?“

„Der ist von der attischen Biene gestochen“, sagte Robert, und als er zum Rednerpult sah, glaubte er Quasi wie zur Bestätigung zwinkern zu sehen.

Quasi gab seinen Hörern nicht viel Zeit zum Meinungsaustausch. Er hob die Hand zur klassischen Rednerpose, die er Angelhoff ebenso oft und ebenso genau nachgemacht hatte wie den Duktus der hellenischen Sprechweise.

„Erringen wir jetzt der Vernunft einen Sieg“, sagte er, „so können wir uns noch einmal Hoffnung machen, ein jeder seinen Platz, auf den ihn die Geschichte fordert, zu erreichen. Nur müßt ihr, meine Freunde, und ihr seid es jetzt, zu denen ich dies hier sage, nur müßt ihr den Mut nicht sinken lassen und es nicht machen, wie es die Allerunerfahrensten unter den Menschen zu machen pflegen, welche, wenn ihnen ihre ersten Unternehmungen mißlungen sind, nachher beständig schon im voraus bange sind, es werde ihnen gleich wieder unglücklich gehen. Vielmehr führt ihr, meine Freunde, die ihr euch bereits in so vielen Kämpfen versucht, und auch ihr anderen, die ihr dem Gang der Dinge an diesem Abend und wohl auch an manchen Abenden davor mit Spott und Unmut beigewohnt habt, führt euch zu Gemüte, wie sonderbar die Sachen im Leben manchmal gehen, und versucht es jetzt, in der sicheren Hoffnung, ihr Freunde, daß das Glück doch einmal sich für uns erklären werde, und ihr, ihr Zögernden, in der Annahme wenigstens, daß nicht alles bleiben muß, wie es war, versucht es, ihr so Unterschiedenen hier, versucht es noch einmal von neuem, und zwar mit solchem Entschluß, wie ihn der Anblick einer so allgemeinen Veränderung, welche im ganzen übrigen Lande gewahrt werden kann, euch von Rechts wegen einflößen muß.“

Wenn vorher, bei den würzigen Kurzansprachen, das laute Zählen der Spaßmacher den Sprechrhythmus der Redner bestimmt hatte, so reguliert jetzt Quasis Vortrag den Atem einer ganzen Versammlung. Holte er nach dem sechsten Komma Luft, dann tat es ihm das an seinen Text gefesselte Auditorium gleich, und das sechshundertfache Einatmen hatte auch einen akustischen Effekt, und danach erhob sich ein Raunen, das erst verging, wenn Quasi weitersprach.

„Es ist die Schika-Nummer“, wisperte Trullesand, und in der nächsten Atempause antwortete Robert: „Klar, die Rede des Nikias an die verzweifelten Algebraschüler.“

Die Rede des Nikias aus der Geschichte des Peloponnesischen Krieges war ein Lieblingsstück Angelhoffs; er hatte sie oft dargeboten, wenn er aus dem Pflicht-Latein ins Griechische seiner Neigung abgewandert war, und Quasi hatte sie sehr bald perfekt kopiert, um gegen die Verzweiflung anzureden, die sich nach fast jeder von Dr. Schikas Mathematikstunden breitmachte. Zwar hatte er kaum jemandem damit über den Zahlenkummer hinweggeholfen, aber er selbst hatte jedesmal seiner Abneigung gegen den Dolchmenschen Angelhoff und seiner Verachtung für die attischen Langatmer und Dröhnbetel Luft damit gemacht, und die anderen hatten ihren Spaß, und sie brauchten ihn nicht lange zu bitten; sie brauchten nur zu sagen: „Mach mal den Nikki, Quasi!“

Nun machte Quasi den perfektesten Nikki seines Lebens. Er reckte sich und schleuderte seine Sätze über den weitgestreckten rechten Arm in die Aula: „Euch Studenten hier will ich noch einmal zum Kopfe führen, daß ihr weder das Recht noch die Möglichkeit habt, euch dem zu widersetzen, was wir anderen, wir

Hermann Kant: Die Aula

Neuen, die wir auch, wenngleich sehr gegen euren Willen, den Name Studenten führen und führen wollen in Ehren, an dieser Universität wie an allen anderen des Landes einzubringen und durchzuführen willens und imstande sind. Wo ihr nicht wollt, daß euch die Geschichte, deren glänzendes Angesicht zu einer von Hemmungen verzerrten Fratze zu verzeichnen einer der euren sich eben hier abgemüht hat, wo ihr nicht wollt, daß die Geschichte über euch hinweggehe, als wäret ihr stumme Fische, die man nicht fragt, weil sie doch nicht Antwort geben können, wo ihr das nicht wollt, beugt euch dem, was unantastbar in dieser Zeit ist und laßt uns im Rat an eurer Seite sitzen. Habt ihr also je Ursache gehabt, euch rechtschaffen zu verhalten, so tut es ja in diesem Treffen, das über unser aller Schicksal entscheiden muß, und bedenkt samt und sonders, daß ihr, die ihr jetzt eure Stimmen abgeben werdet, die Gesamtheit der Fakultäten und Fachrichtungen zu vertreten habt, ja die ganze noch übrige Stadt und den trotz allem großen Namen dieses Ortes.

Wer also an Wissen und Geisteskraft etwas vor anderen voraus hat, der wird nie eine gelegenere Zeit finden, sich selbst zum Vorteil und der neuen Ordnung zur Stütze solches an den Tag zu legen.“

Zunächst mußte erst einmal wieder eingeatmet werden, aber dann brach es los. Was alles es war, das da losbrach, war noch nicht gleich auszumachen, aber daß es in der Hauptsache gut war für Quasi und seine Fakultät, das war nicht zu überhören. Quasi aber kehrte auf seinen Platz zurück und sagte laut in das Gesicht des Psychiaters, der sich ganz zu ihm herumgewandt hatte und ihn ansah, als fasse er seine Gegenwart nicht: „Von wegen Agrammatikismus!“

Auf Antrag des Historikers wurde Quasi Riek auf die Liste der Ratskandidaten gesetzt, und zwar „wegen erwiesener Sprach- und Geisteskraft und eines nicht zu übersehenden Sinnes für studentischen Humor“. Außerdem trug ihm der attische Bienen sang noch folgendes ein: ein paar hundert Blicke, deren Ausdruck von tiefster Verwirrung bis zu höchster Bewunderung reichte; Trüllesands hemmungsloses Lob, das aus den Worten „Mein lieber Mann“ plus einer ganzen Reihe von Ausrufungszeichen bestand; Roberts fast ebenso hemmungslosen Neid; den sanften Strich einer Mädchenhand über seinen linken Oberarm; eine Einladung in die Privatsprechstunde des Ordinarius für Psychiatrie; die Verlautbarung des Dozenten Angelhoff, er habe dem Studenten Riek soeben eine Eins honoris causa verliehen, und die Frage des Kreissekretärs Haiduck, der als ungebetener Guest auf der Empore gesessen hatte: „Sag mal, amigo, brennt das nun auf der Zunge?“ Riek selbst war von der großen Rede des Quasi-Nikias am wenigsten beeindruckt. „Es ist mir völlig unklar“, rätselte er, „warum unsere zehn Leitsätze nicht angesprochen haben. Wir werden eine gründliche Beratung darüber ansetzen müssen. Der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist die Gerade, und die Frage ist nun quasi: Ist es beim Menschen anders?“

Die Beratung kam nie zustande, und es war wohl auch fraglich, ob ihr Ergebnis etwas daran geändert haben würde, daß Karl-Heinz Riek jetzt in der Kneipe, „Zum toten Rennen“ Bier verkauft.

Fest stand, daß er es tat, und fest stand, daß es ein großer Jammer war.

Martin Walser

Erdkunde

Übungsstück für ein Ehepaar

(Trude und Felix. Felix hat telefoniert und legt eben auf.)

Trude: Das heißt, wir gehen doch nicht.

Felix: Ich kann Dich nicht hindern, Trude. Dann sieht jeder, wir sind die einzigen, die es nicht aushalten einen Abend lang allein miteinander in ihrer Wohnung zu sein. So ist es ja auch. Du hältst es einfach nicht aus. Also bitte, geh schon.

Trude: Ich halte es aus. Bloß Deine Gründe, die gefallen mir nicht.

Felix: Dann vergiß sie doch, Trude. Möglich, ich hab mich schlecht ausgedrückt. Wir brauchen doch überhaupt keine Gründe. Wir können hier bleiben. Können tun, was wir wollen. Wozu überhaupt Gründe? Es drängt Dich nicht, mit mir allein zu sein, also brauchst Du Gründe. Begründungen. Wie der Mörder brauchst Du ein Motiv. Du bist kalt, also kannst Du wählen. Sobald Du nach Gründen fragst, hast Du gewählt. Wer bietet mehr? Benno oder ich? Nein, nein, sag nichts. Geh. Du kannst mich ja entschuldigen dort. Mit... Unpäßlichkeit. Kopfweh. Oder Masern. Falls Dir das die Pointe liefert, die Du brauchst.

Trude: Felix, laß mich doch zuerst... Ich muß doch zuerst umdenken. Weil ich mich freute. Mit Dir. Dort. Unter Leuten, die ich für Freunde hielt. Und Du kaufst mir plötzlich diese schrecklich teuren Ohrringe. Gegen meinen Willen. Ohne daß Geburtstag ist oder wenigstens Weihnachten. Den teuersten Schmuck. Das hat mich aufgeregt. Ich dachte, es soll ein ganz besonderer Abend werden. Schließlich hast Du noch nie so viel Geld ausgegeben einfach für Schmuck. Jetzt will man ihn zeigen, und plötzlich darf man nicht.

Felix: Bin's bloß ich, der hinschaut, hängt Dir gleich Blech am Ohr, nicht wahr.

Trude: Du sagst ja nichts. Als ich reinkam, ich hab aufgepaßt, nicht einmal hingeschaut hast Du.

Felix: Ich hab den Schmuck gekauft. Soll ich jetzt dauernd prächtig, prächtig sagen und: siehst Du Trude, mein Geschmack.

Trude: Du könntest sagen: tatsächlich Trude, an Dir ist er noch schöner als im Geschäft.

Felix: Geh, Trude. Ich seh's ein. Der Ohrringe wegen mußt Du gehen.

Trude: Tu doch nicht so, als könnte ich jetzt noch gehen.

Felix: Von mir aus gern.

Trude: Sag, ich soll bleiben.

Felix: Du bist sozusagen frei.

Trude: Wenn Du mir schon den Abend verdirbst, könntest Du mich wenigstens bitten, daß ich bleibe.

Felix: Bitten?

Trude: Ja, bitten.

Felix: Also, liebe Trude, entweder Du siehst ein, was Dir dort bevorsteht oder Du siehst es nicht ein. Entweder Du verbringst freiwillig einen Abend mit Deinem Mann oder Du läßt es sein. Wenn ich Dich erst darum bitten muß, verzichte ich.

Trude: Bitte-bitte, sollst Du sagen. Mit Liebe.

(*Auf einen Blick von ihm*)

Ja, mit Liebe.

Felix: Gut. Dann aber so. Ich schließe einfach ab.

(*Tut es*)

Jetzt kannst Du nicht mehr hinaus.

Trude: Ich will gar nicht.

Felix: Und keiner kommt herein. Keiner. Wenn Du dableibst, Trude, war noch nie eine Tür fester geschlossen, noch nie ein Platz in dieser Welt unzugänglicher als diese Wohnung.

Trude: Wieso, will denn noch jemand herein?

Felix: Prinzipiell, Trude. Verstehst Du. Wir sind allein. Du und ich. Ein Mann und eine Frau. Wir dürfen, was wir wollen. Ich wünschte, Du spürtest das so ungeheuer wie ich. Wir können auf den Zehenspitzen gehen. Die Arme durch die Luft schleudern, verrückt gewordene Windmühlen spielen, oder einfach alle Tische, Stühle, Sessel umwerfen.

Trude: Nein, bitte nicht.

Felix: Wir müssen doch irgendetwas tun, Trude. Daß wir spüren, wie frei wir sind.

Trude: Ja, dann laß Dir etwas einfallen. Aber etwas Schönes. Armeschleudern und sowas, ich weiß nicht.

Felix: Gut. Leg Dich auf den Boden.

Trude: Wieso auf den Boden?

Felix: Wenn Du immer dazwischen fragst, kann sich nichts entfalten. Also los. Leg Dich schon.

Trude: Bitte, Felix, es wär doch schöner, wenn ich wüßte, was Du ...

Felix: (brüllt)

Auf den Boden, sag ich.

Trude: Also so kannst Du nicht umgehen mit mir. Ich leg mich jetzt auf den Boden, Felix, aber nur weil es mir Spaß macht, zu sehen, was daraus wird.

(*Sie legt sich auf den Boden*)

Felix: Prima, Trude. Hauptsache, es macht Dir Spaß. Dreh Dich auf den Bauch.

(*Sie tut es*)

So.

(*Felix denkt nach. Steigt über Trude weg. Steigt wieder zurück*)

Trude: Und jetzt?

Felix: SSSt. Trude. Jetzt dreh Dich wieder um. Ja. Das ist es. Genau so muß Du liegen. Du solltest Dich sehen. Abenteuerlich wie Du da liegst. Die Arme lockerer, Trude. Laß sie ruhig fallen, wie sie wollen. Wirf sie weg. Ausschweifend. Lockerer Trude. Sei einfach selig. Solang Du an Deine Arme denkst, sind sie aus Gips. Sobald Du sie vergißt, sind es Lianen. Neunzehn Jahre sind wir verheiratet, Trude, und zum ersten Mal liegst Du auf dem Teppich. Siehst Du jetzt ein, daß es richtig war, zuhause zu bleiben.

Trude: Nun mach schon, Felix. Ich bin doch irr gespannt, was Du jetzt mit mir machst.

Felix: Gleich, Trude, gleich. Ich will nichts falsch machen. Alles muß geschehen wie von selbst. Ein Entschluß, und schon ist alles verpfuscht. Vielleicht sollte man einen Ventilator haben, Trude.

Trude: Wozu denn jetzt einen Ventilator?

Felix: Allein schon das Geräusch, die Wucht, der Wirbel mit Wäsche und Haaren, Trude, bedenk. Oder so ein großer Kippspiegel, das wär auch was. Nein. Jetzt hab ich es, ein Ventilator und ein Kippspiegel, natürlich, Menschenskind, Trude, bedenk, der toll rasende Ventilator, der alles zerschleudert und der unverschämmt erhabene Kippspiegel, der uns einfängt und verewigt, Trude, das wäre das Orchester für unser Duett. Ach, Trude, bei uns fehlt es einfach an allem.

Trude: Woher hast Du das eigentlich, Felix?

Felix: Was?

Trude: Bitte, Felix, sag mir wenigstens, mit wem hast Du das probiert. Bitte, sag, wer es war?

Felix: Wer was war, Trude?

Trude: Wer hat Dir das gezeigt? Das auf dem Boden. Mit Kippspiegel und Ventilator.

Felix: Trude! Das ergibt sich. In diesem Augenblick ergibt es sich.

Trude: Gib zu, Du hast es von dieser blonden Spanierin.

Felix: Trude, Du machst alles kaputt. Wie soll sich da etwas entwickeln, wenn Du mich andauernd verhörst. Steh auf. Bitte. Ich habe keine Lust mehr.

Trude: Zuerst sagst Du, woher Du das hast.

Felix: (er zieht sie hoch zu sich)

Trude, ich schwör Dir, es kam einfach so von selbst, es fiel mir ein, schien mir richtig, es begeisterte mich einen Augenblick lang. Aber Du mit Deinen Fragen! Du mußt mitmachen. Stell Dir vor, wir singen.

Und dann sprichst Du andauernd dazwischen. Da ergibt sich doch nie eine Melodie.

Trude: Ja, verzeih, Felix. Wir könnten es ja noch einmal probieren. Wenn Du meinst.

Felix: Ja, das können wir. Gott sei Dank, Trude, Gott sei Dank können wir tun, was wir wollen. Das ist doch das Ungeheure. Wir tun einfach, was uns Spaß macht. Du wirst sehen, dieser Abend wird aufblühen, ausschlagen wird er, wie ein Kirschbaum in der Maiennacht.

Trude: Ja, Felix. Er kann gar nicht anders. Er muß. Also . . .
(zögernd)
leg ich mich gleich noch einmal . . .
(sie bricht ab, schaut fragend)

Felix: Um ja nichts falsch zu machen, würde ich sagen, wir warten noch ein bißchen zu. Was möglich ist, ergibt sich ganz von selbst. Schließlich sind wir Stoff, durch und durch Stoff, und der Stoff liebt keinen Sprung. Erst wenn Du sozusagen von selbst zu Boden fällst, erst dann ist es soweit.

Trude: (holt rasch das Buch *Kamasutram* aus ihrem Regal)
Das stimmt, Felix. Das hab ich gelesen. Genau so ist es. Da: „Suvarna-nabha sagt: Wenn das Rad der Liebeslust ins Rollen gekommen ist, dann kennt man Stätte oder Nichtstätte nicht.“ Aber man kann auch etwas dazu tun, Felix. Hier heißt es: „Kein anderes geeigneteres Mittel, die Leidenschaft wachsen zu machen, als die Ausführungen der Taten, die mit Nägeln und Zähnen vollbracht werden.“

Felix: Von der Frau, Trude, da siehst Du es.

Trude: Nein, Felix. Da steht doch: „Am Halse und an der Wölbung der Brüste ein krummes Eintreiben der Nägelspur ergibt den Halbmond.“ Es gibt dann noch die Tigerkralle, den Pfauenfuß, den Hasensprung und das Lotusblatt. Komm, Felix, probier einmal, ob Du den Halbmond fertigbringst.

Felix: (schaut seine Nägel an)
Ich weiß nicht, Trude, meine Nägel sind einfach zu kurz dazu.

Trude: Nimm die Zähne.
(liest)
„Zangenartiges Erfassen eines kleinen Stückhens Haut vermittelst zweier Zähne.“ Bitte, Felix, probier das einmal.

Felix: Wo?

Trude: (reckt sich ihm hin)
Hier. Überall.

Felix: (beugt sich vor, richtet sich wieder auf)
Nein, Trude, ich spür's, das ist alles verfrüht. Soweit sind wir noch nicht.
(Trude legt das Buch weg)

Trude: Vielleicht sollten wir . . . wenn Du auch der Ansicht bist . . . also ich hätte Lust auf einen Schluck Cognac. Was meinst Du? Das würde sicher nichts schaden.
(Sie holt aus dem Getränkefach Flasche und Gläser)

Felix: Ach Gott, ja. Warum eigentlich nicht. Ich brauch zwar keinen Alkohol jetzt. Du bist da. Wenn ich Dich anschau, Trude. Die Ohrringe, Dein Kleid. Deine Figur, Trude. Ein Hellseher, wer Dir zwei Kinder ansieht. Die Ohrringe geben Dir etwas Kühnes, Gelenkiges, federnd, so von oben herab. Der Abend gehört schon Dir, Trudchen. Du darfst mit ihm machen, was Du willst. Du darfst vorschlagen, worüber wir sprechen wollen. Bitte, Trude, wünsch Dir was. Ich werde Dir beweisen, daß ich mich mit Dir über alles unterhalten kann. Prost, Trudchen. Auf unseren Abend.

Trude: Zum Wohl, Felix.

Felix: Stell Dir vor, Mengel sagt, die Neue, diese Neuerwerbung von Benno, die Dummheit soll ihr bloß so aus den Augen leuchten, sagt Mengel.

Trude: Und Mengel ist Maler!

Felix: Ja, es muß schon ziemlich arg sein. Prost. Trude.

Trude: Zum Wohl, Felix.

Felix: Nun stell Dir vor, Benno sitzt mit ihr in seiner geschleckten Wohnung, jahrelang, Abend für Abend. Das Leben findet ja abends statt. Oder kann er etwa jeden Abend ins Kino? Nein. Jeden Abend Gäste? Auch nicht. Also, sitzt er viele viele Abende mit ihr, vor ihr, sie vor ihm, von mir aus sollen sie nebeneinander sitzen, Trude, bitte, sollen sie doch, aber können sie einander ununterbrochen streicheln? Das halte ich für ausgeschlossen. Soviel gibt keine Haut her. Die Hand wird ihm einschlafen, früher oder später. Also, was müssen sie tun? Mit einander sprechen. Irgendwann geht es nicht mehr ohne Gespräch. Und siehe da, es klappt nicht. Er kann ja nicht reden mit ihr. Mengel sagt, reden, das ist nicht ihr Fall. Mit Regina konnte er doch reden. Die hatte eine wetterfeste Bildung. Und jetzt sitzt er neben dieser Person und sie sitzt neben ihm. Ja, glotzt einander nur an. Fisch bei Fisch. So ist das, wenn man nichts anfangen kann miteinander. Mein Gott, Trude, ich kann wirklich froh sein an Dir.

Trude: Prost, Felix.

Felix: Auf Dein Wohl, Trude.

Trude: Auf unseren Abend.

Felix: Auf unseren tollen Abend.
(Sie trinken, beobachten einander)

Felix: Ex, Trude, ex!
(Beide strengen sich an, trinken aus, Trude schüttelt sich. Felix beherrscht sich)

Felix: Hat der ein Glück, daß wir nicht gekommen sind. Was meinst Du, wie ich dem sein hohles Glück zerstört hätte. Jawohl zerstört.

Trude: Ich glaube, mir hätte sie bloß leid getan. Stell Dir vor, so im Gespräch, Du erklärst was, und so am Schluß sagst Du: das ist eben der archimedische Punkt. Und sie fragt: was für ein Punkt bitte.

Felix: (lacht künstlich)

Sehr gut, was für ein Punkt, bitte, das ist sehr gut.

Trude: Oder Du sagst nolens volens ...

Felix: Um Gottes Willen, das wär schon wieder eine Peinlichkeit.

Trude: Nein, ich meine, nolens volens gebrauchst Du an so einem Abend doch Ausdrücke wie nouveau roman ...

Felix: Und sie hält's für Parfum.

(Lacht noch mehr)

Trude: Oder Du sagst: Antipasto.

Felix: Sie sagt: ich bin Gott sei Dank katholisch.

Trude: Und wenn Du nicht auskommst ohne Metamorphose.

Felix: Wird sie rot, denn sie hält's für obszön.

(Die Heiterkeit schwillt hoch, flaut aber rasch ab)

Trude: Falls wir je auf sie treffen, Felix, laß uns nachsichtigt sein. Sie kann ja nichts dafür.

Felix: Aber er.

Trude: Ich fürchte, Du hast Benno immer überschätzt.

Felix: Prost, Trude. Ex.

(Sie trinken aus)

Trude: (schüttelt sich)

Wwww. Der hat es in sich.

Felix: Der glüht.

Trude: Das reinste Feuer.

Felix: Der geht ins Blut.

Trude: Gleich noch einen, Felix.

Felix: Ja, wenn Du meinst, Trude. Ich meine, falls Du Lust auf Cognac hast, dann trinken wir eben Cognac.

Trude: Ich kann mich nicht erinnern, je eine solche Lust gehabt zu haben auf Cognac.

Felix: Du willst Dich doch nicht etwa betäuben mit Cognac, Trude?

Trude: Ich trinke Cognac, Felix, weil ich jetzt ganz gierig bin auf Cognac.

Felix: Du brauchst jetzt Cognac?

Trude: Ja, Felix. Eine Unmenge Cognac brauch ich jetzt.

Felix: Mhm. Bitte. Obwohl, es kommt mir vor, als müßtest Du Dich über etwas hinwegtrösten, wenn Du plötzlich so wild bist auf Cognac.

Trude: Bitte, Felix, trink und denk nicht. Prost, Felix.

Felix: Prost, Trude.

(Sie trinken die Gläser mit viel Kraft aus.)

Trude: Findest Du, daß er ins Blut geht?

Felix: Ja, doch. Natürlich geht der ins Blut. Nach und nach.

Trude: Dann werden wir betrunken.

Felix: Ja. Das schon.

(Kleine Pause)

Sobald der Alkohol im Blut eine gewisse ...

Trude: Felix!

Felix: Ja, Trude.

Trude: Trink noch einmal ein Glas mit mir.

Felix: Das sind aber ganz schöne Portionen, liebe Trude.

Trude: Auf unseren Abend.

Felix: Auf Dich, Trude.

Trude: Auf daß wir total betrunken werden.

(Sie trinken wieder, Trude hustet, Felix klopft ihr den Rücken)

Trude: Ich bin es nicht gewöhnt. Das kommt, weil Du zu selten richtig trinkst mit mir.

Felix: Ach, wir trinken eigentlich doch immer wieder einmal. So ab und zu. Findest Du nicht.

Trude: Ja, immer wenn Du ... wenn Du ...

Felix: Nein, Trude, das ist nicht wahr. Man hat eben manchmal Lust auf einen guten Schluck.

Trude: Und auf was noch?

Felix: Verhör mich nicht gleich wieder, Du schlimmes Frauenzimmer.

Trude: Ich möchte mich wirklich einmal betrinken, mit Dir, Felix.

Felix: Das klingt, als hätten wir uns noch nie zusammen betrunken.

Trude: Hoffentlich gelingt es.

(Sie hat wieder vollgeschenkt.)

Felix: Du tust gerade, als wär das weiß der Teufel was für eine Leistung. Schließlich trinken wir, weil wir heute gerade so eine tolle Lust auf Cognac haben. Auf das Trinken kommt es uns an, Trude, nicht auf das Betrunkensein.

Trude: Meistens, wenn wir zu zweit was trinken, Felix, bitte sei nicht böse, ich muß Dir das doch einmal sagen, aber, wenn Du mir versprichst, daß Du nicht gleich verärgert bist ...

Felix: Meistens, wenn Du mit mir zusammen was trinkst, was ist dann, los, nur heraus damit, Trude.

Trude: Versprich, daß Du Dich nicht gleich aufregst.

Felix: Nun sag schon, heute sollst Du alles sagen, was Du sonst verschweigst. Also los, was ist dann.

Trude: Ich merk nichts.

Felix: Wenn Du mit mir trinkst?

Trude: Ja.

Felix: Was meinst Du damit?

Trude: Noch ein Glas, Felix. Vielleicht wird es dann besser. Prost, Felix.

Felix: Prost, Trude.

(Sie trinken die Gläser leer)

Wenn Du mit mir trinkst, was merbst Du dann nicht. Komm, sag doch, Trude, bitte, was merbst Du nicht?

Trude: Den Alkohol. Daß ich trinke. Ich habe das Gefühl, ich bleib nüchtern.

Felix: Und wenn wir bei Benno trinken ist das anders?

Trude: Überhaupt, wenn wir unter Leuten sind.

Felix: Also jetzt, nach all dem Cognac, jetzt merbst Du nichts?

Trude: Merbst Du was?

Felix: Ach weißt Du, ich vertrag eben doch ziemlich was. Aber bitte, wenn, wenn ... wenn es darauf ankommt, dann merk ich schon was.

Trude: Aber man merkt es Dir nicht an, daß Du was merbst.

Felix: Willst Du mich beleidigen.

Trude: Nein, nein, Felix. Bitte, ich dachte, bloß, wir könnten einmal sprechen darüber. Aber wenn Du nicht willst.

Felix: Doch, natürlich. Wir können über alles sprechen. Dazu sind wir doch verheiratet. Wenn wir nicht mit einander sprechen können, Trude, inmitten dieser Welt, die bloß darauf wartet, daß Du Dir eine Blöße gibst, also Trude, wir zwei, wir müssen sogar mit einander sprechen. Und der eine muß den anderen verstehen, sonst ist es einfach aus.

Trude: Eben, Felix. Darum sag ich Dir das doch. Es fällt mir auf. Wir trinken und trinken und es ... es ... führt nicht weiter.

Felix: Komm, Trude, rasch, noch ein Glas. Ich hoffe, Du hast noch eine Flasche. Prost, Trude.

Trude: Prost, Felix.

Felix: (spielt sich hinein, sie trinken)

Ich werde Dir schon zeigen, wozu es führt. Du bist in die Hände eines Betrunkenen gefallen, liebes Kind. Und der Betrunkene, mein Lämmchen, der kennt nichts, der hat keinen Namen, ein Benehmen gibt's nicht mehr und kein Pardon. Zittert meine rosige Unschuld schon vor dem besoffenen Vieh, oder zittert sie mir gar schon entgegen. Na? Wofür entscheiden wir uns?

(Er hat beide Hände auf ihren Schultern, nah an ihrem Hals)

Trude: Jetzt spielst Du, Felix. Das gilt nicht. Was passiert soll doch notwendig sein. Wenn jeder spielt, was er denkt. Das klappt nie. Bitte, Felix.

Felix: (versucht durchzuhalten)

Red nicht so klug, Mädchen. Red lieber dumm. Oder sing. Tu was, was den Rahmen sprengt. Ach, Trudekind, laß uns den Rahmen sprengen. Schau, da, dieser Rahmen, um uns herum, spürst Du's nicht, daß wir eingezwängt sind in einen Rahmen, Tag und Nacht, kotzt Dich der immer noch nicht an, der macht uns zum Stilleben. Bitte, gib mir die Hand, ich zähl eins zwei drei und Achtung fertig los, dann machen wir einen Mordssprung, hoch und weit in die Luft und lassen uns fallen. Der Rahmen, Trude, das ist das Schreckliche. Also, Kind, sei kühn, vertrau Dich ganz Deinem Felix an, der Dich aus dem Rahmen reißen

wird wie ... wie ... Moses seine Leute durchs rote Meer. Ja? Also, eins, zwei, drei, Achtung, fertig ...

(Pause)

(Er hat Trudes Hand ergriffen, schaut Trude an, Trude schaut ihn an. Trude zuckt die Achseln)

Trude: Verzeih, Felix. Ich möchte ja. Wirklich. Aber Du bist nicht wie Du bist. Ich spür's doch.

Felix: (So nüchtern wie er ist)

Trude, so geht es nicht. So kommen wir nie nie nie in Fahrt. Du paßt auf wie ein Thermometer. Anstatt daß Du Dich ein bißchen verlierst. Von mir aus an den Cognac. Jawohl, auch dem Cognac muß man sich hingeben. Aber dazu gehört natürlich eine gewisse Neigung. Inkarnation, Trude, das fehlt Dir. Wie der Fels, der sich löst, ach Trude. Und wenn ich Dir helfen will, sträubst Du Dich.

Trude: Nein, nein, Felix. Ich warte doch so darauf.

Felix: Das ist der Fehler. Schau, Trude, der Rausch, was ist denn das? Die Schwere kommt ins Schwingen. Selber wirst Du ein anderer Massenzustand. Und die Erde rotiert. Du, immer noch gefangen im Gefäß der Person, schwappst dahin und dorthin. Gleich läufst Du über, über den Rand Deiner Person hinaus, und dann fällst Du, gehörst endlich nur noch der Erde, der Schwere, wirst wild vor lauter Niederfall und Absturz, weil Du endlich dem Gleichgewichtswächter in Dir entkommen bist, keine Persönlichkeit mehr, die von der Apothekerwaage frisst, sondern ein wilder Fall. Und das zu zweit, Trude.

Trude: Das wäre schön.

Felix: Das ist schön, Trude.

Trude: Hast Du schon dieses ... dieses Gefühl?

Felix: Solange ich Dir Vorträge halten muß, stellt es sich natürlich nicht ein.

Trude: Dann halt mir eben keine Vorträge.

Felix: Gut, dann halt ich Dir eben keine Vorträge mehr.

Trude: Trink lieber.

Felix: Ja, trinken wir lieber.

Trude: Und was wir gesprochen haben, vergessen wir.

Felix: Schon vergessen. Auf Dein Wohl.

Trude: Auf die Betrunkenheit.

Felix: Auf den Rausch.

(Sie trinken)

Trude: Und gleich noch einmal.

Felix: Jetzt willst Du es erzwingen, scheint mir.

Trude: Ja, und ich erzwinge es, prost.

(Trinkt allein)

Felix: Es läßt sich nicht erzwingen. Bereit sein, Hingabe.

Trude: Das ganze Niltal kann nicht bereiter sein als ich. Und was ist? Nichts. Ich hab das Gefühl, in mir ist alles aus Löschpapier. Das müßtest Du

zuerst rausreißen aus mir. Aber Du reißt nicht, Du erklärst, Felix. Und ich schluck dieses scharfe Gesöff, daß es mich schüttelt und merk nichts.

Felix: Du bist schon ganz schön betrunken. Wir sind beide schon ganz schön betrunken. Sonst würden wir gar nicht so reden. Glaub mir. Bitte, steh einmal auf, bitte, Trude, schließ die Augen, geh ein paar Schritte, na, spürst Du, wie Du das Gleichgewicht verlierst, Du taumelst, jawohl, mein Trudchen taumelt, herrlich wie Du taumelst, wie der Schwerpunkt süchtig ist, über die Unterstützungsfläche hinauszugelangen, die Apothekerwaage ist gekippt, die Schwere schwillet, und wenn ich mein Trudchen nicht gleich auffange, fällt sie mir steinschwer ins Paradies voraus.

(Er hat sie ein paar Mal angestoßen; als sie immer noch zu wenig Wirkung zeigt, schließt er sie in die Arme.)

(Das Telefon läutet. Er geht nach vorn rechts, auf seinen Drehstuhl zu. Setzt sich, nimmt den Hörer ab. Trude geht nach hinten links in ihre Ecke und setzt sich in den Sessel. Beide sind völlig Herr ihrer Bewegungen. Allenfalls Trude ist ein bißchen ermattet von der Runde der vergeblichen Anstrengungen)

Felix: (Spricht unterdrückt, weil er nicht will, daß Trude alles versteht) Ja. Am Apparat. Ja, Herr Mengel, hat er und wollte uns zur Eile mahnen. Ich hatte den Eindruck, er war schon ganz schön am Zappeln. Ich und einlenken. Lieber Mengel! Dann rufen Sie also an, weil sie dachten . . . Wissen Sie, daß mir das richtig weh tut. Doch, doch, in dieser Lage ist Mißtrauen eine Beleidigung. Ein Mann, Herr Mengel, wie selten zeigt sich das doch, daß einer ein Mann ist. Und heute Abend, wo es bewiesen werden kann, das erste Mal seit wir uns kennen, da zweifeln Sie . . . das hoff ich, lieber Mengel. Und falls es Ihnen zuhause zu — — zu ruhig werden sollte, oder Sie haben gerade nicht den richtigen Tropfen im Haus, bitte, Sie wissen, bei mir . . . ja, ja, ja, bei uns auch, meine Frau ist ganz . . . so ist es. Danke. Danke gleichfalls. Und falls Ihnen doch noch Zweifel kommen, rufen Sie mich an, ja! Alles hängt jetzt ab von unserer Solidarität. Verstehen wir uns da? Danke. Und bitte dasselbe für die Ihre. Danke.

Trude: Mein Felix kommandiert heute ganz schön herum.

Felix: Ach, Trude, mir ist kalt.

Trude: Gib mir auch Befehle.

Felix: Immer, wenn ich einen Befehl geben soll, hab ich das Gefühl, jetzt versprech ich mich gleich.

Trude: Du warst doch Offizier.

Felix: Wetterdienst.

Trude: Aber geflogen bist Du doch auch.

Felix: Ja. Das schon. So ab und zu mal.

Trude: Gegen den Feind.

Felix: Ach, nicht direkt.

Trude: Aber es war doch gefährlich.

Felix: Na ja, mitunter. Krieg ist Krieg, Trudchen.

Trude: Sag doch wie es war.

Felix: Was will denn mein Trudchen hören.

Trude: Wie es war, wenn mein Felix in die Maschine stieg. Zum Feindflug.

Felix: (spielt sich in die Rolle des Helden hinein, weil er sieht, es ist nötig) Ach der Feindflug, weißt Du. Viel Routine. In Frankreich, zum Beispiel.

Trude: Oh ja, was war in Frankreich?

Felix: (gequälter Vortrag, der nie ganz munter wird)

Aus den Falten der Ardennen huschten abends Jäger her. Potez. Französisch flink klopfen sie, fackeln sie hinab auf unsere Vormarschstraßen. Unternehmen Abendsegen hieß das bei uns. Wir verlegen nach Charleville und ich im letzten Büchsenlicht gleich los mit meinem Rottenflieger. Der Himmel schon ein violetter Helm, ein Glutstrich der Horizont. Mach auch gleich einen aus, der unter mir. Ich über ihm. Schulmäßig fall ich ihn an. Da drückt er weg. Ich nach. Her hinter ihm.

Trude: (weil Felix versackt)

Und dann?

Felix: Los geht die Jagd. Kaum noch überm schattigen Boden. Der, ein Meister im Geländesprung, jede Bodenfalte, jede Hecke nützt er, und von unten prasselt, was wir aufwirbeln, Dreck, Staub, Geäst, gegen die Kiste. So hinter ihm, mehr Gelände als Luft, krieg ich ihn nicht, das ist klar. Schon säuft das Licht weg. Da vor uns plötzlich ein Dorf, wir darauf zu, zum Abdrehn zu spät, die Kirche, der Turm, das Dach, da muß er drüber, denk ich, vor mir muß er drüber, da springt er schon hoch, hoch in den Glutstrich, ein großes Kreuz, ich verpaß ihm den Segen, er bäumt sich noch und bricht und rasselt drüber ins Grüne.

Trude: Tot!

Felix: Anzunehmen.

Trude: Du hast die Stichflamme gesehen?

Felix: Aufschlagbrand.

Trude: Mein Gott.

Felix: Zufrieden?

Trude: Hast Du das öfter gemacht?

Felix: Was?

Trude: So . . . so einen gejagt?

Felix: Ach nein, eigentlich nicht.

Trude: Und wenn Benno von seinen Abschüssen erzählt, dann schweigst Du. Er gibt an mit seinen Rat . . . Rat . . .

Felix: Ratas.

Trude: Ratas oder wie die Dinger heißen. Du sagst kein Wort. Dabei war es doch wahrscheinlich viel schwieriger, so einen flinken Franzosen abzuschließen als diese ungeliehenen Russen. Oder?

Felix: Möglich.

Trude: Und nie sprichst Du davon. Du jagst den in der Dämmerung. Und weißt, er muß über die Kirche und da kriegst Du ihn. Schrecklich.

Felix: Ja.

Trude: Krieg ist eben Krieg. Bitte erzähl noch mehr.

Felix: Nein.

Trude: Bitte.

Felix: Nie wieder. Bitte, Trude, versprich mir, daß Du mich nie, nie, nie wieder danach fragst.

Trude: War es so schrecklich für meinen Felix, einen anderen abzu-
knallen?

Felix: Nein, nein, ... aber ich will einfach nichts mehr wissen davon. Basta. Verstehst Du. In Wirklichkeit war es vielleicht doch etwas anders, man faßt zusammen, übertreibt ein bißchen und noch ein bißchen, mög-
lich, die ganze Geschichte ist mir erst im Augenblick eingefallen oder ich hab sie gehört damals, am Radio, im Kasino, ich träumte davon, ich träume ja oft davon, von damals, fliegeruntauglich, also Wetterdienst, Herrgott, das weißt Du doch und dann verlangst Du von mir solche Geschichten.

Trude: Ja, wie jetzt, dann hast Du den gar nicht abgeschossen.

Felix: Ich fürchte nein.

Trude: (lacht grell auf)
Und ... und warum erzählst Du mir dann sowas?

Felix: Du zwingst mich dazu.

Trude: Ach.

Felix: Ich spür, daß es Dir recht wär, ich hätte damals einen abgeschossen. Was einen, neunundvierzig, neunundneunzig. Im fairen Duell, in der Luft, Mann gegen Mann, aber doch abgeschossen, umgebracht, Stichflamme! Ein Sieger. Ein Töter. Ein Held!

Trude: Das hätte ich von Dir verlangt! Felix, Du phantasierst.

Felix: Möglich, Trude. Hoffen wir's. Ich glaub es zwar nicht. Du bist eine Frau. Trude. Und Grausamkeit duftet. Das riecht gleich nach Mann. Gib es doch wenigstens zu, daß Du dieses Parfum vermißt an mir.

Trude: Wenn ich etwas vermisste, dann ist es Ehrlichkeit, Felix. Du lügst was zusammen, angeblich für mich und dann stellt sich heraus, kein Wort ist wahr. Das ist das Enttäuschende, daß Du immer glaubst, Du mußt Dich ausstaffieren. Und dann hältst Du's doch nicht durch. Dieses Hin und Her. Das ist das Schlimme. So wie Du bist, glaubst Du, reicht es nicht. Soll ich jetzt auch anfangen, Geschichten zu erfinden und zu wider-
rufen? Das ist doch das Irrenhaus, Felix.

Felix: Gut, Trude, ausgezeichnet. Ich stimme zu. Ich erfinde nichts mehr. Wir werden den ganzen Abend lang nur noch ehrlich sein. Herrlich, wenn wir das gesund überleben.
(Trude legt den Finger an den Mund)

Trude: Schschsch. Sie ist wieder da.

Felix: Wer?

Trude: Die Ratte.

Felix: (absichtlich laut)
Ach, unsere Maus, unser ...

Trude: (sie hält ihm den Mund zu)
Schschsch. Weil Du Angst hast, brüllst Du, daß sie verschwindet. Bitte, Felix, vertreib sie nicht. Bring sie jetzt endlich um.

Felix: Mein Gott, unser liebes kleines Mäuschen ...

Trude: Felix, es ist eine Ratte. Bitte, rasch, bring sie um.

Felix: Da hätten wir einmal einen Abend für uns ...

Trude: Schschsch.
(Sie greift rasch nach einem Kissen, schleicht schnell, aber geräuschlos im Bogen zurück in die Ecke und stopft das Kissen auf das Loch, aus dem die Maus gekommen sein muß)

Trude: (jetzt ganz laut)
So. Der Rückweg ist verbaut, jetzt Felix, bitte.

Felix: (von jetzt an spricht er leise und schaut immer wieder einmal seitlich auf den Boden)
Trude, die lächerliche Spitzmaus ...

Trude: Es ist eine Ratte, ich hab ihre Zähne gesehen.

Felix: Ein kleines, schüchternes Nagetier.

Trude: Also, Du traust Dich nicht.

Felix: Trink noch einen Schluck.

Trude: Zuerst erledigst Du die Ratte.
(Auch Trude schaut immer wieder erregt zur Couch, zum Klavier, jeden Augenblick die Maus erwartend)

Felix: Wollten wir uns nicht unheimlich betrinken, Trude. Das Mäuschen ist ja ganz in unserer Hand. Sobald es sieht, der Rückweg ist abgeschnitten, stirbt es sowieso vor Angst. Also, Trude, auf unser Jagd-
glück.
(Trude nimmt das Glas an)

Trude: Auf den Tod der Ratte.

Felix: Des Nagetiers. Prost.
(Sie trinken)

Trude: Da, siehst Du sie, da. Immer unverschämter. Sie weiß, Du traust Dich nicht. Mach jetzt, Felix. Zeig ihr, daß wir uns das nicht gefallen lassen.

Felix: Ja, ja. Aber wie? Womit erschlag ich jetzt so ein armes Mäuschen? Wo-
mit bloß, Trude?

Trude: Herrgott, muß ich, eine Frau, Dir, dem Mann, noch zeigen, wie man eine dreckige Ratte erledigt.

Felix: Bitte, ich lern immer gern was dazu.

Trude: Entweder Du bist ein Mann oder Du bist keiner.

Felix: (sucht nach einem Gegenstand)
Einfacher läßt es sich fast nicht mehr formulieren. Aber wie Dir das

Blutopfer darbringen? Keine Pistole im Haus, keinen Bumerang, Pfeil und Bogen fehlen, also auf Mord sind wir wirklich schlecht gerüstet, das gibst Du zu. Übrigens, daß Rattenblut Flecken gibt, im Teppich, auf Tapeten, Sesseln, Couch, wo es grad hinspritzt, daß Rattenblutflecken kaum mehr zu entfernen sind, das weißt Du? Ich sag es bloß, daß Du mir nachher nicht Vorwürfe machst und sagst, Du hättest es in aller fiebrigen Unschuld und Jagdeinfalt vergessen, ich aber, der Mann, hätte es Dir sagen müssen, wie unauslöschlich Rattenblutflecken sind.

Trude: Da, da ist sie. Rasch, Felix, die Cognacflasche, rasch.

(Sie gibt ihm die Cognacflasche)

Felix: Schschsch. Schrei nicht so. Gleich kriegt sie Angst, will zurück, kann nicht, kriegt die Panik und fängt an zu springen. Ratten machen bis zu zwei Meter im senkrechten Steilsprung. Natürlich nur, wenn sie in Not sind. Dann wird die Schlächterei ziemlich ekelhaft, das kann ich Dir sagen. Wir müssen jetzt ganz leise sein, daß sie sich wieder beruhigt.

Trude: So. Nimm nur Rücksicht. Wie sie mich tyrannisiert, wenn Du nicht da bist, das ist Dir egal. Ich träum schon von diesem Vieh. Herumschleichen, horchen, und kaum leg ich mich hin auf die Couch, pirscht sie sich her, ich darf die Augen nicht zumachen, sonst springt sie gleich herauf und schlüpft mir in die Achselhöhle. Das erlaubt sie sich, weil sie längst weiß, Du bist zu feig.

Felix: Das wirst Du gleich sehen, Trude. Aber bitte, halt Dir jetzt die Ohren zu.

(Er jagt jetzt)

Trude: Oh nein, Felix. Jeder Ton, den sie gibt, ist ein Konzert für mich. Eine Liebeserklärung von Dir!

Felix: Dann versorg ich Dich jetzt mit einem schönen Vorrat.

Trude: Da. Unter der Couch. Jetzt hinterm, Achtung, Felix, bleib, ja, da am Klavier muß sie jetzt gleich, sie hat's gemerkt, daß Du, jetzt Felix, jetzt aber, Herrgott, schlag doch, schnell, schnell, schlag, schlag doch zu jetzt.

(Felix war zwar hinter der Maus her, kommt aber erfolglos aus Trudes Ecke zurück)

Felix: Leider hast Du den Rückweg schlecht gesperrt. Unten durch. Ab. Zurück ins Heimatland. Leider Trude. Du hättest das Kissen mit einem Stein beschweren müssen.

Trude: So, ich. Und warum denn ich? Und warum nicht Du?

Felix: Du warst verantwortlich für die Sperrung des Fluchtwegs.

Trude: Jämmerlich.

Felix: Das nächste Mal ist sie dran. Hauptsache sie ist fort jetzt. Wir sind wieder allein, Trude.

Trude: Du wolltest ja gar nicht. Wie ein blinder Hund tappst Du durch die Gegend, fuchtelst mit der Flasche durch die Luft wie ein Südfranzose, geleitest das Vieh feierlich zurück zum Loch und anstatt zu schlagen, winkst Du, winkst und winkst und schlägst nicht. Das bist Du.

Karl Mickel
Prosa und Lyrik

Fernsehen

Das Zimmer maß 3,40 mal 4 m, die Bewohnerin 1,78 in die Länge; sie konnte springen: 32 cm hoch, sie schläge sich sonst den Kopf ein. Die Haare, dunkelblond bis brünett, in langen Wellen um den Kopf herum; die Nase spitzer als bei geringem Kopfbewuchs, die Augen grün aber verschleiert: Kosmetikum oder kurzsichtig? die Stirn blaß und frei, ihre Fortsetzung unter die Haare hinkenbar. Die Füße staken in gestickten Pantoffeln polnischer oder chinesischer Herkunft; zwischen Fuß und Haartour annähernd 130 Pfund.

Die Bewohnerin saß mitten im Raum auf einem Sessel, welcher in Beziehung gesetzt war zur Stirnseite des Tisches, der seine andre Stirn gegen die Wand lehnte; keine Wand ohne Möbel, rechter Winkel Gesetz. Dies ist die Einraumwohnung: Ordnung erzwingt sich selber; wer wäre hier ein Liedrian und nicht grün und blau um die Leibesmitte? — Der Schnittpunkt beider Teppichdiagonalen war identisch mit dem Schnittpunkt beider Fußbodendiagonalen; am Fenster der Schreibtisch staublos mit Telefon und Briefpapier. Diagonal im Raum 2,20 mal 1,60 lila Webpelz, von Rauten gelber Cordel überspannt, die Couch. Wer ins Zimmer rennt, rennt in die Couch. Dem Fußende gegenüber, über 60 Gläsern hinter Glas, das Gerät, 59 Zoll Diagonale, ahornfourniert wie das meublement: dunkelblond bis brünett wie das Haar, das haarfarbne Holz an den Rand gedrängt vom augenblicks ungeprägten Gesicht Scheibe.

Die Bewohnerin ordnete Kastanienzweige in die Tischvase, sie balancierte das Lebendtote bis die Vase selbständig stand; der Punkt heißt: noli me tangere! die dem Fenster zugewandten Zweige würden rascher blühn und das Übergewicht erlangen, täglich ist die Vase zu drehn. — Die Frau zog die Lampe, weißes Perlgament, ins Astwerk abwärts, den Zimmermond; ihr Gesicht in nunmehr milddem Glanz, jetzt war sie 20 statt 30.

Die 20jährige verfügte sich seitwärts, nach den drei Schritten waren die Füße noch angestrahlt. Die Sohlen sahen Licht, die Knie bedekten Boden; die Knieende reckte den Arm in die linke hintere untere Schrankcke; die rechte Gesichtshälfte war an die linke geschlossne Schranktür gepreßt; der Hauch auf dem Fournier stand wie ein Wetter vor den Lippen. Die Hand stellte, was sie vorgezogen, auf die Knie: die Schüssel war bemalt nach Art der Schuhstickerei; 5 Pfeifen unterschiedlicher Form und Größe kreuzten einander in der Mulde. Sogleich staute die Frau die Utensilien zurück; eine rucklose Bewegung streckte sie zur Decke und bog die Handgelenke ins höchste Schubfach; auf den Hand-

flächen schwiebte das Kästchen herunter, welches 17 Zigaretten enthielt; die zweite Besichtigung dauerte wie die erste: wie die Ruhe des Steins im Flugbahnscheitelpunkt.

Die Frau auf den Zehn, Diana unterm Wasserfall duschend, tanzte zum Schreibtisch, dem entnahm sie Zigarren, 32 Stück einer großen hellen Sorte. Schnaufend schob sie das Gesäß in den Sessel, ein blitzender Apparat kappte ein Exemplar, der rote Daumennagel demonstrierte die Bauchbinde, Lippen wälzten das gekappte Ende, Feuer schlug an, und, nachdem der Brand aus Armlänge Abstand rundum besichtigt und für gleichmäßig befunden war, rollte der Kopf glückhaft ins Genick und pustete Ringe empor. Die Wände wuchsen einwärts.

Nun stemmt man sich hoch, zweieinhalb schwere Schritte; die Raucherin schob den Vorhang weg, der die Kochnische abtrennte; sie lümmelte die Schulter an den Rahmen, die Hände über die Beckenknochen in den Gürtel gestoßen; die Stimme neben dem Aschenmast setzte Alt ein und rutschte während der drei ersten Worte zur Baritonlage. „Mach doch mal grüne Bohnen“, sagte sie dem schattenlosen Schleiflack-Kachel-Kubus; dann legte die 30jährige den Stummel weg, drehte schwingend sich ans Küchengerät; hantierend und die Lider sanft hochschlagend, sprach sie, nunmehr Sopran, ins dampfende Zimmer zurück. Der Sopran sagte: „Mit Speck, wie du es immer so gern ißt“. — „Ja“, antwortete, nach erneutem Stellungchsel, der Bariton, „und viel Zwiebel. Und Hammelfleisch.“ — Darauf der Sopran, es gäbe nur Kassler; ein kleiner Streit schien sich anzuspinnen, indes, der Bariton beendete ihn mit Versicherungen seiner Zuneigung. Ein spitzer Aufschrei markierte das Ende des Kisses; der Eintopf kochte sich tot. Die rechte Hand drehte das Gas ab, die linke kippte die Zigarette.

Die Frau löffelte ihren Teller am Schreibtisch leer, um die Kastanien nicht zu stören; die Ellbogen waren aufgestützt, ein Auge peilte am Tellerrand vorbei zur Zeitung, welche das Tischtuch vertrat. Der Abwasch war rasch erledigt, ein Teller, ein Löffel, ein Topf; Heißwasser floß aus dem Hahn. Die Frau schaltete das Gerät ein und legte sich.

1965

Der Geist

In meiner Jugend besuchte ich die Schule. Vier Bänke vor mir saß Oswald, den wir Osram nannten: weil er glühte, wenn er gefragt wurde. Osram spielte abscheulich Fußball und erzwang regelmäßig seine Nominierung für die Klassenauswahl; der Sportlehrer machte die Ballspielerlaubnis von der Beherrschung einer Kippe abhängig. Osram beherrschte die Bodenkippe, d. h. er vermochte sich, die Hände gepreßt an die Hosennaht, aus liegender Stellung jäh auf die Beine zu befördern. Es hieß, er sei leicht gläubig; wie diese Ansicht entstanden

ist, habe ich vergessen. Ich nehme an, historisch. — Eines Tages faßte mein Banknachbar Kutscher, katholisch, den Vorsatz, Osram zu kurieren. Wir verfertigten ein Schreiben, welches von einem gewissen Dr. Berge unterzeichnet und an mich gerichtet war. Kutscher hatte Verwandte in Braunschweig, so daß ein ordnungsgemäß gestempelter und frankierter Umschlag nicht fehlte; den Westabsender hatten wir glaubwürdigkeitshalber gewählt; Originalanschrift und -absender tilgten wir mit Radierwasser. — Osram sagte mir auf den Kopf zu daß ich Geister beschwöre, und, als ich entschieden dementierte, wies er den Brief vor. Ich erblaßte. Ungefähr vierzehn Tage täglich forderte unser Mann eine Probe meines Könnens, und ich hypnotisierte am fünfzehnten Kutscher. Kutscher erhob sich während des Kunstgeschichte-Unterrichts und balancierte, die Arme seitwärts ausgestreckt, verzückten Gesichts zur Tür; die Lehrerin, alt, bärtig, Jungfrau vergaß das Luftholen, und er antwortete und sprach: Meine Nerven halten das nicht aus. — Der Abwesende stand in vier Fächern auf Note Fünf. — Nach weiteren zwei Wochen drohte Osram uns, sofern wir ihn nicht zur Seance hinzuzögen, die Polizei an. Wir mußten, bedauernd, verweigern; ich beabsichtigte, die von Dr. Berge empfohlene Automedialmethode zu erproben. Osram überzeugte sich, daß diese Methode in Meyers Konversationslexikon 1880 nicht erwähnt, folglich neu und gefährlich war, und unterzeichnete einen Revers, womit er sich verpflichtete, nicht mich für evtl. auftretende Schäden psychischer bzw. somatischer Art haftbar zu machen. Dann trafen wir die Vorbereitungen.

Die Vorbereitungen waren folgende: ich füllte eine gelbe Steingutschüssel mit Scheuersand und stopfte einen linken Handschuh. Ich schnitt unter dem Lino-leumteppich des elterlichen Wohnzimmers ein Dielenstück 3 cm mal 4 cm heraus und montierte den Morsetaster; den dazugehörigen Kopfhörer klemmte ich zwischen die Couchfedern. Ich fragte meine Mutter, ob es schicklich sei, Ludwig Erhard zu zitieren. Sie sagte, er würde, wie sie ihn kenne, nichts dagegen haben.

Ludwig Erhard war 1947 verstorben, und zwar an einer Art Lungenschrumpfung, keine Tb, nicht ansteckend. Er war Freund meines Vaters und alter Sozialdemokrat gewesen. Vor 1933 hatte er an einer Aktion des Reichsbanner sich beteiligt: vier Reichsbannerleute hatten eine Nazikneipe, welche „Zum Alten Schießhaus“ hieß, unter Lebensgefahr nachts umbenannt, indem sie E und I neu malten, dergestalt, daß morgens „Zum Alten Schießhaus“ über der Tür geschrieben stand. Die Antifaschisten wurden gemäßregelt, d. h. sie blieben auch dann arbeitslos, als die Rüstung diejenigen, die sie zu verschlingen bestimmt war, in annehmbare leibliche Zustände versetzte. Erhard, ursprünglich hatte er mit Metall zu tun gehabt, widmete sich seinem Hobby: er stopfte tote Tiere aus. Damit half er sich übers Schlimmste; allerlei alte Jungfern bestanden auf der, wenngleich weniger lebhaften, irdischen Fortexistenz ihrer Lieblinge. Das Hobby wurde Beruf; 1937 erlangte Erhard eine Anstellung im Museum; der von seiner Hand präparierte Gorilla überlebte den 13. Februar und sitzt noch heute in Dresden im Glashaus.

Alle Kinder liebten Ludwig Erhard. Mir erklärte er die heimische Vogelwelt mittels eines Feldstechers, und ich entsinne mich der Ängste meiner Mutter, als ich Erhard, der schon die Klinke in der Hand gehabt hatte, mein Vogelalbum unter die Nase hielt und ihn über die Farbwiedergabe der Zigarettenvögel ausfragte, während sie verstohlen Pfannkuchen in erschobenem Oel sott, welches übrigens regelmäßig Durchfall verursachte. — Das herannahende Kriegsende machte Erhard brotlos, weil er, seines fortgeschrittenen Leidens halber, nicht zum Volkssturm taugte; ich sehe ihn noch durchs Dorf gehn, röhelnd, am Stock, gleichsam schrittweise der Erde zuwachsend, grauen Schweiß auf der Stirn; wir Kinder brachten Hauswand oder Zaun in unsren Rücken, und verbeugten uns, dergestalt aufgereiht, ehrfurchtvoll. Dann brannte die Stadt. — Ein Freund, der im jetzigen Karl-Marx-Stadt wohnte, sagte mir, er habe den Brand gesehn, und geschrien, ein rothaariges Riesenweib hocke hinter den Bergen.

Ludwig Erhards physische Leistung war bewundernswürdig, denn er wohnte, wie meine Mutter und ich, am Stadtrand. Jeden Morgen verfügte er sich in die Innenstadt, die Straßenbahnen waren außer Betrieb, weil es an Straßen fehlte. Ich verstehe noch heute nicht, wie er die Gebirge aus Stein und Fleisch bewältigte, wie er sich aus den Kellern herausarbeitete, die dort klafften, wo vor dem Leute übereinander gewohnt hatten. Denn Ludwig Erhard stieg unterwärts unter die Erde; er hieb wöchentlich sieben Toten die Köpfe ab, wobei er auf Vollständigkeit der Gebisse achtete, und pellte daheim den blanken Knochen heraus. Der Tod war täglicher Hausfeind in allen Familien, Rentner starben wie die Fliegen. Hunde und Katzen wurden restlos genutzt: das Fleisch für den Bauch, das Gebein für den Ofen, das Fell unters Hemd. Ludwig Erhard veräußerte seine Präparate, 200 Mark das Stück, das war billig für die Sterbehilfe: ein halbes Schwarzbrot zum Schwarzpreis pro Kopf.

Die Familie bestand nach Erhards Tod aus Frau und Sohn. Die Frau war zu diesem Zeitpunkt 38, sie tauschte des Toten Haussmuseum, 142 ausgestopfte Vertreter der heimischen Vogelwelt, gegen eine Lederjacke, färbte sich die Haare rot und arbeitete als berüchtigte Stadtteilnutte; sie erhellt ihr Zimmer, indem sie Benzin auf einem Blechteller verbrannte, unter den sie Kacheln geschichtet hatte: das habe ich gesehn, die Wohnung war Souterrain, die Gardinen waren zu Unterwäsche verarbeitet, die Decke war verrußt. Der Sohn sitzt ein in Bautzen wegen Straßenraubs in sowjetischer Uniform mit tödlichem Ausgang.

Dieser Ludwig Erhard war der Geist.

Osram tanzte pünktlich an; er glühte. Das Zimmer war finster, schwarze Kleidung vereinbart. Was geschah, ist simpel. Kutscher hielt Osrams Hände, daß ein Kommunikationskreis entstünde, in welchen zerstörerische Einflüsse nicht einbrechen. Ich hatte die Hände frei, das war das Gefährliche und von der Automedialmethode gefordert, d. h. Beschwörer und Medium sind identisch. Ich beschwore Erhard, indem ich idiotisch lallte, der Geist antwortete morsend, das Gespräch ist nebensächlich. Ich entsinne mich, daß Erhard Kutscher prophezeite, er würde sitzenbleiben. Dann zog ich den gestopften Handschuh, hinterließ dessen Abdruck im Scheuersand, setzte die Schüssel sorgsam auf den Boden und

schmiß Osram den Tisch an den Kopf. Kerzen wurden gebracht, man rief mich ins Leben zurück.

Im Deutschunterricht hatten die Schüler über freie Themen vorzutragen. Osram war acht Tage später turnusmäßig Redner. Er wählte, nicht ohne unser Zutun, den Gegenstand Spiritismus. Seine Rede war schwungvoll, die Terminologie wissenschaftlich. Aller Schüler Ohren glühten rot. — Ich sprach zur Diskussion und zeigte die Requisiten. In der Pause gestand Osram, daß er unser Verhalten, konspirationalshalber, durchaus billige, obschon er den Spott davongetragen habe; er sei entschlossen, auch fürderhin um der Wahrheit willen zu leiden. Er wandte sich spiritistischen Kreisen zu, verließ diese und wurde ein übler Sektierer.

Letzteres erzählte mir kürzlich Kutscher, welcher heute ein bedeutender Mann ist; auf der Suche nach harmlosfröhlich Gemeinsamen fanden wir o. a. Episode und wiederholten sie einander wechselweis.

1964

HIPPOPOTAMOS

Ein Traum wars und nicht ganz ein Traum:
Da war ein Fluß, die Ufer gekachelt
Auf einer Art von Badetreppe saß ich.
In rechtem Winkel, flußab gegenüber
Der Nebenfluß, grün alles Land, die Gegend
Brettflach zum Horizont. Mit einem Male
Im Schnittpunkt beider Strömungslinien kochte
Das Wasser weiß, über mir senkrecht
Sprach eine Stimme *das ist das Flußpferd*.
Dastand das Tier, schwarz glänzend, sein
Eignes Denkmal, Fliegenschwärme speiend
Die rechte Schulter riesig, schmal die linke
Gelassnen Blicks, kein Wasser weit und breit.
Die Stimme sprach *das Flußpferd gilt für groß*
Von wegen seines Buckels, bucklig sind
Flußpferde immer, dieses, das du siehst
Ist asymmetrisch und das Tier versank
Indem sein Buckel schrumpfte, und im Tod
Wars leichter als die Erde, die es deckte
Obgleich es sank zum Zentrum des Planeten.
Zum dritten Mal die Stimme sprach, und sprach
Du heißest Proteus, da du dieses sahst

1964

AN MEINE GÄSTE DIE FREUNDE

Ich sehe wie Cranachs Adam aus
Nur daß ich weniger sanftmütig blicke
Ein Möbelzimmer hab ich und
Einen Anteilschein für das Hauptquartier
Ich werde da mit vorzüglichen Freunden
Wohnen: Ernst Günter Eberhard
Mach es dir bequem Ernst
Mach es dir bequem Günter
Mach es dir bequem Eberhard
Jetzt wollen Wir Uns mal ausstrecken!
Haltet die Schnauze Leute
In diesem Zimmer bin ich der Gastgeber
Bringt eure Gliedmaßen in winkelsymmetrische Lagen
Daß die Archäologen wohlgeordnete Knochen vorfinden!
Ihr dürft vorher Baldriantee trinken
Meinetwegen auf meine Gesundheit
Meine Wirtin ist freundlich
Bringt eigene Tischdecken mit
Frauen sind gern gesehn
Sollte sich unter euch ein Cranach finden
Der darf mich malen

1955

NICHT MEINE SCHULTER ISTS, DIE DEMETER

Abnagte aus Versehn, nicht auf mein Fleisch
Bevor sies kaute, tropften ihre Tränen.
Mein Vater heißt nicht Tantalos, ich heiße
Nicht Pelops folglich, unverkürzt
An Arm, Bein, Kopf und Hoden bau ich
Kartoffeln an und Lorbeer hier in Preußen.
Ich warte nicht auf Götter zur Montage
Normal wie üblich ist mein EKG
Wenn ich ein Messer, scharf und schneidend, seh.

1964

DER AUSWEG

Das ist mein Freund: Er reißt sein Auge aus
Wenn es ihn ärgert. Neulich sprach die Frau:
Ich stehe in der Küche, wisch das Haus
Ich fürcht, ich bin mit dreißig alt und grau.

Er sah die Küche an und fand, sie sei
Unwürdig, daß die Frau in ihr verweilt:
Er liebte seine Frau, besonders wenn sie frei
Sich machte, und in großer Eil

Erwarb er eine Küche, die war schön
Und schenkte sie der Frau, jedoch die sprach:
Jetzt kannst du selber in die Küche gehn
Nach Brot und Tee, jetzt ist sie ja danach!

Da schloß er sich in seine Küche ein
Und hackte traurig seine feine Küche klein.

1963

ABSAGE

,Better get a home in-a dat rock'

Kannst du nicht eine Stunde mit mir wachen!
Das kann ich leiden: Mir den Rücken zudrehn
Schwitzend vor Glück, und keine fünf Minuten
Abwarten können, bis ich anruf, weil

Sogleich gegessen werden muß! Normalmaß
Verdoppelt sich und nennt sich Übermaß
Der Augenaufschlag (große Augen, größer
Als dann der Hunger) großer Augenblick

Die Lüge glaubt sich selber, deshalb auch
Anderen glaubhaft, wenn sie eben spricht:
Ich hörte sie, da glaubte ich mir nicht
Dich sah ich schlafen, glaubte mich im Schlaf.

Jetzt, denk ich, steh ich aufm Felsen, und
Werf dich weg

1964

PORTRAIT A E

1

Nirgends ist er zu Haus.
Wo ein Bleistiftstummel ist und Papier
zieht er die Schuh aus:
Hier
springe ich! Und er springt
wenns sein muß auf dem Kopf, und singt
(weil die Frau einen Mantel will, er
kann ihn nicht kaufen):
Sieh her!
ich kann auf den Haaren laufen.
Und sie sieht, wie er springt
und sie hört, wie er singt
und sie sagt: Ich steh niemals mehr auf.
Und er nimmt sie und schwingt
sie durchs Zimmer und trinkt.
Geht er drauf?

2

Den kleinen See, den großen Schnee
die Kerbe im Ufer, den Kahn
das bittere Bier und den Löffel im Tee
den ausgebrochenen Zahn
hebt er uns auf.

Im Sommer mit kleinen Steinen
baut er im Sand und mit Holz
(Treibgut) uns einen reinen
Menschen. (Sehtwiestolz!)
Leute, der
kann lachen und weinen
Leute, läßt
uns auch nicht versteinen

1962

DER FISCH DER SCHREIT

Spaß muß es machen, sonst machts keinen Spaß.
Es bliebe andern Falls die nackte Mühe
Eh ich für die mein Hemd vom Leibe ziehe
Trink ich ein Bier und denke mir: Ach was!

Oder ich geh und seh mir dein Gesicht an
Nur das, weil man zu dritt im Zimmer kauert
Und rede Quatsch, so lang die Sitzung dauert
Vom Fisch zum Beispiel, der am Haken schreit.

Dann dreht mein Freund das überhelle Licht an
Ich murmle noch ein Wort wie ‚Fischgericht‘
Und denke: Aus! vier Sinne haben Schonzeit —
Da sieht ein Auge, wie ein Auge spricht.

Ich bin die Wahrheit! spricht der Herr, und nicht
Ich bin die Gewohnheit

1963

DEUTSCHE FRAU 46

Spaß muß es machen, sonst machts keinen Spaß!
Sagte mein Otto, 's war ein toller Bursche.
Wenn wir im Wald warn, sprach er zu den Bäumen:
Euch hack ich alle klein zu Kinderbetten!
Denn er war Tischler, arbeitslos, Kommune
Und wohnte in der Küche bei den Eltern.
Wenn du'n Bauch kriegst, gehst du!
Sagte die Gnädige, als Otto mich abholte.
Dann Hitler. Otto sagte: der macht Krieg.
Da wars wieder kein Kind, für die Fleischbank
Wollte ich keins, er wollte eine Tochter.
Dann war der Krieg, Otto im Strafbataillon
Gefangen bei den Russen, Antifaschule
Jetzt kommt er heim, bei mir hats aufgehört.
Ich denk, wir adoptiern ein Waisenkind

DIE FRIEDENSFEIER

Zuerst werden wir uns blütenweiße Hemden kaufen
Dann lassen wir uns drei Tage lang voll laufen

Wenn wir wieder nüchtern und kalt abgeduscht sind
Machen wir unseren Frauen jeder ein Kind

Dann starrn wir rauchend den sternvollen Himmel an.
Morgens dann, viertel nach vier, geht der run

Auf Schneidbrenner los, die begehrten Artikel
Einen davon kriegt ganz sicher Herr Mickel.

Dann verteilen wir uns über Luft, Land und Meer
Und machen uns über das Kriegsgerät her

Und alles hackt und schneidet, zerrt, reißt, schweißt
Spuckt an, pißt dran, sitzt oben drauf und scheißt

Und schmeißt mit Steinen, sprengt mit Sprengstoff weg:
Das ist des Sprengstoffs höchsterrungner Zweck.

In Geschützrohre bohren wir kleine Löcher hinein
Dort ziehen dann Spechte und Stare ein

Wers kann, kann auf ausgeblasnen Raketen
Wie auf Taminos Zauberflöte flöten

Mit U-Booten fangen wir Haie und andere Fische
Die Frauen decken die Generalstabstische

An Schlagbäumen werden Ochsen und Hammel gebraten
Von nackten Männern, die waren Soldaten

Und besser als es Uniformen können
Wärmt sie das Feuer, drin die Uniformen brennen.

Rot glühn die Martinöfen auf, in ihren Bäuchen
Vergehn, entstehen Welten! wie wir keuchen

Vor Wollust, wenn wir sehen: hart wird weich
Und wenn sichs wieder härtet, wird zugleich

Das Krumme grad. Wir waren krumm und dumm!
Wir schleppen Schrott, wir schmieden, pflügen um:

Wenn wir dann die müd-müden Rücken recken
Durchstoßen die Köpfe die Zimmerdecken

Nur in den Nächten noch, jahrein, jahraus
Träumen wir uns klein wie eine Maus.

1962

Christian Geissler Kalte Zeiten

Motto: „Er schien ganz vernünftig, sprach mit den Leuten. Er tat alles, wie es die andern taten; es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen, sein Dasein war ihm eine notwendige Last. —
So lebte er hin . . .“

(Georg Büchner „Lenz.“)

VIII.

Der Fahrer des Lohnbürowagens trug eine Sonnenbrille. Er wollte sein Fahrzeug nicht in den Dreck von Pfützen und Bauschlamm bringen, parkte auf dem eben noch festen Randstreifen, stieg nicht aus, hupte.

Fünfunddreißig Leute hoben den Kopf, drehten sich um, sahen in eine Richtung, gingen langsam los, von der Arbeit weg, elf Uhr fünfzig, Mittag, Lohnzahlung, wird aber auch Zeit. Manchen blendete beim Aufrechtgehen das Licht, er hielt mit der Hand Schatten über die Augen. Das sah so aus, als sei der Platz, den er gerade verlassen hatte, ein Arbeitsort unter Tage. Bald war der Wagen umgestellt. Der Mann am Steuer hatte vor sich die Liste mit den Namen, neben sich, rechts, in einem Karton, die Tüten. Die Tür rechts war blockiert.

Jeder, der seine Tüte haben wollte, mußte unterschreiben. Die Männer bückten sich nacheinander, einzeln, in den VW-Bus und unterschrieben, eine lange Reihe zuverlässiger Namen.

Einem Italiener war der Daumen geplatzt, Blut kam auf die Liste. Der Mann vom Lohnbüro ärgerte sich, fand das typisch. Der Italiener lachte, unterschrieb, bekam seinen Lohn.

Jeder, der seine Tüte in Empfang genommen hatte, war angewiesen, sofort zu zählen, *spätere Reklamationen können nicht berücksichtigt werden*. Diese Anweisung wurde von allen genau befolgt. Aber nicht gleich. Keiner tat das gleich. Jeder ging erst ein paar Schritte weit von den anderen weg, zählte dann hinter der Hand, allein, stand allein da und zählte. Auf diese Weise kam nach und nach unter den fünfunddreißig Leuten eine merkwürdige Bewegung zustande, schließlich eine beinahe ornamentale Gruppierung: In der Mitte der Auszahler in seinem Wagen, rauchend, gelangweilt, und rings im Kreis, nah, aber voneinander weggewandt, die Leute mit den Scheinen hinter der Hand. Schräg drüber die Sonne warf die Schatten der Männer fächerförmig auseinander. Auch die Schatten berührten einander nicht.

Jan Ahlers war einer der letzten, er hatte Zeit, er sah sich das von oben aus der Kanzel erstmal an, *kommt ja wieder Geld heute, hast du dir gedacht*. Dann ging auch er hin, unterschrieb, bekam seinen Lohn, ging weg die paar Schritte, zählte

nach, auch er, als hätte er etwas zu verbergen. Was denn verbergen, Ahlers? Er sah sich um, mußte lachen, zählte weiter, lachte leise in sich hinein, dachte, wieviel Leute jetzt überall in der Stadt Tüten kriegen, alles Kumpels, und alle gucken weg, gucken sich auf den Bauch, zählen, sagen nichts, drehn sich weg wie zum Pissen. Sein Gesicht sah freundlich aus, als er das dachte.

Aber als er zurückging zum Bagger, sah er die acht Italiener zusammenstehen, laut miteinander reden, lachen. Die haben immer was zu quatschen, diese miesen Typen. Nicht die Spur von einem Lächeln blieb in seinem Gesicht. Ist doch Mist alles, also los, Mittagspause, drei Eier und so viel Brot, und dann mag ich plötzlich nichts essen.

Etwas später glitt leise und blank ein Caravan, weinrot, auf den Platz. Der junge Kerl hinterm Steuer, Gastwirt am Berliner Tor, wußte Bescheid, hielt unterm Bagger, stieg aus, lächelte, öffnete alle Türen, wußte, wie man das macht, wenn Leute Lohn dick in der Tasche haben, lächelte. Und alle kamen und kauften, Hähnchen, Schnitzel, Kotelett, Rollmops, Bier, und alles mit kleinem Aufschlag, Kundendienst. Er wußte, wie man das macht, sagte, wer arbeitet, soll auch essen, lächelte, kassierte das Geld aus den Tüten.

Ahlers, der oben im Bagger schon sein Brot in der Hand hatte, wollte jetzt auch was kaufen, irgendwas muß man mal kaufen für das Geld, und zwar gleich und essen und weg damit. Er hatte Hunger, aber nicht auf Brot, sprang nach draußen, holte sich was für sein Geld. Er nahm ein Kotelett, biß hinein, noch bevor der Dicke den Schein genommen hatte. Die Panierung war versalzen, drunter saß Fett, also gut, ist doch Mist, noch ein Bier, zwei, ist ja egal, her damit, Mittagspause.

Die Leute saßen herum, hockten auf Holz, auf einer Blechtonne, auf trockenen Mauerresten, hockten in der schwachen weißen Sonne im Dreck, zufrieden, getrennt nach Gruppen, hier die Italiener, dort die Deutschen, die Spezialisten weit weg, jeder an seiner Maschine, getrennt von den übrigen durch die Art der Arbeit, durch höheren Lohn.

Ahlers oben prüfte noch einmal die verschiedenen Ziffern auf dem Lohnstreifen. Unten wickelte einer Brot aus einem Stück Zeitung. Das Papier blieb in Fetzen liegen, kein Wind, Schwarz auf Weiß, Gewinnmitnahmen wieder an den Markt legen, zu Opfern bereit sein, Unternehmerverantwortung betonen, Bethlehem Steel 33 5/8, Arbeitsdisziplin durchsetzen, Preisbindung vorbehalten, International Nickel 61 1/8, Mit dem Anwachsen des Privateigentums in den unteren Schichten wächst auch dort das Interesse daran, daß die bestehende Ordnung andauere, Kotelett dreizwanzig gleichbleibend, kein Wind. Aus dem Boden kam Nässe. Die Sonne spannte fahles Licht über den Platz.

IX.

Der Porsche fuhr mitten unter die Leute.

Der Chef sprang heraus, elastisch.

Mahlzeit. Tüten schon da? Na bitte. Eure Sorgen möcht' ich auch mal haben.

Welche Sorgen? Alle sahen ihn freundlich an, kauten weiter, nur wenige wußten, wer das war, und auch die wußten nicht, wer. Der Chef hatte die Sonne mitten im Gesicht, an seinen Händen saßen Handschuhe, die den kräftigen, gebräunten Handrücken freiließen. Er griff in die blauen Sprossen und kletterte, eins zwei, hinauf zu Ahlers.

'Tag, Ahlers. Haben Sie mal 'n Augenblick Zeit für mich?

'Tag Herr Ratjen.

Sie kamen vom Bagger herab, gingen an den Arbeitern vorbei, standen zwischen Bagger, Porsche und Roller, sahen zusammen in die Baugrube hinunter.

Ziemlich schwer hier, was?

Hilft ja nicht, muß ja fertig.

Ahlers und Ratjen sahen einander an. Sie hatten ungefähr die gleiche Größe, nur war Ahlers dünner, breiter in den Schultern, etwas krumm im Nacken. Als er die Hand hob, um sich damit über die Augen zu fahren, sah es aus, als wollte er dem Chef auf die Schulter schlagen, als sei alles in Ordnung. Sie standen am Rand der Grube wie Freunde.

Gehn wir beide ein Bier trinken?

Können wir machen, sagte Ahlers und schob den letzten Bissen Brot in den Mund.

Sie gingen vom Platz weg auf die Straße zu.

Am lehmverklebten Bagger, auf der Sonnenseite, blieben ein paar Leute hocken, im Rücken die schweren Fahrketten, tranken Bier, rülpsten, sahen den beiden nach.

Wieder 'ne Extratour für Ahlers.

Hatt 'n Führerschein.

Kannste was, biste was.

Einer kratzte beim Reden mit einem Flintstein das Schaufelblech seiner Schaufel blank. Der Lehm saß fest. Der Mann redete, ohne den Kopf zu heben, gegen die Schaufel. Raffste was, haste was, sagte er.

Laß man, der Chef ist ganz gut.

Hab ich ja gar nichts von gesagt.

Ach ist doch wahr.

Der Mann mit der Schaufel sah zur Straße hinüber.

Ahlers und Ratjen überquerten hundert Meter oberhalb der Ampel die breite neue Fahrbahn. Ahlers ging nachlässig quer durch den Verkehr.

Man immer ran und durch, Herr Ratjen, mit Warten kommt einer hier gar nicht mehr rüber.

Sie sind gut. Sie haben keine Kinder, sagte Ratjen lachend und blieb vorsichtig hinter Ahlers. Drüben auf der anderen Seite holte Ratjen auf: In der ABC-Straße warten sie schon, sagte er, rollen Sie hier ab, sobald Sie können.

Soll wohl klappen, Herr Ratjen.

Die Schaufel war jetzt blank. Der Arbeiter drehte sie im Licht, wollte das Blech blitzend sehen, sah auf. Vor der Sonne lag schon der erste leichte Dunst. Er stieß die Schaufel weg, beugte sich über sein linkes Bein, rieb mit beiden Händen das

Fußgelenk. Alles naß, sagte er, und nach einer kleinen Pause: Beim Baggern kommst du leicht auf fünf Mark die Stunde.

Und dann 'n Prinz!

Porsche ist nicht drin, wenn du auf Arbeit gehst.

Glaubst du vielleicht, der Chef tut nichts?

Klar. Und all die Steuern immer jedes Jahr.

Tut er auch. Grins doch nicht so blöde.

Und all die neuen Bagger immer kaufen jedes Jahr.

So'n Bagger kostet glatte hundertfünfzigtausend.

Und Ahlers baggert.

Den laß man. Der hat seine fünf Mark die Stunde. Schönes Stück Geld.

Wenn Ahlers von Ratjen fünf Mark für die Stunde kriegt, dann kassiert Ratjen vom Kunden für die gleiche Zeit fünfzig.

Ist ja schließlich auch sein Bagger.

Klar. Und Ahlers baggert.

Einer spuckte aus und trat darauf.

Warum hat Ahlers eigentlich nicht selbst 'n Bagger?

Der 'n Bagger!

Von fünf Mark die Stunde kriegst nämlich keinen Bagger.

Aber von fünfzig.

Glaubst du vielleicht, der Chef tut nichts?

Sag ich ja gar nicht, dreitausend Stunden im Jahr tut der was, genau wie Ahlers, bloß der eine kriegt fünfzehntausend im Jahr und der andere hundertfünfzigtausend.

Ist ja schließlich auch Ratjen seiner.

Ahlers?

Was ,Ahlers'?

Mann bist du blöde, geh mal zum Doktor, sag mal Bescheid, bin immer so müde. Das Bier war gut, sie rauchten die gleichen Zigaretten, King Size, und wer froh ist, ist ein König.

Ahlers stand gern mit Ratjen zusammen. An der Wand gegenüber der Theke, zwischen den Flaschen, hing ein Spruch für den Gast:

Gar mancher ist oft mißgestimmt, weil seine Kinder Ferkel sind, nicht nur die Frau, die Sau, alleine, auch die Verwandten, alles Schweine.

Ratjen war heiter.

Sonst alles klar in der neuen Wohnung?

Alles klar. Und auch nochmal vielen Dank, Herr Ratjen.

Und wann kommt der Kronprinz?

Kostet eben alles 'n Haufen Geld.

Ihre Lohnbüte jede Woche und sonst keine Sorgen. Möchte ich auch mal!

Ich auch, dachte Ahlers.

Ratjen sagte:

Daß Ihre Frau nicht mehr arbeitet, geht mich ja nichts an, aber ich finde das richtig von Ihnen.

Sie will ganz gerne.

Haben Sie nicht nötig, Ahlers!

Wäre natürlich auch wieder ganz praktisch manchmal.

Bleiben Sie hart. Schließlich kann man nicht alles haben und immer noch was und noch mehr. Mal muß Schluß sein und Ordnung und fertig. Und ich will Ihnen mal was sagen: Die Frau zu Haus, da weiß man erst, wofür man arbeitet. Schönes Gefühl, wenn man so abends nach Hause kommt. Finden Sie nicht auch? Geht so weg jeden Monat.

Ratjen hob die Schultern, hob sein Glas und lachte: Klar, geht so weg, sagte er, also ran!

Sie tranken aus, der Chef bezahlte, sie gingen nach draußen.

Draußen schlug ihnen kalte Nässe auf die Gesichter. Ahlers fror nicht. Er fand den Chef gut. Er ging mit ihm zurück an den Porsche.

Also, Ahlers, vorsichtig fahren heute abend. Das Ding kostet Geld. Eigentlich glatter Wahnsinn. Aber meine Frau hat nun mal 'n Nerv für sowas.

Ahlers sollte abends einen alten englischen Schrank aus Lüneburg holen für Ratjen. Jetzt wollte er irgendwas Passendes antworten: Ist eben ein bleibender Wert immer, sagte er, und zeigt ja auch was her. Wer hat, der hat, fügte er lächelnd hinzu.

Ratjen freute sich über diesen Mann: Deibel, Ahlers, Sie sind in Ordnung! Also los, ran!

Er saß schon hinterm Steuer: Ist das immer noch der alte Prinz?

Der tut's noch.

Nicht schlecht das Ding, weiß ich, bloß bei Ihrer Länge? Sie sollten sehen, daß Sie bald an was Größeres kommen. Im Auftragsbüro will einer seinen Taunus verkaufen, gut gepflegt, ich kenn das Fahrzeug, sehn Sie sich das Ding doch mal an.

Kann ich machen.

Der Chef winkte ihm zu und fuhr davon. Ahlers blieb noch eine Weile stehen, still, die Hände in den Taschen, sah vom Prinz weg in die Baugrube. Ein Italiener unten fuhr mit der Hand über ein saubergemauertes altes Stück Kellerwand und grinste zu Ahlers hinauf.

Schönes Haus, sagte er, alles kaputt, Scheißkrieg.

Ahlers verstand den Mann genau, aber er sagte: Nix Scheißkrieg. Alles schön neu machen. Los, du Affe!

Er kletterte in den Bagger zurück, der Motor sprang an, er ließ den Greiferkorb unten neben dem Italiener niederschlagen in das schöne Stück Mauer. Wo der herkommt, da sitzen sie noch auf Bäumen. So 'n Stück Scheißmauer hat der noch nie gesehen. Er zerschlug den Mauerrest, sehn Sie sich das Ding doch mal an, hätte gern den Prinz zerschlagen, ran Ahlers, Sie sind in Ordnung, Ahlers. Er saß schlecht, hatte irgendwas hinten in der Tasche, saß auf der Tüte, zog sie heraus, schob sie vorn ins Hemd. Ihre Lohntüte jede Woche, Ratjen, und sonst keine Sorgen, schaffst du schon, schaff ich auch. Er hatte plötzlich Lust auf einen riesigen Bagger, einen kreischenden, heulenden, röhrenden Monsterbagger, unter

dem alles zittert, der alles niederschlägt und zerreißt. Wenn man bloß immer alles so bleibt wie jetzt und sicher und alles.

XII.

Ruf mal an, wo der Tieflader bleibt, sagte Ahlers im Vorbeigehen zum Bauführer. Er war hier fertig mit der Arbeit. Ihm fiel der Prinz ein. Er ging hin, mal nachsehen, warum der nicht läuft. Der Rücken tat ihm weh, als er sich hinter den Motor hockte. Scheißbagger. Fahre Prinz, und du bist König. Erstmal die Zündkerzen. Sie sollten sehen, daß Sie bald an was Größeres kommen, Ahlers.

In der ABC-Straße wartete man nicht nur auf den Bagger, sondern auch auf Leute. Der Bauführer zeigte mit dem Finger nacheinander auf sieben Männer, los, Abmarsch.

Zu Fuß?

Ihr beiden klemmt euch nach vorn in den Kombi, die Amigos ab auf den LKW. Im Kombi war nur noch vorn neben dem Fahrer Platz, im Laderaum stauten sich Kabelrollen, irgendwohin, geht schließlich keinen was an, also los, hoppla!

Die Italiener wollten nicht, blieben neben dem LKW stehen, einer zog eine selbstgedrehte Zigarette über die Zunge, grinste den Bauführer an.

Nix LKW, viel kalt.

Der Bauführer verstand das Grinsen nicht: Nicht frech werden, Miefke, los, avanti, presto!

Nix presto, sagte der Italiener, und die anderen hoben lächelnd die Hände und sagten freundlich: Piano, amigo.

Seid ihr verrückt geworden?

Kranker Mann nix Arbeit.

Der Bauführer verzog sein Gesicht. Du bist doch nicht krank, du Arschloch, sagte er, zuviel trico-traco wieder gestern Abend. Er hielt das, was er da gesagt hatte, für humorvoll, aber der Italiener vor ihm, der Sprecher der Gruppe, hatte jetzt keinen Humor, zitterte, hatte wahrscheinlich Fieber.

Komm, du Affe, sagte der Bauführer freundlich, packte den Mann am Arm, um ihn in Bewegung zu bringen. Aber der kleine Kerl schlug nach der Hand, die ihn anfassen wollte, wie nach einer Fliege, und traf. Der junge Bauführer war von dieser seltenen Geste eines Arbeiters dermaßen überrascht, daß er nicht sofort das tat, was er tun wollte, zurückschlagen. Aber der Italiener sah ihm die Absicht schon an, sprang hinter seine Leute und von dort hinter den LKW. Er hatte Glück, der LKW-Fahrer war zum Abfangen nicht zur Stelle, redete eben mit Ahlers hinterm Prinz, vielleicht klemmt der Schwimmer.

Der Bauführer rannte dem Italiener nicht nach, zündete sich eine Zigarette an, betrachtete das abbrennende Streichholz in seiner Hand. Jeden Italiener einzeln auf die Pritsche des LKW hauen, geht nicht. Und das Grinsen drüben soll aufhören, und zwar sofort. War der Kombi mit den beiden Deutschen schon weg? Verdammt, was steht ihr noch rum, haut doch ab!

Bin mal neugierig, sagte der Kombifahrer und setzte sich hinters Steuer. Von den beiden anderen ging einer ihm nach, der andere, der Alte, blieb stehen, nah beim Bauführer, kratzte an der Schaufel. Du bist ja verrückt, sagte er beschwichtigend zu dem Jungen.

Hau ab.

Nee.

Was nee?

Die Italiener sind gar nicht so dumm, sagte der Alte.

Sag doch dem Kombifritzen, er soll wieder herkommen, wenn er die Kabel weg hat, dann kann er uns eben mal rüberbringen nach ABC-Straße.

Der Alte ging zu den Italienern. Der Bauführer wollte ihm in den Weg treten, aber der Alte machte einen kleinen Bogen, schob seinen dicken, fältigen Kopf vor sich her wie einen Sprengkörper.

Die Tour hast du wohl von drüben, rief ihm der Bauführer nach. Der Alte blieb stehen, drehte sich nach ihm um und sagte: Klar, in Rostock mußt du auf Draht sein. Ein bitterer Zug kam in sein Gesicht, er sagte laut zu den Italienern: Nix LKW, scheißkalt, da drüben, Volkswagen!

Hör mal zu, Opa, sagte der Bauführer plötzlich leise. Er wußte jetzt, was er wollte, Ahlers und der LKW-Fahrer standen neben ihm, rauchten, sahen sich das an. Hör zu, Opa, jetzt mußt du mal ganz schnell nachdenken: Sag den Affen, sie sollen auf den LKW klettern, und zwar fix.

Nee, ist zu kalt. Die hol'n sich was weg. — Nix LKW, sagte er wieder zu den Italienern und machte mit der Faust einen Strich unter die Sache.

Was ist los mit dir, Kuddl? Bist du blöd?

Der LKW-Fahrer lachte dem Alten ins Gesicht, wollte näher an den Alten heran, nur mal so, nur mal nachsehen, sowas darf doch nicht wahr sein. Aber der junge Bauführer wollte die Sache allein erledigen. Bleib hier, sagte er leise, und zum Alten: Los, sage ihnen.

Nee. Guck dir doch an, wie die aussehen.

Bei diesen harmlosen Worten wurde Ahlers plötzlich wütend.

Wie die aussehen, rief er, die ficken sich dumm und dusselig jeden Abend, und mittags haben sie 'n Schlappen. Ist doch Mist alles.

Laß sie doch, erwiderte der Alte. Er wollte sagen: Bloß kein Neid, mein Lieber, wer hat, der hat. Aber er wollte Ahlers nicht noch unnötig reizen, er mochte Ahlers gern.

Ist gut, sagte der Bauführer, warf dem Alten die halbgerauchte Zigarette vor die Füße, ließ die widerspenstigen Leute stehen, gab dem LKW-Fahrer ein Zeichen, leer abzufahren, ging hinüber zum Kombi, schob den Fahrer nach rechts, laß mich mal, und fuhr rasch weg mit den beiden. Ich bin in einer halben Stunde wieder zurück, rief er Ahlers zu, sag drüben Bescheid.

Ahlers sagte drüben in der Polierbude Bescheid, kam zurück, wartete auf den Tieflader, bastelte weiter am Prinz. Hin und wieder sah er sich nach den anderen um. Die sind ja verrückt, das schaffen die nie, bin mal neugierig, wenn das jeder

machen würde, dann wär was los hier in der Gegend, bloß was? Was denn, Ahlers? Ist ja egal. Sind ja blöde genug. Wer? *Schaffst du schon. Sie sind in Ordnung, Ahlers.*

Den Italienern war jetzt nicht wohl zumute. Zwar redeten sie miteinander, wohl um sich gegenseitig das Recht in dieser Sache zu bestätigen, aber sie blieben dicht beieinander, bewegten sich nur langsam, fast heimlich, vorwärts, bis sie den Windschatten des Baggers erreicht hatten. Es war kalt auf dem offenen Platz, bleiernes Licht auf allen Augen.

Der Alte ging schließlich hinüber zu Ahlers. Er stützte sich beim Gehen auf die Schaufel, ging am Schaufelstiel wie an einem altertümlichen, langen Stock.

Ahlers hatte gerade den Benzinfilter gereinigt, pustete drauf, baute ihn wieder ein. Der Alte kam an, lehnte sich an den Wagen, hockte sich hin, die Schaufel zwischen den Beinen, Knacken in den Gelenken, im Rücken den Prinz.

Paß auf, der Lack, sagte Ahlers.

Läuft er nicht?

Mann, du hast Nerven! Wenn Ratjen das gesehen hätte, der haut dir ein an Latz.

Fahr uns doch eben rüber.

Was?

Der Tieflader kommt nicht vor drei.

Bist du beknallt?

Halbe Stunde.

Und wer zahlt mir die halbe Stunde?

Ach was, Ahlers.

Hör auf mit dem Quatsch. Das hier ist ein Auto und keine Mistkarre.

Mann, du hast Nerven, sagte der Alte und sah vor sich hin.

Kommst' auch nicht mit weiter, sagte Ahlers in den Motor, guck sie dir doch mal an, die Amigos!

Guck sie dir doch mal an, die Amigos, sagte der Alte nach einer kleinen Pause.

Na und?

Einer ist krank, keiner fährt mit.

Das kommt die teuer.

Naja, sagte der Alte gemütlich, so'n Prinz kost' ja auch 'n ganz schönes Stück Geld.

Hör doch auf.

Nee warum, die Amigos sind doch ganz gut.

Bloß immer im Dreck sitzen. Seh ich doch, sind doch Affen.

Er hatte das Sieb eingebaut, ging nach vorn hinters Steuer, so wirst du nie was, sagte er zum Alten, startete den Motor ein paarmal laut durch, war zufrieden mit dem Resultat, stellte sich wieder nach draußen, redete plötzlich böse drauflos: Will'st mal'n Witz hören, Opa? Paß auf. Zwei Leute treffen sich in der Wüste und gucken sich an. Schätze, wir sind Freunde, sagt der eine. Der andere holt seine Pistole raus, schießt dem, der geredet hat, durch den Kopf und sagt: Verschäzt. Ahlers lachte hinten im Hals, ohne Luft.

Der Alte rührte sich nicht.

Hat Ratjen vorhin erzählt, sagte Ahlers.

Der Alte sah aus der Hucke nach oben, hob dabei kaum das Gesicht. Du bist ein Schwein, Ahlers, sagte er.

Ahlers lachte ihn an: Und du bist ein alter Opa.

Besser als so eine lachende Sau.

Komm, komm, hör auf, sagte Ahlers.

Der Alte rührte sich nicht. Willst du mich bange machen, sagte er, und später fügte er hinzu: Mensch, Ahlers, wo habt ihr das bloß her.

Kommst du nicht mehr mit, was, Opa?

Gib mal 'ne Zigarette, sagte der Alte. Als sie brannte, grub er mit der Schaufel spitze zwischen seinen Stiefeln ein Loch, spuckte hinein, schob Erde darüber wie ein Kater. Wo habt ihr das bloß her, sagte er, das ist doch kein Leben.

Ahlers wollte jetzt eigentlich nicht mehr weiterreden, wollte so tun, als wär das alles nur blödes Gerede, kommt ja mal so, und nicht seine Sache, und sowieso alles Mist, weiß doch Bescheid, und der alte Knacker da unten ist wahrscheinlich schon lange weich im Kopf, weg damit. Aber plötzlich hatte er Lust, noch weiter draufzuschlagen, bei Ihrer Länge, Ahlers, sehen Sie sich das Ding doch mal an, daß alles zittert, nicht bloß der Boden, weg damit.

Was heißt hier überhaupt 'Leben', Opa, rief er höhnisch, hinterm Bagger im Dreck sitzen und frieren? Guck doch mal nach! Weißt du, was Leben ist? Hör mal genau zu, du alter Saftsack: Neulich war mein Schwager mal hier von Frankfurt, der hat 'n paar Vertreter laufen, weißt ja Bescheid, und der sagt neulich zu mir, Jan, sagt er, ich will dir mal 'n Tip geben fürs Leben: Wenn du irgendwann mal durchkommst und andere für dich arbeiten hast, und das klappt zuerst nicht so richtig: einfach einen gegen den anderen ausspielen, die machen sich ganz von allein fertig. Die Leute wollen leben, sagt er, und dann wollen sie auch beißen. Kapiert, Opa? Film gelaufen? Das ist Leben! Der Kerl fährt 'n Peugeot, sechsundzwanzig Jahre alt!

Der Alte schwieg. Ahlers lachte auf ihn hinunter. Wirst dich nochmal wundern, sagte er lustig, drohend.

Nach einer Weile zog der Alte sich schwerfällig am Schaufelstiel hoch und sah Ahlers an. Er sah vor sich einen jungen Mann, der Spaß hatte am Leben. Du kotzt mich an, sagte er ratlos, du siehst aus — ach was, sagte er, ging weg hinter den Bagger, war jetzt auf alles gefaßt. Er wartete hinterm Bagger bei den Italienern. Mit denen konnte er nicht sprechen.

XVIII.

Etwa zur gleichen Zeit trafen auf der Baustelle der Tieflader ein und der VW-Bus mit dem Bauführer. Im Bus war jetzt Platz, die Kabelrollen waren abgeliefert worden.

Die Italiener sahen den jungen Bauführer über den Platz kommen und verstummten. Der Bauführer, noch ein gutes Stück von der Gruppe entfernt, blieb

stehen, zündete sich eine Zigarette an. Aus der Nähe konnte man sehen, wie er dabei über den Rand der vorgehaltenen Hand die Leute drüber ins Auge faßte. Dann ging er langsam weiter bis an einen bestimmten Punkt, als sei der bezeichnet. Dort blieb er stehen, wußte, daß alle sein Zeichen erwarteten, gab das Zeichen: Los, alle Mann in den Kombi und ab!

Die Italiener gingen in dichter Gruppe auf den Bauführer zu, die Gruppe teilte sich vor ihm, er rührte sich nicht, schien niemanden zu bemerken. Der Alte an seiner Schaufel kam nach. Im Kombi war für alle Platz, drinnen brach das Reden wieder los, auch das Lachen, aber leise, der Bauführer kam zurück an das Fahrzeug.

Komm noch mal eben, Opa, sagte er freundlich.

Der Fahrer wußte Bescheid. Als der Alte draußen vor dem Bauführer stand, fuhr er mit seinem Kombi ab auf die Schnellstraße, ordnete ein und verschwand hinter einem Bus.

Das hast Du aber genau geschafft, mein Junge, sagte der Alte, wußte nicht redt, woran er jetzt war, hatte plötzlich mit einem Gefühl der Verlegenheit zu schaffen angesichts von soviel Sonderrolle. Er sah zu Boden und kratzte mit der Stiefelspitze auf dem Schaufelblech herum.

Den macht er jetzt fertig, dachte Ahlers, bugsierte seinen Bagger auf den Tieflader, wollte nichts sehen, hatte aber gesehen, sah nicht hin. Den macht er jetzt fertig, na bitte, ist ja dumm genug, hat Mücken im Kopf, der Opa, wundert sich, daß er nix wird. Pech gehabt, dachte er. 'n mieser alter Hetzer, dachte er. Was geht mich das an, dachte er, dachte ahnungslos: Was geht mich das an?

Der Bagger kroch über die Schrägen nach oben. Ahlers behielt jeden Zentimeter der schwerfälligen Bewegung genau im Auge.

Das hast du aber genau geschafft, mein Junge, sagte der Alte.

Ist doch klar, sagte der Bauführer.

Köpfchen, was?

Hauptsache, du verschwindest bald, sagte der Bauführer ruhig, zog Papier aus der Tasche, hielt das dem Alten hin. Subversives Element, sagt Ratjen, Verweigerung der gebotenen Arbeitsleistung, Aufhetzung anderer zur Verweigerung der gebotenen Arbeitsleistung, sagt Ratjen.

Der Alte nahm die Papiere nicht.

Das hast du aber verdammt schnell geschafft.

Hau man ab.

Nee, warte mal, sagte der Alte, du bist ja ganz schön auf Draht, Junge. 'n richtiger Aufpasser, was? Und die Amigos, die hättest du nie hier weggekriegt, wenn die das hier, er zeigte auf die Papiere, gewußt hätten, stimmts?

Stimmt, Opa. Man kennt die Genossen inzwischen.

Der Alte lachte. Das Wort nimm man besser gar nicht erst in' Mund, mein Jung, brichst dir bloß 'ne Verzierung ab.

Nimm die Lappen und fertig.

Aber der Alte ließ sich noch nichts anmerken.

Wieso eigentlich „Verweigerung der gebotenen Arbeitsleistung“?

Frag mal Ratjen.

Frag mal Ahlers, sagte der Alte. Eh, Ahlers!

Der Alte brüllte so laut, daß der Junge im Augenblick nicht so recht konnte, wie er wollte. Ebenso Jan Ahlers, was geht mich das an, hätte ich ihm gleich sagen können, Kopf weg, Opa, ran und durch, alles andere rentiert sich nicht.

Ahlers stellte sich neben den Bauführer, die Hände auf dem Rücken, den Kopf im Nacken, das Kinn vor, lächelte, als könne ihm keiner was vormachen, verlegen lächelnd.

Und, was ist?

Sag ihm mal, daß er die Lappen nehmen soll und verschwinden.

Warst du bei Ratjen?

Los, sag ihm Bescheid.

Was hab ich gesagt, Opa: Der haut dir ein an Latz.

Und du auch, sagte der Alte.

Jetzt wird er weich, sagte der Bauführer lächelnd zu Ahlers.

So wirst du doch nie was, Opa, rief Ahlers wütend.

Mensch, wo habt ihr das her, wiederholte der Alte, nahm dabei aber die Papiere. Von Ratjen, sagte der Bauführer geduldig, oder hast du gedacht, du kannst den Alten anpissen. Subversives Element, und fertig und aus.

Was ist das denn, fragte Ahlers.

Sagt Ratjen, Aufhetzung von anderen zur Verweigerung der gebotenen Arbeitsleistung.

Ahlers paßte eine Sekunde lang nicht auf, sein Blick und der des Alten trafen sich, ihm fiel ein, was er hätte sagen können, *fahr uns doch eben rüber*. Aber er schwieg, fuhr nur eben mit der Hand über Stirn und Augen, als sei er mit dem Kopf in irgendwelche Dreckfäden geraten.

Und mit'm Prinz wär das gar kein Problem gewesen, sagte der Alte zu Ahlers.

Hör bloß auf, sagte Ahlers und wollte weg.

Und warum nicht?

Verdamm! Ahlers brüllte den Alten aus nächster Nähe an, weil das ein Privatwagen ist! Das ist meiner! Darum! Ach so, sagte der Alte und ging weg.

Wieso denn Prinz, fragte der Bauführer und hielt Ahlers Zigaretten hin.

Ach, ist doch Mist alles, sagte Ahlers laut. Mich kotzt das alles an, sagte er.

Der Bagger war verladen, der Kerl in der Zugmaschine wollte weiter, Ahlers brachte nur eben den Prinz noch in Sicherheit, bis morgen. Als er die Wagentür zuzog, den Motor anließ, hinter die Buden holperete, war ihm zwischen den roten blanken Blechwänden zumute wie einem Mann, der bedroht wird. Aber gleich darauf ging er mit langen Schritten, die Hände in den Taschen, zum Tiefbunker, kroch in die Baggerkanzel, prüfte die Blockierungen, alles in Ordnung, gab lachend das Zeichen zur Abfahrt.

Im Mai 1965 fand in Berlin und Weimar ein Internationales Schriftstellertreffen statt, zu dem ein Initiativkomitee des Schriftstellerverbandes der DDR geladen hatte. Die Einladung, der insgesamt 186 Autoren aus 52 Ländern Folge leisteten, hatte folgenden Wortlaut:

„Wir Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik wollen den 20. Jahrestag der Befreiung vom Hitlerfaschismus in Berlin und Weimar feierlich begehen.“

Wir wählten Berlin, weil hier die letzte entscheidende Schlacht gegen den Hitlerfaschismus gewonnen wurde.

Wir wählten Weimar, weil diese Stadt Höhepunkt und Tiefpunkt unseres nationalen Lebens ist.

Hier ist der Platz, an dem Goethe arbeitete, hier waren die Folterbunker der SS von Buchenwald.

Wir bemühten uns, aus dieser Vergangenheit die Konsequenzen zu ziehen. Was vor dreißig Jahren die Schriftsteller in Paris auf ihrem Kongreß zur Verteidigung der Kultur und des Friedens forderten, versuchen wir zu verwirklichen.

Wir haben das Bedürfnis, mit Freunden und Kollegen aus anderen Ländern den Tag der Befreiung zu feiern, den sie wie wir als ein glückliches Ereignis empfinden. Mit ihnen fühlen wir uns auch einig im Haß gegen offene und getarnte Kriegsvorbereitung, gegen den atomaren Krieg, diese furchtbare neue Bedrohung der Menschheit.

Wir bitten Sie, vom 14. bis zum 22. Mai 1965 unser Gast zu sein.“

Unterzeichnet war dieses Schreiben von Anna Seghers und Arnold Zweig, dem Initiativkomitee gehörten u. a. Bruno Apitz (der Verfasser des Buchenwald-Romans „Nackt unter Wölfen“), der Neruda-Übersetzer Erich Arendt, Johannes Bobrowski, Preisträger der Gruppe 47, der Dramatiker Peter Hacks, der Lyriker Günter Kunert, Prof. Dr. Ludwig Renn, Erwin Strittmatter, Helene Weigel und Christa Wolf („Der geteilte Himmel“) an, um nur einige auch in der Bundesrepublik bekannte Namen zu nennen. Aus der Bundesrepublik waren etwa 15 Gäste erschienen (unter ihnen zwei der Herausgeber dieser Zeitschrift); die prominentesten Vertreter der westdeutschen Nachkriegsliteratur ignorierten jedoch die Einladung ihrer ostdeutschen Kollegen.

Auf der ausgedruckten Rednerliste der Schluss-„Manifestation“ im Deutschen Nationaltheater Weimar fand man deshalb neben Namen wie Pablo Neruda, Miguel Angel Asturias, William Saroyan, Henri Alleg und Tibor Déry nicht einen einzigen literarischen Repräsentanten der Bundesrepublik. Diese bedauer-

liche Tatsache sowie die Bitten der Veranstalter bewogen den schwedischen Staatsbürger und deutschen Emigranten Peter Weiss (dessen „Marat“-Stück der deutschen Nachkriegs-Dramatik erstmals seit Brecht wieder internationales Ansehen eintrug), eine kurze Rede zu improvisieren. Weiss sagte in Weimar:

„Eine angeborene Skepsis von mir hat mich daran gehindert, eine Rede auszuarbeiten, weil ich das Gefühl hatte, daß man in einer kurzen Rede nur allzu summarisch bleiben muß, um das auszudrücken, was man unter der Wahrheit versteht, die man in der Arbeit hervorheben will. Aus diesem Grunde hatte ich keine Rede ausgearbeitet. Aber jetzt während dieses Zusammentreffens kommt mir das falsch vor. Ich habe da einen Fehler begangen und möchte das revidieren, indem ich nur ein paar Worte sage, mit denen ich meine Solidarität ausdrücken möchte mit dem Thema dieses Schriftstellertreffens.“

Ich möchte sagen, daß ich es sehr bedaure, daß niemand oder kaum jemand von meinen westdeutschen Kollegen hierher den Weg gefunden hat; denn heute muß jede Gelegenheit ausgenutzt werden, um zu einem Verständnis zwischeneinander zu kommen.

Für uns, die wir in der westlichen Gesellschaft leben und arbeiten, ist die Verbreitung der Wahrheit, von der Brecht spricht, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zunächst müssen wir die erste Schwierigkeit überwinden, die Wahrheit überhaupt aufzufinden, und wenn wir sie gefunden haben, müssen wir als Partisanen arbeiten, um die Wahrheit zu verbreiten.“

In der Presse der Bundesrepublik wurde über das Treffen in Berlin und Weimar kaum berichtet, wenn, dann offenbar aus zweiter Hand, unfaire Vermengung von Nachrichten und Kommentar war dabei die Regel. Ebenso erging es der Rede von Peter Weiss, die allerdings ein weit größeres Echo fand als die Gesamt-Veranstaltung, auf der sie gehalten wurde. Den Anfang der Hetzkampagne machte für den Springer-Konzern Günter Zehn in der „Welt“ vom 24. Mai 1965, der gleich die Hälfte seines Angriffs unter den Titel „Feinfrost à la Peter Weiss“ stellte. Zehn versuchte, Peter Weiss mit dem Partei-Barden Kuba (der weder dem Initiativkomitee angehörte noch auf dem Schriftstellertreffen anwesend war) in einen Topf zu werfen. Zu einer Zeit, da in der DDR der erste Kafka-Band in den Buchläden erschien, prophezeite Zehn eine neue Frostperiode in der Kulturpolitik, in der die Partei angeblich das ihr „in letzter Zeit mühsam abgerungene Tauwetter“ wieder einfrieren lassen wolle. Dem sprachlichen catch-as-catch-can, in dem ein Tauwetter „abgerungen“ wird, gesellte Zehn gedanklichen Freistil mit der Behauptung, der „Fall des Peter Weiss“ sei den „kulturpolitischen Dogmatikern“ wie gerufen gekommen. Peter Weiss’ kurze Ansprache wurde in eine Schützenhilfe für Altstalinisten umgemünzt, denen Zehn abschließend bescheinigte: „Ihre Ausichten sind schlecht, denn es ist kaum wahrscheinlich, daß ihnen sonderlich viel Feinfrostmittel Marke Peter Weiss zur Verfügung steht.“ Der Wahrheitsgehalt dieser verwegenen Konstruktion dürfte gleich groß sein wie der jener Stelle, an der Zehn behauptete, Weiss

habe in seiner Rede in Weimar so getan, „als sei ein Schriftsteller der selbstverständliche Besitzer der Wahrheit“ — offenbar hat Günter Zehn beim Schreiben von Lügen keinerlei Schwierigkeiten irgendwelcher Art.

Matthias Walden, ständiger Kolumnist der „Quick“, ging geschickter vor. In einem offenen Brief an Peter Weiss, den die „Quick“ in ihrer Nummer 24 vom 12. Juni 1965 veröffentlichte, zitierte Walden fast den gesamten letzten Absatz der Weimarer Rede, er unterschlug aber die Worte „und arbeiten“ und setzte statt des Zusatzes „von der Brecht spricht“ drei Punkte. Nachdem er somit die nähere Bestimmung der „Wahrheit“ getilgt hatte, philosophierte Walden zwei Absätze lang über Wahrheit und Wahrheiten sowie Wahrhaftigkeit, um dann zum eigentlichen Thema zu kommen. Walden schrieb u. a.:

„Eine Tatsache und eine Wahrheit ist, daß Sie in Westdeutschland keine Schwierigkeiten bei der Verbreitung Ihrer Wahrheit hatten. Sie wurde in „der westlichen Gesellschaft“, in der Sie leben, gedruckt und aufgeführt, sie fand ihr Publikum, und sie fand unbehinderten Applaus und Widerspruch. Die Verbreitung Ihrer Wahrheit steigerte sich zu Weltruhm. Sie wurden und Sie werden als der deutsche Gegenwartsdramatiker gefeiert, und, was nicht dasselbe ist, geehrt. Sie fühlen sich dennoch als Partisan? Nennen Sie die Hindernisse, die Schwierigkeiten, über die Sie ausgerechnet in der Bannmeile nachkriegsdeutscher Despotie klagten! Wurde Ihr „Fluchtpunkt“ heimlich in der Nacht gedruckt und im Morgengrauen von Gesinnungsfreunden auf den Treppenhäusern der konformistischen Bürger verstreut? Gelangte Ihr „Marat“ in einem verborgenen Keller, geflüstert wegen der Ohren der Spitzel, zur Aufführung? Oder schrien die Irren von Charenton die Wahrheiten von de Sade-Marat-Weiß von der Bühne des Berliner Schillertheaters und von den Bühnen der westdeutschen Theater in die Ohren des Publikums? „Public“ heißt öffentlich — sind Sie ein „öffentlicher Partisan“? Wer, bei aller subjektiven Wahrheit, zwingt Sie, den Schützen, der auf die Gesellschaft schießt, hinter die Hecke?“

Es folgten Angriffe auf die DDR, die von veralteten Vorstellungen über diesen Teil Deutschlands getragen waren: wie Zehn ist auch Walden Flüchtling aus der DDR und hat daher seit Jahren keine Gelegenheit mehr gehabt, das Land zu besuchen, über das er sich in der westlichen Presse als Experte geriert. Wie wenig er sich auch in seiner augenblicklichen Umgebung auskennt, bewies der Schluß seines Briefes, in dem er Weiss vorwarf: „Sie sagten, was Ihnen die Wahrheit dünkte, aber die Schwierigkeit, es zu sagen, haben Sie selbst erfunden. Der Titel des Partisanen ist angemäßt. Er mußte Ihnen deshalb öffentlich bestritten werden.“

Die Antwort auf die Fragen und Behauptungen Waldens lieferte die Redaktion der „Quick“. Sie stellte Weiss eine Kopie des offenen Briefes Anfang Juni zu, nach deren Empfang Peter Weiss der Redaktion umgehend eine drei Schreibmaschinenseiten lange Erwiderung auf Walden zuschickte. Nach Erhalt dieser Antwort vereinbarte die Redaktion der „Quick“ mit Peter Weiss telefonisch den

liche Tatsache sowie die Biten der Veranstalter bewogen den schwedischen Staatsbürger und deutschen Emigranten Peter Weiss (dessen „Marat“-Stück der deutschen Nachkriegs-Dramatik erstmals seit Brecht wieder internationales Ansehen eintrug), eine kurze Rede zu improvisieren. Weiss sagte in Weimar:

„Eine angeborene Skepsis von mir hat mich daran gehindert, eine Rede auszuarbeiten, weil ich das Gefühl hatte, daß man in einer kurzen Rede nur allzu summarisch bleiben muß, um das auszudrücken, was man unter der Wahrheit versteht, die man in der Arbeit hervorheben will. Aus diesem Grunde hatte ich keine Rede ausgearbeitet. Aber jetzt während dieses Zusammentreffens kommt mir das falsch vor. Ich habe da einen Fehler begangen und möchte das revidieren, indem ich nur ein paar Worte sage, mit denen ich meine Solidarität ausdrücken möchte mit dem Thema dieses Schriftstellertreffens.“

Ich möchte sagen, daß ich es sehr bedaure, daß niemand oder kaum jemand von meinen westdeutschen Kollegen hierher den Weg gefunden hat; denn heute muß jede Gelegenheit ausgenutzt werden, um zu einem Verständnis zwischeneinander zu kommen.

Für uns, die wir in der westlichen Gesellschaft leben und arbeiten, ist die Verbreitung der Wahrheit, von der Brecht spricht, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zunächst müssen wir die erste Schwierigkeit überwinden, die Wahrheit überhaupt aufzufinden, und wenn wir sie gefunden haben, müssen wir als Partisanen arbeiten, um die Wahrheit zu verbreiten.“

In der Presse der Bundesrepublik wurde über das Treffen in Berlin und Weimar kaum berichtet, wenn, dann offenbar aus zweiter Hand, unfaire Vermengung von Nachrichten und Kommentar war dabei die Regel. Ebenso erging es der Rede von Peter Weiss, die allerdings ein weit größeres Echo fand als die Gesamt-Veranstaltung, auf der sie gehalten wurde. Den Anfang der Hetzkampagne machte für den Springer-Konzern Günter Zehn in der „Welt“ vom 24. Mai 1965, der gleich die Hälfte seines Angriffs unter den Titel „Feinfrost à la Peter Weiss“ stellte. Zehn versuchte, Peter Weiss mit dem Partei-Barden Kuba (der weder dem Initiativkomitee angehörte noch auf dem Schriftstellertreffen anwesend war) in einen Topf zu werfen. Zu einer Zeit, da in der DDR der erste Kafka-Band in den Buchläden erschien, prophezeite Zehn eine neue Frostperiode in der Kulturpolitik, in der die Partei angeblich das ihr „in letzter Zeit mühsam abgerungene Tauwetter“ wieder einfrieren lassen wolle. Dem sprachlichen catch-as-catch-can, in dem ein Tauwetter „abgerungen“ wird, gesellte Zehn gedanklichen Freistil mit der Behauptung, der „Fall des Peter Weiss“ sei den „kulturpolitischen Dogmatikern“ wie gerufen gekommen. Peter Weiss' kurze Ansprache wurde in eine Schützenhilfe für Altstalinisten umgemünzt, denen Zehn abschließend bescheinigte: „Ihre Ausichten sind schlecht, denn es ist kaum wahrscheinlich, daß ihnen sonderlich viel Feinfrostmittel Marke Peter Weiss zur Verfügung steht.“ Der Wahrheitsgehalt dieser verwegenen Konstruktion dürfte gleich groß sein wie der jener Stelle, an der Zehn behauptete, Weiss

habe in seiner Rede in Weimar so getan, „als sei ein Schriftsteller der selbstverständliche Besitzer der Wahrheit“ — offenbar hat Günter Zehn beim Schreiben von Lügen keinerlei Schwierigkeiten irgendwelcher Art.

Matthias Walden, ständiger Kolumnist der „Quick“, ging geschickter vor. In einem offenen Brief an Peter Weiss, den die „Quick“ in ihrer Nummer 24 vom 12. Juni 1965 veröffentlichte, zitierte Walden fast den gesamten letzten Absatz der Weimarer Rede, er unterschlug aber die Worte „und arbeiten“ und setzte statt des Zusatzes „von der Brecht spricht“ drei Punkte. Nachdem er somit die nähere Bestimmung der „Wahrheit“ getilgt hatte, philosophierte Walden zwei Absätze lang über Wahrheit und Wahrheiten sowie Wahrhaftigkeit, um dann zum eigentlichen Thema zu kommen. Walden schrieb u. a.:

„Eine Tatsache und eine Wahrheit ist, daß Sie in Westdeutschland keine Schwierigkeiten bei der Verbreitung Ihrer Wahrheit hatten. Sie wurde in „der westlichen Gesellschaft“, in der Sie leben, gedruckt und aufgeführt; sie fand ihr Publikum, und sie fand unbehinderten Applaus und Widerspruch. Die Verbreitung Ihrer Wahrheit steigerte sich zu Weltruhm. Sie wurden und Sie werden als der deutsche Gegenwartsdramatiker gefeiert, und, was nicht dasselbe ist, geehrt. Sie fühlen sich dennoch als Partisan? Nennen Sie die Hindernisse, die Schwierigkeiten, über die Sie ausgerechnet in der Bannmeile nachkriegsdeutscher Despotie klagten! Wurde Ihr „Fluchtpunkt“ heimlich in der Nacht gedruckt und im Morgengrauen von Gesinnungsfreunden auf den Treppenhäusern der konformistischen Bürger verstreut? Gelangte Ihr „Marat“ in einem verborgenen Keller, geflüstert wegen der Ohren der Spitzel, zur Aufführung? Oder schrien die Irren von Charenton die Wahrheiten von de Sade-Marat-Weiß von der Bühne des Berliner Schillertheaters und von den Bühnen der westdeutschen Theater in die Ohren des Publikums? „Public“ heißt öffentlich — sind Sie ein „öffentlicher Partisan“? Wer, bei aller subjektiven Wahrheit, zwingt Sie, den Schützen, der auf die Gesellschaft schießt, hinter die Hecke?“

Es folgten Angriffe auf die DDR, die von veralteten Vorstellungen über diesen Teil Deutschlands getragen waren: wie Zehn ist auch Walden Flüchtling aus der DDR und hat daher seit Jahren keine Gelegenheit mehr gehabt, das Land zu besuchen, über das er sich in der westlichen Presse als Experte geriert. Wie wenig er sich auch in seiner augenblicklichen Umgebung auskennt, bewies der Schluß seines Briefes, in dem er Weiss vorwarf: „Sie sagten, was Ihnen die Wahrheit dünkte, aber die Schwierigkeit, es zu sagen, haben Sie selbst erfunden. Der Titel des Partisanen ist angemäßt. Er mußte Ihnen deshalb öffentlich bestritten werden.“

Die Antwort auf die Fragen und Behauptungen Waldens lieferte die Redaktion der „Quick“. Sie stellte Weiss eine Kopie des offenen Briefes Anfang Juni zu, nach deren Empfang Peter Weiss der Redaktion umgehend eine drei Schreibmaschinenseiten lange Erwiderung auf Walden zuschickte. Nach Erhalt dieser Antwort vereinbarte die Redaktion der „Quick“ mit Peter Weiss telefonisch den

Abdruck dieses Manuskripts, das allerdings um ein Drittel gekürzt werden sollte. Zwei Wochen danach, unter dem Datum des 21. Juni 1965 geschrieben, erreichte Peter Weiss folgender Brief:

Sehr geehrter Herr Weiss,
leider muß ich Ihnen mitteilen, daß die zwischen uns telefonisch besprochene gekürzte Fassung Ihrer Antwort auf Matthias Waldens „Offenen Brief“ von der Chefredaktion für immer noch viel zu lang gehalten wird.

Auch wird moniert, daß Sie in Ihrem Brief nicht auf Waldens Argumente eingegangen sind, sondern sich nur an der QUICK gerieben haben.

Ich kann Ihnen also nur vorschlagen, uns eine so kurz gefaßte Erwiderung zur Verfügung zu stellen, daß sie im Rahmen unserer Rubrik „Leser sagen ihre Meinung“ publiziert werden kann, ohne diese Rubrik zur Gänze zu füllen, wie es mit Ihrem jetzigen Brief, bzw. der zwischen uns besprochenen Kurzfassung der Fall gewesen wäre.

Mit freundlichen Grüßen
REDAKTION QUICK
(B-Naegele)

Die Leserbriefspalte der „Quick“ besteht aus drei, je vier Zentimeter breiten Spalten, die längsten darin abgedruckten Zuschriften überschreiten selten 40 Zeilen. Für Waldens offenen Brief dagegen standen zwei volle Textspalten von je fünfeinhalb Zentimeter Breite zur Verfügung, jede mit über 90 Zeilen, eine dritte Spalte diente als „Aufmacher“ mit Photos, fettgedrucktem Titel und einem wiederholten Satz aus dem offenen Brief.

Peter Weiss kommentierte das „Angebot“ der Quick, seine Erwiderung bis zur Unkenntlichkeit zusammenzustreichen, mit den Sätzen: „Nach der ersten Zensur verzichtete ich nun, da meine Antwort in die Leserspalte verwiesen werden sollte, auf weitere Aussichten, in dieser Zeitschrift zur Sprache zu kommen.“

Die Technik der kalten Krieger tritt klar zutage, mit der sie zunächst einen Autor öffentlich angreifen, unter großem Getöne von der ‚freien westlichen Welt‘, um seine Antwort sodann unschädlich zu machen.“

Die Redaktion des *Kürbiskern* drückt im Folgenden Peter Weiss' Antwort auf Matthias Walden ungekürzt ab — sie schätzt sich glücklich, einem der namhaftesten deutschen Autoren damit beim Überwinden zumindest jener Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit helfen zu können, deren Existenz von niemandem hartnäckiger öffentlich gelegnet wird als von den gleichen Leuten, die — dann allerdings unter Ausschluß der Öffentlichkeit — diese Schwierigkeiten kultivieren.

„Sehr geehrter Herr Walden,
um Ihren offenen Brief an mich zu beantworten, sah ich mir eben zur Orientierung eine Nummer der Zeitschrift an, in der dieser Brief erscheint. Da nahmen

die Schwierigkeiten bei der Verbreitung der Wahrheit allerdings große Ausmaße an.

Indem Sie ein paar Sätze meiner Weimarer Ansprache zitierten, ließen Sie aus, daß ich mich dabei auf einen Ausspruch Brechts berief. Brechts FÜNF SCHWIERIGKEITEN BEIM SCHREIBEN DER WAHRHEIT sind für mich heute noch vorbildlich. Es handelt sich also nicht um meine private Wahrheit, sondern um die objektive Wahrheit von der Notwendigkeit der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Der Inhalt der Zeitschrift, in der unsere Diskussion vor sich geht, ist symptomatisch für die Gesellschaftsform, deren Veränderung noch aussteht. Die Aufgabe dieser Zeitschrift, wie auch die Aufgabe unzähliger anderer Zeitschriften und Zeitungen der Bundesrepublik und anderer Länder der westlichen Welt ist es, das Bewußtsein der Leser zu trüben und weiterhin zugänglich zu machen für die Interessen einer kleinen herrschenden Gruppe.

Der größte Teil der Zeitschrift, die ich mir ansah, bestand aus der Verherrlichung einer Königin und ihres Prinzgemahls, eines „königlichen Gentleman, sportlich, weltoffen, elegant.“ Da wir von der Wahrheit, d. h. von unserer verschiedenenartigen Wahrheitsauffassung sprechen, möchte ich noch ein paar Zitate hinzufügen, die unter der Rubrik: „So verzauberte sie Deutschland“ zu lesen waren:

„Es ist nicht ihr Kleid und nicht ihr Schmuck — sie selbst läßt die Gegenwart vergessen.“

„Die Königin war so klein und zierlich, und dennoch strahlte sie soviel Würde und Größe aus. Sie zwang mich, ohne es zu wollen, in die Knie.“

„Als Lübke in ihre Residenz kommt, strahlt ihr Gesicht ungezwungene Herzlichkeit aus, Wärme.“

„Auf dem Haar funkelte das berühmte Tropfen-Diadem. Sie überraschte ihre Gäste mit einem Empire-Abendkleid aus kostbarer, mit Simili-Diamanten besetzter Chantilly-Spitze. Keine Überraschung mehr: das schwarz-rot-goldene Schulterband der höchsten Stufe des Bundesverdienstkreuzes.“

„Mit erstaunlicher Sicherheit trifft sie die Wahl unter den vielen Möglichkeiten ihrer Garderobe.“

„Eine Schülerin springt mit einem Blumenstrauß zum Wagen der Königin — sie wendet sich dem Mädchen zu, lächelt es an, dankt für die Blumen.“

Usw., Seite auf Seite, Einzelheiten, „mit denen sie ein ganzes Volk für sich gewann.“

In dem Kapitel eines Romans, der in der Zeitschrift abgedruckt wird, war dann von einem „wuchtigen, von Vitalität strotzenden“ Großindustriellen zu lesen, der nach eben überstandener schwerer Krankheit doch so gesund aussieht, daß „Fritz Winkler, seit vielen Jahren Chauffeur und Gärtner des Fabrikanten, vergaß, seine Mütze abzunehmen“. „Setzen Sie sich selbst nach hinten, Winkler“, hieß es dann, „Ich fahre selbst!“

Wenn Sie dann, lieber Herr Walden, in Ihrem in dieser Nummer enthaltenen Beitrag noch darauf hinweisen, daß „die klassenkämpferische Verketzerung

überholt ist“, so runden Sie das Bild einer Gesellschaft, das aus meinen Zitat nur andeutungsweise hervortritt, sehr schön ab.

Ich nehme an, daß der größte Teil der Leser dieser Zeitschrift zu jenen 75 Prozent der westdeutschen Bevölkerung gehört, die aus Arbeitern und Arbeiterinnen, Angestellten und Beamten bestehen. Die langjährige demagogische Bearbeitung dieser dominierenden Bevölkerungsschicht hat dazu geführt, daß heute westdeutsche Grubenarbeiter des Ruhrgebiets dem Schauspiel eines Königinbesuchs zuzubeln, während ihre aufständischen Klassengenossen in den Zinngbergwerken Boliviens von den Polizeitruppen niedergemacht werden.

Die Wahrheit, Herr Walden, von der ich spreche, ist, daß der Klassenkampf in der westlichen Welt keinesfalls abgeschlossen ist, und daß die Unterschiede zwischen den Ausbeutern und den Ausgebeuteten weiterhin bestehen. In Westdeutschland sind die Unterschiede zur Zeit durch den gehobenen Wohlstand und die propagierte Sucht nach Bereicherung übertüncht worden. Wir brauchen aber nur den Blick anderen Ländern der westlichen Welt zuzuwenden, um zu sehen, in welcher Kraßheit und Unverschämtheit sie dort hervortreten.

Die Fälschung der Wirklichkeit, an der ein großer Teil der westdeutschen Kommunikationsmittel beteiligt ist, ist in allen Skalen aufzufinden, sei es beim Hervortreiben einer Hysterie im Zusammenhang mit Begrüßungen erlauchter Persönlichkeiten (die schlimmen Traditionen sollten uns bekannt sein!), oder sei es nur in einer Annonce, die von Südafrika als von einem „Land unvergleichlicher Schönheit und Kontraste“ spricht, von einem Land, „in dem Sie leicht und billig reisen, dank eines Transportsystems, das den Ansprüchen einer hochentwickelten Wirtschaft angepaßt ist, in dem Sie Arbeit und Vergnügen verbinden wie nie zuvor, und in dem Sie in Johannesburg die exotischen Tänze der Minenarbeiter erleben können.“

Sie schrieben in Ihrem offenen Brief an mich, daß Sie eine Absage an das Weimarer Schriftstellertreffen besser verstanden hätten als meine Teilnahme. Das Schriftstellertreffen wurde aus Anlaß des 20. Jahrestages der Niederlage des Hitler-Faschismus abgehalten. Hätte eine solche Zusammenkunft in Westdeutschland stattgefunden, ich hätte auch dort teilgenommen. An einem gegen den Kommunismus gerichteten Kongreß in Spanien jedoch hätte ich mich nicht beteiligt.

Als ich von Weimar zurück nach Westberlin kam und in meinem Gehör noch den Klang des Gedichts hatte, das Pablo Neruda am letzten Tag über die gefallenen Spanienkämpfer sprach, stieß ich, schon beim Grenzübergang, auf ein Dokument der westlichen Welt, in dem die Rede war vom Empfang der „Tante Ju“. Begeistert begrüßten, so hieß es, Soldaten der Bundeswehr das Veteranenflugzeug des Typ Junkers, das im spanischen Bürgerkrieg eingesetzt worden war und bis vor kurzem noch bei der Ausbildung spanischer Fallschirmjäger benutzt wurde.

Dies, Herr Walden, als ein Beispiel zur Verschiedenheit unserer Wahrheitsbewertung.

Jedoch ist es nicht nur wichtig, sondern überhaupt die einzige Möglichkeit, den kalten Krieg zu bekämpfen, daß die Verschiedenheiten in der Wahrheitsbewer-

tung immer wieder diskutiert werden. Wären Sie, und andere Schriftsteller der Bundesrepublik, nach Weimar gekommen, so hätte es dort, und in Ostberlin, 10 Tage lang die Möglichkeit zu Streitgesprächen gegeben. Und zwar nicht nur zu Streitgesprächen die, wie bisher üblich, in Kürze abgebrochen werden unter der Motivierung, daß man nicht mehr die gleiche Sprache spreche, sondern in denen sich Ansätze zu einer Verständigung hätten finden lassen. Die Sprache, die in den beiden deutschen Staaten gesprochen wird, ist nämlich die gleiche. Kritisiert und angegriffen werden muß nur immer wieder der Überbau. So wie wir in der westlichen Welt den Überbau von Verlogenheit angreifen, so wird auch in der sozialistischen Welt immer wieder das angegriffen werden müssen, was sich mit Dogma und Verknöcherung gegen die eigenen Grundprinzipien richtet.

Stockholm, am 6. Juni 1965

Ihr Peter Weiss

„Die Kunst ist ein gewaltiges Lied der Menschheit über sich selbst. Sie ist eine lyrische und plantastische Autobiographie unseres Menschengeschlechts. Wie lächerlich und zwergenhaft kommen uns jene vor, die nach dem Durchblättern dieses gewaltigen Buches, dessen Lettern Tempel, Mythen, Poeme und Symphonien sind, vermeinen, all dieses sei nur seiner äußerer Schönheit wegen interessant, und der Inhalt habe im Grunde genommen zur Kunst als solcher keine direkte Beziehung.“

Anatol Lunatscharsky, 1919

I

Im vergangenen Jahr besuchte Oskar Maria Graf Deutschland, er hielt sich auch einige Zeit in Westberlin auf und hatte Gelegenheit, sich dort mit Kollegen zu unterhalten, die auf Kosten der Ford Foundation der Stadt das Air eines Kulturzentrums geben sollen. In einem Gespräch in München zog Graf vor der Rückkehr nach New York das Fazit aus seinen Erfahrungen mit der westdeutschen Nachkriegsliteratur: die deutschen Schriftsteller könnten heute zwar viel besser schreiben als „wir damals — aber sie wissen nichts.“ Für einen der so Geschilderten wußte Graf auch noch die Gründe anzugeben: „Der sitzt da in so einem vornehmen Haus am Wannsee und schreibt — und ab und zu bestellt er sich ein Taxi und fährt an den Kurfürstendamm, Kaffee trinken.“

Was Graf mit sarkastischen Bemerkungen glossierte, war der Typ eines Autors, den vor zehn Jahren Walter Jens prophezeit und akklamiert hatte, und der sich inzwischen in der Literatur der BRD mit Ausschließlichkeitsanspruch etabliert hat: der *poeta doctus*, der — möglichst akademisch — gebildete, geleherte Dichter. In Heft 4 der Zeitschrift „Texte und Zeichen“ veröffentlichte Jens im Oktober 1955 ein „Plädoyer für die abstrakte Literatur“ in sieben Thesen; These Nummer sechs lautete: „Nur die intellektuelle Prosa scheint fähig, mit der exakten Definition der ‚Hirnwelt‘ zugleich eine stimmige (und damit heilsame) Analyse unserer Zeit zu geben. Einzig der *poeta doctus* wird in der Lage sein, die Vielfalt der Erscheinungen im dichterischen Gleichnis auf ein allgemeinverbindliches Gesetz zurückzuführen. Nach Thomas Mann und Hermann Broch, Musil und Kafka scheint ein ‚ungebildeter‘ Romancier eine *contradictio in adjecto* zu sein.“

In der „Ausarbeitung“ dieser These polemisierte Jens gegen die Überbleibsel nationalsozialistischer Ideologie in der Literaturkritik und betonte an anderer

Stelle die notwendige Einseitigkeit seiner Ausführungen, die einen bestimmten Autorentyp gegen reaktionäre Vorwürfe wie „Retortenkunst, Reißbrettdichtung und Schreibtischkalkül“ verteidigen sollten. Demgegenüber proklamierte Jens: „Wo ein wacher Intellekt, hemmend und zögernd, das Maß der Arbeit bestimmt und wo im Lessing'schen Sinne ‚mit Pumpen und Röhren‘ gearbeitet wird, mag völkische Literaturbetrachtung viel artistische Konstruktion und wenig Originalität entdecken, aber gerade ‚Originalität‘ ist ja ein Schlagwort, das sich grundsätzlich gegen den intellektuellen Künstler richtet und allein dem trunkenen, Halbirrsinn lallenden Genie zugute kommt. Die Hochzeiten der europäischen Kunst (vor allem die griechische Literatur) kannten den Begriff nicht — Fabel und Mythos waren allen gemeinsam, und man war stolz darauf, in den Spuren eines Meisters das Vorgeformte neu zu bearbeiten —, und heutzutage mehrnen sich die Zeichen, daß man die Abhängigkeit von Ahnen und Lehrern als selbstverständlich betrachtet und das auftrumpfende Pochen einer falsch verstandenen Kritik, ‚man sei immer noch von K. oder M. beeinflußt‘, nicht als Tadel, sondern als Lob oder Anerkennung versteht. Wer heute schreibt als hätte es Musil oder Thomas Mann nie gegeben, muß notwendig in die Irre laufen und die literarische Kontinuität in verhängnisvoller Weise unterbrechen.“

So sympathisch Jens' Angriff auf das von völkischer Kunstbetrachtung auf den Thron gehobene Orginalgenie wirkt, so zwiespältig berührt seine übrige Argumentation. Allzu unreflektiert wird da z. B. dem Literaten des 20. Jahrhunderts das Modell jener griechischen Kultur anempfohlen, deren materielle Basis immerhin eine Sklavengesellschaft war. Waren nicht auch schon vor zehn Jahren zu dem archaischen Trugbild eines lallenden Sehers andere Alternativen denkbar als die privilegierten Angehörigen einer Feudalgesellschaft? Diese gleichsam zeitlosen Leitbilder kontrastieren bei Jens eigentlich mit der geforderten „literarischen Kontinuität“ (die ja doch einen historischen Ablauf impliziert), wenngleich selbst dieser Begriff als Wert von Jens gänzlich undialektisch akzeptiert wird. Auch die literarische Kontinuität nämlich gehört zu jenen Kulturgütern, denen Walter Benjamin (in den „Geschichtsphilosophischen Thesen“) bescheinigte: „Sie werden im historischen Materialisten mit einem distanzierten Betrachter zu rechnen haben. Denn was er an Kulturgütern überblickt, das ist ihm samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen bedenken kann. Es dankt sein Dasein nicht nur der Mühe der großen Genien, die es geschaffen haben, sondern auch der namenlosen Fron ihrer Zeitgenossen. Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein. Und wie es selbst nicht frei ist von Barbarei, so ist es auch der Prozeß der Überlieferung nicht, in der es von dem einen an den anderen gefallen ist.“

Jens bedachte weder die Abkunft noch den Prozeß der Überlieferung der Kulturgüter. Weit davon entfernt, ein historischer Materialist im Sinne Benjamins zu sein, teilte er sich bei aller Polemik gegen „völkische Kunstbetrachtung“ mit seinen Gegnern in einen zentralen idealistischen Begriff: den der Innerlichkeit, wenn diese bei ihm auch in jener darwinisierten Verkleidung auftritt, die bereits Gottfried Benn z. B. ihr gegeben hatte: als „Hirnwelt“. Eine „stimmige (und

damit heilsame) Analyse unserer Zeit“ erhoffte sich Jens von einer exakten Definition lediglich dieser Hirnwelt; um die Priorität der Kunst klar herauszuarbeiten, wurde allein dem poeta doctus das Vermögen zugesprochen, die „Vielzahl der Erscheinungen im dichterischen Gleichnis auf ein allgemeinverbindliches Gesetz zurückzuführen“, und um den erlesenen Kreis endgültig zu schließen und damit gegen alle störenden Einflüsse abzudichten, sollte diese Kunst hinfert auch nur noch bei Künstlern zu lernen sein. In der Ausarbeitung der sechsten These hieß es dazu: „Damit wandelt sich die einst zu Recht geschmähte ‚Professoren-dichtung‘ der Dahn und Ebers unter anderem Vorzeichen zu großer Literatur, und es erscheint nicht zufällig, daß der Schriftsteller in unserer Zeit häufig zugleich ihr Lehrer ist — Thomas Mann, Broch und Musil lehrten an Universitäten und bezeugten damit eine Entwicklung, die im Bereich der bildenden Kunst und der Musik längst konstatiert und durch Persönlichkeiten wie Klee und Hindemith sichtbar demonstriert worden ist.“

Jens' Beweis steht auf etwas schwachen Füßen: überzeugender als gelegentliche Gastvorlesungen und Vorträge berühmter Autoren an Universitäten wäre das Beispiel eines großen Dichters, der sein Handwerk an einer Universität gelernt hätte, anstatt es nur sporadisch dort zu lehren. Entscheidender fällt ins Gewicht, daß auch an dieser Stelle kein Gedanke auf die Klassen-Struktur eines Bildungswesens verwandt wird, in dem über die Hälfte der Bevölkerung bis heute lediglich ein Zwanzigstel der Studenten stellt und der materiell besser versorgte Teil der Gesellschaft also „unter sich“ bleibt. Gerade in dieser quasi geschlossenen Gesellschaft der Universitäten der BRD aber wurde die Ideologie des Hochschulprofessors Walter Jens wirksam. Sein Scheinschluß, Dichtung sei dort zu lernen, wo Dichter manchmal lehren (oder, wie im Falle Jens selbst, Lehrer manchmal zu dichten versuchen), ersparte das Nachdenken über die Frage, wo die besagten Dichter denn selbst einst gelernt hatten. Auch der kleinste Kopf konnte sich als Hirnwelt setzen und Selbstbespiegelung als heilsame Zeitanalyse betreiben — ein Thomas Mann, wer wär's nicht gern!

Was lernt nun ein potentieller poeta doctus in einem Universitätsbetrieb, in dem Dozenten von der Art Thomas Manns immer noch Ausnahmen, Ordinarien von der Art eines Wilhelm Emrich dagegen immer noch die Regel darstellen? Die Beschäftigung mit zeitgenössischer Literatur ist spärlich (auch kann es einem — so geschehen in München — begegnen, daß die neuere deutsche Lyrik als zwischen zwei Polen sich aufbauend geschildert wird, zwischen zwei Lyrikern, beide mit B beginnend: Benn und Bergengruen nämlich, der Name Bertolt Brecht wurde in der gesamten Vorlesung nicht einmal erwähnt!) So wie die Geschichte an deutschen Oberschulen meist mit dem Jahr 1933 abschließt, so beenden germanistische Pflichtvorlesungen hierzulande die Literaturgeschichte vorzugsweise mit dem Expressionismus. Die Textauswahl, an denen der künftige Dichter Meisterwerke kennen, analysieren und interpretieren lernt, reicht also von den Merseburger Zaubersprüchen bis zu den Sinsprüchen Stefan Georges. Getreu der idealistischen Maxime, die Pflicht sei zur Neigung zu machen, legt die Mehrzahl der Professoren darüber hinaus noch Wert auf die Ein-

übung einer individuellen Ehrfurcht vor von Fall zu Fall verschiedenen, aber jeweils obligatorischen Größen: so Heuchelei eine Kunst ist, wird also hier der Verbindung von Kunst und Wissenschaft ebenfalls vorgearbeitet.

Im günstigen Fall vermittelt das Studium Kenntnisse von Stilmitteln, Techniken und Kunstgriffen. Gleichzeitig vermittelt wird jedoch ein falsches Bewußtsein, indem der Eindruck erweckt wird, all diese Stilmittel, Techniken und Kunstgriffe dienten der Erzeugung von Kunstwerken. Nicht vermittelt dagegen wird die Erkenntnis, daß literarische Kunstwerke nie vom Autor am Schreibtisch erzeugt werden, sondern daß der Kunstcharakter bestimmter Texte erst durch gesellschaftliche Sanktionierung entsteht. Die sanktionierten Texte können aus durchaus anderen Motiven als dem Wunsch, Kunst zu produzieren, geschrieben worden sein, ebenso kann die Kanonisierung auf gänzlich außerliterarischen Motiven beruhen. Von solchen Kenntnissen unbelastet verläßt der poeta doctus die Universität mit dem Vorsatz, künftig Kunstwerke zu schaffen — was unbewußt dem Wunsch gleichkommt, Texte zu verfassen, die einige Aussicht auf Kanonisierung innerhalb der bestehenden Ordnung besitzen. Erleichtert wird sein Vorhaben dadurch, daß sich seine eigenen Kenntnisse fast durchweg auf Texte beschränken, die bereits kanonisiert sind. Die so erreichte „literarische Kontinuität“ wird begünstigt durch die soziale Struktur des deutschen Bildungswesens, die ihr zugehörige Ideologie postuliert die Autonomie der Poesie.

Diese angebliche Selbständigkeit einer Kunstgattung, in diesem Fall der „unbedingten“ (d. h. bedingungsfreien) Dichtung, ist eine Fiktion, der selbst scharfsinnige und kritische Autoren der BRD aufgesessen sind. So hat z. B. Enzensberger in den (1962 bei Suhrkamp veröffentlichten) „Einzelheiten“ nur einen vergeblichen Anlauf genommen, die gesellschaftlich bedingte Funktion einer vorgeblich rein ästhetischen Norm zu entlarven. Enzensberger beschreibt zunächst in „Gratisangst und Gratismut“, mit welchen Argumenten Kulturmanager einen Autor zur Änderung einer Passage bewegen wollen, von deren Veröffentlichung sie sich Ärger mit irgendeinem Interessenverband befürchten: „Es geht ja nur um ein paar Schnitte und Korrekturen. Warum soll er nicht ein kleines Opfer bringen? Schließlich — das muß er doch einsehen — schadet er nur seiner Sache, wenn er sie allzu deutlich ausdrückt. Wäre er ein wirklicher Körner, so brächte er es doch ohne Zweifel fertig, zwischen den Zeilen zu schreiben, statt die Leute vor den Kopf zu stoßen. Muß denn das alles sein? Das möge er sich durch den Kopf gehen lassen. Weniger wäre mehr gewesen.“ Rund 250 Seiten später untersucht Enzensberger in demselben Buch den Spezialfall einer ästhetischen Norm am Beispiel des Herrscherlobes: daß nämlich heute die Namensnennung eines Herrschenden (auch wenn dieser negativ erwähnt wird) ästhetisch unbefriedigend wirkt, eine Tatsache, der sogar Brecht in einigen Gedichten Rechnung getragen hat. Auch hier wäre also weniger mehr und der wirkliche Körner hat zwischen den Zeilen zu schreiben. Welches Interesse damit bedient wird ist klar: kein Mörder liest seinen Namen gern auf einem Steckbrief. Aber Enzensberger hat auf Seite 345 die Lektion bereits wieder vergessen, die er selbst auf Seite 187 erteilt hatte. Er schreibt: „Das Ende des Herrscherlobs, also einer extrem poli-

tischen Erscheinung in der Poesie, widersetzt sich jeder Erklärung aus der Politik, aus der Psychologie oder der Soziologie. Es handelt sich um einen objektiven Sachverhalt: die poetische Sprache versagt sich jedem, der sie benutzen will, um den Namen der Herrschenden zu tradieren. Der Grund dieses Versagens liegt nicht außerhalb, sondern in der Poesie selbst.“

Die Armut kommt also von der Powerteeh und nicht mehr zur Sprache, die Herrschenden freuen sich der ungenauen Angriffe und Enzensberger seines Scharfsinns, dessen Versagen wir allerdings nicht lediglich seinem Träger anlasten wollen. Der Grund für Enzensbergers Fehlleistung liegt mitnichten nur in ihm selbst, sondern in einer Gesellschaft, deren Ideologie selbst Enzensberger soweit verinnerlicht hat, daß sie sich seiner bewußten Kritik entzieht. Wie sehr er mit ihr übereinstimmt, beweist die Beschreibung, die Heinz von Cramer am 14. Mai 1964 in einem (vom Dritten Programm des NDR/SFB gesendeten) Gespräch zwischen Schriftstellern der BRD und der DDR gab: „Die Kritik macht einen gern damit fertig, daß man zu pädagogisch ist, man wird ein praceptor germaniae genannt, und es werden ganze Kübel von Spott über einen ausgegossen, wenn man zu deutlich wird. Man wird oft von unserer Kritik aufgefordert, nicht so direkt den Leser anzusprechen und ihn nicht belehren zu wollen.“ Uwe Johnson schlug sich bei diesem Gespräch wenig später auf die Seite der zitierten Kritiker und mutmaßte: „Sachen, die für richtig erkannt sind, so vorzutragen, daß sie von jedermann verstanden werden können, das mag auf andere Gegenstände als literarische passen.“ Literarische Gegenstände — vor dem ersten Weltkrieg versuchten Deutschlehrer, den Gymnasiasten weiszumachen, es gäbe dichterische und undichterische Wörter, „Lokomotive“ z. B. gehörte zur zweiten Gruppe. Dieser Einteilung dürfte der Epiker des Stellwerks kaum zustimmen — sein eigener Merksatz bewegt sich aber auf der gleichen Tiefebene. Gerade Autoren wie Enzensberger oder Johnson beweisen jedoch mit solchen Fehlleistungen, wie verbreitet und übermäßig eine Ideologie ist, daß sogar Schriftsteller, deren bewußten Intentionen sie zuwiderläuft, sich zu ihren Sprechern machen. Kollaboration mit den Herrschenden und elitäre Verachtung von jedermann stellen sich fast automatisch ein, wenn von „Kunst“ die Rede ist, in Stilfragen wird kein Pardon gegeben. Herkunft und Funktion dieses Stilbegriffs werden deutlich, wenn Alfred Andersch zustimmend Ernst Jünger zitiert: „Das Duell verfeinert die Sitten wie die Zensur den Stil“ — ein Satz, zu dem sich übrigens auf der diesjährigen Tagung des Deutschen PEN-Zentrums West dessen Präsident Dolf Sternberger ebenfalls unwidersprochen bekennen konnte. Über die Verfeinerung der Sitten durch das Duell lese man bei Theodor Fontane in „Effi Briest“ nach — Schriftsteller dagegen, die zur Verfeinerung ihres Stils einer Zensur (und damit ja wohl einer Diktatur) bedürfen, scheinen für einen demokratischen Staat eine ernsthafte Belastung zu sein; Zensur beschränkt sich, einmal eingerichtet, selten auf Belletristik, und die Mehrzahl der an Stilverfeinerung weniger interessierten Staatsbürger wünscht vielleicht doch deutlichere Informationen, als unsere Schriftsteller zu geben bereit sind.

Der Name Ernst Jünger weist ferner wieder auf „literarische Kontinuität“ hin

— und zwar auf die stilistische Fortsetzung der sich selbst gern so nennenden „inneren Emigration“ durch die Literatur der BRD (in diesem Zusammenhang gewinnt sogar die zitierte Polarisierung der Lyrik zwischen Benn und Bergengruen einigen Sinn). Von 1933 bis 1945 war es ja in Deutschland tatsächlich mörderisch, ehrlich zu sein und offen zu sprechen; die in Hitlerdeutschland verbliebenen Autoren, die sich gegen den nationalsozialistischen Staat aussprechen wollten, mußten dies notgedrungen in verdeckter oder getarnter Form tun. Ernst Jünger lieferte dieser erzwungenen Doppelzüngigkeit — die oft genug zu Heuchelei oder selbstzufriedenem Maskenspiel verkam — lediglich ein fragwürdig positives Berufsethos, wenn er von Stilverfeinerung sprach. Mit der Änderung des Machtapparats war diesen Techniken jede Notwendigkeit genommen. Die Literatur der BRD bedient sich der einmal entwickelten Methoden jedoch weiter, ohne auf ihre historische Bedingtheit zu reflektieren, sie spielt Versteck vor und hasch-mich mit einer imaginären Zensur, nach der ihre Werke schreiben, anders ihr Stil kaum zu rechtfertigen wäre. Gleichzeitig polemisieren ihre Verfasser in „außerliterarischen“ Erzeugnissen wie Reden, Artikeln oder (meist vierjährlich — zur Wahl — herausgegebenen) Sammelbänden gegen dieselbe Entwicklung, die sie mit ihren literarischen Erzeugnissen begünstigen. Hier verläuft der erste Riß in der gespaltenen deutschen Literatur: quer durch Schaffen und Bewußtsein der Autoren.

II

Im Frühjahr 1965 erschien ein Buch, das Verbreitung und Konsequenzen des oben skizzierten Bewußtseins ausführlich demonstriert: die Dokumentation „Prosaschreiben“ des Literarischen Colloquiums Berlin (s. a. Harun Faroqhis Rezension „Prosaische Praxis“ in diesem Heft). Sechzehn Nachwuchsautoren der Jahrgänge 1932 bis 1944 waren — mit Stipendien der Ford Foundation versehen — für ein knappes halbes Jahr nach Westberlin eingeladen worden, um dort unter der Anleitung von Günter Grass, Walter Höllerer, Hans Werner Richter, Peter Rühmkorf und Peter Weiss Prosa schreiben zu lernen. Zusätzlich hörten sie Vorträge von Alfred Andersch, Ernst Bloch, Michel Butor, Wilhelm Emrich, Witold Gombrowicz, Uwe Johnson, Hans Mayer, John Steinbeck und Werner Weber. Die eigentliche Arbeit des Colloquiums ging so vor sich, daß alle Teilnehmer Texte über ein jeweils gestelltes Thema verfaßten und diese Arbeiten dann von allen diskutiert wurden. Die jetzt veröffentlichte Dokumentation enthält Texte und Diskussionsprotokolle, letztere „durchweg gekürzt und diskret redigiert, um daraus lesbare Texte herzustellen“ (so Herausgeber Walter Hasenclever im Vorwort).

Ob sich aus den Ansichten der Schreibschüler — auch durch andere als die angegebenen Mittel — überhaupt lesbare Texte gewinnen lassen, muß nach der Lektüre bezweifelt werden. Die Diskussionspartner haben fast alle studiert, die

meisten pflegten bereits vor der Einladung zum Colloquium Kontakte zu Verlegern oder literarischen Zeitschriften; es handelt sich also wohl um eine durchaus repräsentative Auswahl junger Schriftsteller, für deren Maßstäbe und Vorstellungen (sicht man einmal von den vier ausländischen Gästen ab) das geistige Klima der BRD bestimmt gewesen sein dürfte. Ihre Selbstaussagen kommen einem Offenbarungseid gleich. Die Schüler überboten nämlich ihre Lehrer, deren Maximen sie unbefangen verabsolutierten: daß z. B. Literatur nichts als ein rein sprachliches Phänomen sei, war ihnen nicht auszureden. Günter Grass, der für die Ausarbeitung eines durchdachten Konzepts vor der Verfertigung eines Romans plädierte, bekam von Martin Doeblemann zu hören: „Ich wundere mich immer, daß Sie soviel über das Konzept und das Für und Wider eines Konzeptes sprechen, nicht aber über die Sprache. Mir kommt es doch so vor, als ob die Sprache alles macht, und daß es völlig gleichgültig ist, ob man den Ablauf eines Spaziergangs, das Wachsen von Petersilie oder Gott beschwört. Mir scheint es nur wichtig, wie man sich sprachlich faßt.“

Nicht viel besser erging es Peter Rühmkorf, der die Kompetenz eines Autors ebenfalls nicht allein durch dessen Sprachvermögen begrenzt sehen wollte: „(. . .) der Kompetenzbereich des einzelnen Schreibers ist eben nicht nur in den individuellen Ausdrucksmöglichkeiten beschlossen, sondern im gleichen Maße durch Erfahrungsbreite und Sachverstand. Wer über die Angst, das Alter, die Liebe, die Schlaflosigkeit, die Sammelwut oder die Trunksucht schreibt, muß sein Metier kennen, so genau wie jemand orientiert sein muß, der über den Fischfang, den Geigenbau oder die Cyprinentone des nördlichen Holstein berichten möchte.“ (Zu diesem Thema hatte es bereits in einer von Peter Weiss geleiteten Diskussion eine Kontroverse gegeben, als nämlich Hubert Fichte die Frage nach dem Erlebnis stellte und deshalb von dem Benjamin des Colloquiums, Hans Christoph Buch, abgekantzelt wurde: „Etwas Grundsätzliches zu dem Einwand von Herrn Fichte, der das Erlebnis fordert. Das Erlebnis ist vollkommen belanglos. Es gibt natürlich gewisse Schreibarten, wo man tatsächlich die Dinge erlebt haben muß. Aber es gibt auch eine andere Schreibart, in der einem nichts gelingt, wenn man die Dinge erlebt hat, weil man sie dann gar nicht mehr so gut schildern kann.“)

Bei der Arbeit mit Rühmkorf nun — Aufgabe war, eine Variation über eine Stelle aus dem „Grünen Heinrich“ zu schreiben — machte sich Fichte wieder unbeliebt. Er warf einem Text vor: „Von schlechten Adjektiven einmal abgesehen, ist das Milieu etwas leichtfertig geschildert. Ich habe einmal bei (Gottfried) Keller nachgelesen, wie diese Stoffdruckerei beschrieben wird, das geschieht mit ungeheurer Sachkenntnis und mit einer etwas ironischen Freundlichkeit. Das fehlt hier ein bißchen.“ Ganz „geheuer“ war offenbar auch Fichte die Sachkenntnis Kellers nicht, er schwächte seinen Einwand ja gegen Ende auch wieder ab, Wolf Simeret spürte aber doch die Spitze und betete das allgemeine Credo her, um der kritischen Anfechtung zu begegnen. Seine Bewertung des von Fichte getadelten Textes sah so aus: „Es scheint mir, als ob der Verfasser sehr viel Wert darauf gelegt habe, so zu erscheinen, als kenne er alle diese Milieus gut, zum

Beispiel das einer Metzgerei. Ich halte die Akribie für überflüssig. Man verlangt ja gar nicht, daß er das alles kennt, irgendwelche Fachausdrücke und so weiter. Es wirkt unnötig eitel. Dann der Einschub: ‚Mein Sohn‘. Wir hatten hier ja schon einen Prosatext von Herrn Heyer, der komponiert war wie ein Musikstück. So wie die einzelnen Passagen der Instrumente auftauchen, steht da ‚Mein Sohn‘, sehr gut durchkomponiert.“ Akribie ist überflüssig, Sachkenntnis wirkt unnötig eitel, ein rein kompositorisches Detail dagegen findet Beifall.

Die Diskussion spitzte sich schließlich anläßlich eines besonders kunstgewerblichen Stilkampfes von Simeret selbst zu; die Qualität des Textes mag durch dessen Autor verdeutlicht werden, der auf die Frage nach der Bedeutung einer bestimmten Stelle seiner eigenen Arbeit antwortete: „Ja . . . da habe ich mich selbst noch nicht richtig verstanden.“ (Wolf Simeret ist mit Veröffentlichungen in den „Akzenten“ und in Anthologien hervorgetreten, im Herbst 1964 nahm ihn der Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie in seinen „Jahresring“ auf.) Martin Doeblemann bemängelte: „Wenn man diese Sätze auf ihren Sinngehalt untersucht, findet man, daß manches schief ist. Simeret macht durch intuitiv gewählte Satzstellungen die Dinge manchmal geheimnisvoller als sie sind.“ Leider war Uwe Johnson nicht anwesend, der die angegriffene Methode ja mit einem Hinweis auf „literarische Gegenstände“ hätte verteidigen können. Man diskutierte also weiter, wenngleich Wolf Dieter Rogosky erstmal Zweifel am Sinn der Prozedur anmeldete: „Ich schätze die seriöse Art, mit der wir hier bereit sind, alles, was uns vorgesetzt wird, ernsthaft zu diskutieren, aber wenn so viele Widersinnigkeiten und soviel Wirres dem Leser in einem so kurzen Stück angeboten wird, entbehrt es nicht der Komik, wenn man sich so eingehend damit beschäftigt.“ Peter Rühmkorf schien dieser Einwand „nicht berechtigt“; die Diskussion befaßte sich sodann mit dem Satz Simerets „Die jetzige Schrift ist die Schöpfung einer meinem Ich parallelen Erscheinung, deren genauere Anpeilung selbst dem Beleseneren unverständlich bleiben müßte“. Als Fichte ausgerechnet diesen Satz hochlobte, riß Doeblemann die Geduld: „Mal ganz grundsätzlich: wenn ich einen völlig unsinnigen Text schreibe, den auch ich selbst nicht verstehe, und dann an den Schluß setze: ‚Auch dem Beleseneren muß das unverständlich bleiben‘ — das ist doch ein Klamauk.“ Die Mehrheit der Anwesenden war aber eher mit Hans Christoph Buch einer Meinung, der Doeblemann scharf zurechtwies: „Kompletter Unsinn. In der Literatur ist doch nicht wesentlich, was man sagt, sondern wie man es sagt! Dieser miese Typ in Simerets Geschichte gefällt mir auch ganz und gar nicht, aber ich wüßte nicht, daß einer von uns hier schon mal gedanklich was zu bieten gehabt hätte.“

Das formalistische Credo Buchs meldet im letzten Satz inhaltlichen Konkurs an; an diesem Punkt jedoch führte ein anderer Colloquiums-Teilnehmer Doeblemanns Kritik auf eine vermutete persönliche Verstimmlung des Kritikers zurück und brachte so das Karussell privater Eitelkeiten wieder in Gang, dem Fragen nach völligem Unsinn und gedanklicher Leistung lediglich Ornamente waren: die gemeinsame Basis blieb der Drang nach Selbstbestätigung. Für das kollektive Selbstbewußtsein sind jene Sätze aufschlußreich, mit denen Hubert Fichte

einen Text verteidigte, bei dessen Anhören offenbar alle Anwesenden hatten lachen müssen, dem aber in der anschließenden Diskussion der Vorwurf „minderer Komik“ gemacht wurde. Fichte sagte: „Warum heften wir uns so hartnäckig an einen Text, der uns wirklich bersten lässt vor Lachen? Die Schlussstelle ist doch wirklich so irrsinnig komisch. Man kann das eine mindere Komik nennen, aber so dumm sind wir doch alle nicht, daß wir über billige Dinge lauthals lachen würden. Unser hohes Amusement ist doch schon ein großer künstlerischer Gewinn.“ Er behielt recht — niemand lachte über seine Sätze, so dumm war keiner, diese billige Eitelkeit lauthals zu verlachen; die geschlossene Gesellschaft reagierte geschlossen ernst: Elite unter sich. Das „hohe Amusement“ der jungen Herren trägt normativen Charakter, das übrige Publikum ist gehalten sich anzuschließen, sofern es — außerliterarisch wie es ist — in diesem Kulturbetrieb überhaupt noch eine andere Funktion hat, als ihn zu bezahlen.

Diese Literatur möchte sich am liebsten völlig in sich selbst zurückziehen und ihre komponierten Kreise nicht von einer nur noch störend empfundenen Realität tangieren lassen. In der Diskussion der jungen Schriftsteller mit Peter Weiss kam es zu folgenden Sätzen:

Hubert Fichte: „Wir sollten noch einen Schritt weitergehen. Wir haben hier in der ersten Woche sehr viel über Stil und Wortwahl erfahren, über Wörter überhaupt. Warum wird nicht einmal ein rein kompositionelles Thema gestellt? Benn hat einmal gesagt, als er den ‚Ptolomäer‘ schrieb: ‚Ich baue das Ganze in der Form einer Apfelsine‘ o. ä. Dabei muß er sich doch etwas gedacht haben. Robbe-Grillet sagt: ‚Ich wollte im Voyeur ein großes Loch entstehen lassen‘. Solche Dinge einmal als Aufgabe zu stellen und nachzuprüfen, wieweit sie erledigt sind, das wäre eine wichtige Arbeit.“

H. P. Piwitt: „Noch ein Thema wäre: ‚Ein Mensch bei der Arbeit‘. Dabei könnte man z. B. Schreiben lernen.“

Peter Weiss: „Soll das eine realistische Beschreibung sein?“

H. P. Piwitt: „Es ist natürlich ein bißchen prekär, ich merke das gerade. Man kommt da leicht in Beschreibungen, wie man sie in technischen Büchern nachlesen kann.“

Die Frage nach dem Realismus wird als prekär empfunden, im Gegensatz zu Benns stilistischer Apfelsine, die offenbar unbesiehen als Gedankenfrucht akzeptiert wird. Interessant, daß die Kombination: Erwähnung eines faschistischen Autors — Ablehnung eines realistischen Themas bereits kurz vorher in der gleichen Diskussion schon einmal auftauchte, als der Plan besprochen wurde, einen Soldaten zu beschreiben. Wolf Dieter Rogosky, Absolvent der Bundeswehr, hatte Einwände: „Ich weiß nicht, ob es überhaupt möglich ist, den Soldaten nur formal zu zeichnen. Man hat doch unwillkürlich sofort die Perspektive von Jünger ‚Der Kampf als inneres Erlebnis‘ zur Verfügung.“ Martin Doeblemann ergänzte: „Ich finde das Thema nicht gut, weil ich glaube, daß die Literatur nicht dazu da ist, um irgendwelche Probleme lösen zu helfen, oder um Ansichten des Autors wiederzugeben, um das Bild des Soldaten zu verrücken. Dann könnte man auch einen Schuster beschreiben.“

Es ist zweifelhaft, ob Doeblemann das könnte. Vermutlich ist er völlig unfähig zu einer Beschreibung, die Kenntnisse außerhalb eines literarischen Colloquiums voraussetzt. Seine Möglichkeiten dürften weit eher in der von Hans Werner Richter gewiesenen Richtung liegen, der auf den Einwand eines Teilnehmers, man könne sich (literarisch) doch nicht zu einem Erlebnis zwingen, das man nie gehabt habe, folgende Maximen zum Besten gab: „Aber das ist gerade der Witz bei der Sache, Sie müssen sich dazu zwingen, eine Geschichte zu schreiben, die Sie nie erlebt haben.“ Und wenig später: „Das ist gerade gut, wenn man auf Anhieb nicht weiß, was man daraus machen soll. Sie würden sonst immer weiter Ihre eigenen Stoffe gestalten.“

Nicht auszudenken, was dann geschiehe! Schriftsteller, die ihre eigenen Stoffe gestalten, wo kämen wir da hin. Wenn das Schule mache — am Ende tauchen dann vielleicht auch noch Leute auf, die ihre eigenen Interessen wahrnehmen, nicht sofort und unwillkürlich die Perspektive Ernst Jüngers zur Verfügung haben, vielleicht sogar das Bild des Soldaten verrücken wollen. Selbst Beschreiber von Schustern wären dann denkbar — eine Situation, für die es wohl nur ein Wort gibt: prekär.

III

Im Vorwort zu „Prosaschreiben“ findet sich folgende hübsche Passage: „Wenn einige Beiträge ganz ohne Diskussion erscheinen, dann ist daran allein die Technik schuld. Wir hatten ein Tonbandgerät, das dem Prospekt nach allen höchsten Anforderungen entsprach. Leider befand sich unter den fünfzehn Teilnehmern am Colloquium nicht ein einziger Techniker. Es wurde viel an den unzähligen Knöpfen herumgeschraubt, die den Apparat zierten, aber einige Sitzungen sind doch nicht aufgenommen worden.“ Den so entstandenen Verlust wird man verschmerzen können — andererseits wird da in aller Unschuld eine Geschichte berichtet, die weitaus interessanter und aufschlußreicher ist als alle in diesem Band versammelten Talentproben zusammen. Es dürfte nämlich gar nicht so einfach sein, heute fünfzehn junge Leute zwischen zwanzig und dreißig — die meisten von ihnen mit Abitur — aufzutreiben, von denen auch nicht einer imstande ist, ein Tonbandgerät zu bedienen oder sich zumindest in kurzer Zeit mit seiner Bedienung vertraut zu machen. Will man durchaus einen derart illustren Kreis versammeln, tut man offenbar gut, sich unter deutschen Nachwuchsautoren in der BRD umzusehen: das Literarische Colloquium hat da eine sicher Hand bewiesen. Neben der Tatsache ist ferner die Formulierung symptomatisch, mit der da das technische Analphabetentum dem geneigten Publikum schmackhaft gemacht werden soll: an der esoterischen Ignoranz der jungen Herren ist „allein die Technik“ schuld. Haltet den Dieb — nach dieser Logik tragen vermutlich die Sterne die Verantwortung für den Prozeß gegen Galilei.

War es ein Zufall, daß sich unter den Teilnehmern am Colloquium kein einziger Techniker befand? Und — wenn es keiner war — wen trifft wirklich die Schuld an dieser Bestzungslücke? Wieder allein die Technik? Oder eher eine Literatur,

der schon das bloße Wort Technik nur als Popanz dient, mit dem man sich und anderen den Blick auf bestimmte Tatbestände verstellt? Auf eine Arbeitswelt z. B., in der über die Hälfte der Bevölkerung über die Hälfte ihres wachen Lebens verbringt in einer Weise, deren sprachliche Bewältigung nicht einmal mehr versucht wird; denn „man kommt da leicht in Beschreibungen, wie man sie in technischen (sic!) Büchern nachlesen kann“! Dieselbe Literatur bejammert seit Jahren ihre politische Machtlosigkeit, ihre gesellschaftliche Isolierung, das weitverbreitete Desinteresse, dem sie begegnet — ohne zu sehen, daß dieser Zustand lediglich reflexartig auf das Desinteresse der Literatur an ihrem Publikum antwortet. Der hochmütigen Arroganz der Autoren antwortet die mißmutige Ignoranz der potentiellen Leser — da ihre Sache nicht zur Sprache gebracht wird, hören sie nicht hin.

Theodor W. Adorno verdanken wir bekanntlich nicht nur eine eingehende Destruktion des „Jargons der Eigentlichkeit“ — in seinem Gefolge arbeitet man außerdem seit Jahren an der Konstruktion eines theoretischen Jargons großer Eigentümlichkeit, ohne den ein einigermaßen respektabler Autor nachgerade kaum noch auskommt. Eine besonders hübsche Kunst- und Spielfigur dieses Jargons ist die Forderung, der Autor müsse „die Sprache zu sich selbst bringen“. Ach ja. Ist die Sprache sich selbst entlaufen? Wohin? Oder ist sie außer sich geraten? Worüber wohl? Die zitierte Floskel enthält in ihrer leicht schizophreinen Personifizierung der Sprache den bereits bekannten Anspruch auf Autonomie der Literatur. Sprache existiert aber nicht per se, sie ist in aller Munde, war es seit es sie gibt, sie entstand zwischen Zungen und Zähnen, deren Spuren sie bis auf den heutigen Tag trägt. Erfunden zur Verständigung, zur Verwirklichung menschlicher Solidarität, wurde sie — als Schriftsprache lange den Besitzenden vorbehalten — oft genug zum Instrument der Herrschaft verstümmelt und ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet. Im Zeitalter der Massenmedien arbeitet eine ganze Industrie an dieser Deformation — wer die also verfälschte Sprache zu anderen Zwecken als denen der Herrschenden gebrauchen möchte, wird gegen eine Sprache anschreiben müssen, der seit Jahrtausenden herrschaftskonforme Konventionen immanent sind, das vorgeblich avantgardistische Nachmalen dieser alten Konventionen mit ganz neuen, ungewohnten Farben genügt nicht. Versucht man dagegen, die Sprache zu sich selbst — d. h. doch wohl zu dem ihr augenblicklich immanenten Herrschaftscharakter — zu bringen, so beläßt man sie im Besitz der Besitzenden oder schleppt sie, als deren Scherge, wieder in die Schatzkammer der Kulturgüter zurück: indem man sich z. B. bewußt eines Vokabulars bedient, das die Mehrzahl der Bevölkerung vom Verständnis des Gesagten ausschließt. Man kann mit der Unmenschlichkeit höchst wirksam auch so paktieren, daß man die Partei der Menschlichkeit in einer Sprache ergreift, die nur sehr wenigen Eingeweihten verständlich sein kann: ein Verfahren, das in der Literatur der BRD in den Rang eines ästhetischen Dogmas erhoben worden ist.

Allerdings ist dieses Dogma seit nunmehr vier Jahren nicht mehr unbestritten: es existiert ein Zusammenschluß von Autoren, die sich die „literarisch-künst-

lerische Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt der Gegenwart und ihren sozialen Problemen; geistige Auseinandersetzung mit dem technischen Zeitalter, Verbindung mit der sozialen Dichtung anderer Völker, kritische Beschäftigung mit der früheren Arbeiterdichtung und ihrer Geschichte“ als Aufgaben gestellt haben. Der letzte Programmpunkt weist auf die soziale Herkunft der meisten Autoren der „Dortmunder Gruppe 61“ hin, die am Karfreitag 1961 gegründet wurde. Dr. Fritz Hüser, der Leiter des Dortmunder „Archivs für Arbeiterdichtung und Soziale Literatur“, hatte bei den Vorarbeiten zu einer von ihm im Auftrag der Gewerkschaft edierten Anthologie zeitgenössischer Arbeiterdichtung verschiedene Autoren kennengelernt, die er für den arbeitsfreien Karfreitag nach Dortmund zusammenbat, dieses Treffen wurde die Gründungsversammlung der 61er. Ihre Bücher, die vom Paulus Verlag Recklinghausen betreut werden, hatten wenig Aussicht, von der offiziösen Literaturkritik der BRD auch nur zur Kenntnis genommen zu werden. Publizistische Beachtung fand die Gruppe zunächst nur im Feuilleton solcher Zeitungen wie „Aachner Nachrichten“ oder „Spandauer Volksblatt“, auch das „Sonntagsblatt“ und der „Vorwärts“ berichteten. Eine breitere, wenn auch nicht literarische, Öffentlichkeit eroberten sich die Dortmunder mit einem Skandal, wie er sich in der BRD jedesmal dann einzustellen pflegt, wenn Schriftsteller sich wider Erwarten doch entschließen, Dinge oder Personen bei allgemeinverständlichen Namen zu nennen: man denke an den „Stellvertreter“ oder (in jüngster Zeit) an den Bundeskanzler. Oder an die Bergwerksindustrie und Max von der Grün.

1951 verließ der damals 25 Jahre alte Max von der Grün seinen Geburtsort Bayreuth, um im Ruhrgebiet als Bergmann zu arbeiten. Er wurde Hauer in der Zeche Königsborn 2/5 in Heeren. 1954 durchschlug ihm eine Fördermaschine fünfmal den Mittelfußknochen, wodurch seine Tätigkeit als Hauer bendet war, er wurde als Grubenloksführer eingesetzt. Im September 1962 erschien sein erster Roman „Männer in zweifacher Nacht“: die Schilderung eines Grubenunglücks, bei dem eine Gruppe von drei Bergarbeitern durch eine Schlagwetterexplosion für längere Zeit verschüttet wird. Die Zeitungen des Reviers widmeten dem Debütanten ausführliche Rezensionen, mehr als ein quasi lokales Echo fand dieser erste Versuch jedoch nicht. Ein Jahr später veröffentlichte das „Echo der Zeit“, eine katholische Wochenzeitung des Paulus Verlages, als Vorabdruck ein Kapitel aus von der Grüns zweitem Roman „Irrlicht und Feuer“ in ihrer Sondernummer zu den Ruhrfestspielen 1963. Von der Grün schilderte in diesem Kapitel mit grausigem Realismus einen tödlichen Unfall unter Tage, bei dem ein Panzerförderer einem Steiger den Kopf abriß.

An dieser Darstellung nun entzündete sich der „Fall“ von der Grün — und zwar nicht an ihrem Stil, sondern an der Tatsache, daß der Autor unliterarisch genug gewesen war, „Sachen, die für richtig erkannt sind, so vorzutragen, daß sie von jedermann verstanden werden können“. Industrielle, die sich sonst in Kulturfragen so gern von Fachleuten beraten lassen, wurden plötzlich auf eigene Faust aktiv: der Direktor der Zeche Königsborn lud den schreibenden Arbeiter zu einem Gespräch vor, später traf man sich noch einmal in einer Gaststätte,

diesmal kamen auch der Pressechef der Klöckner-Werke AG (denen die Zeche gehört) und Dr. Karl Friedrich Grosse vom Unternehmensverband Ruhrbergbau in Essen mit. Der Autor sollte überredet werden, das fragliche Kapitel zu ändern, argumentiert wurde ästhetisch-kommerziell: „Sie werden der deutschen Literatur keinen Dienst erweisen und der deutschen Wirtschaft einen schlechten.“ Gleichzeitig mit der Industrie gerieten auch deren ideologische und politische Hilfstruppen in Bewegung: ein Domkapitular aus Münster sowie der geschäftsführende Vorsitzende der CDU, Josef Hermann Duhues, meldeten telephonisch beim Verlag Bedenken an. Autor und Verlag blieben hart. Die Firma „Westfalia“ in Lünen, die achtzig Prozent der erwähnten Panzerförderer herstellt, versuchte die Verbreitung der Wahrheit über die Betriebssicherheit ihrer Erzeugnisse durch Antrag auf eine einstweilige Verfügung zu unterbinden: das Kapitel mit dem Unfall sollte gestrichen werden. Sowohl das Landgericht Bochum in erster wie das Oberlandesgericht Hamm in zweiter Instanz wiesen den Antrag kostenpflichtig ab, der Roman erschien ungekürzt. Bei der „Neuen Illustrierten“ in Köln waren die Interventionsversuche erfolgreicher — das Blatt ließ bei seinem Fortsetzungsnachdruck von „Irrlicht und Feuer“ (unter dem Titel „Nach uns die Sinflut“) das umstrittene Kapitel einfach fort.

Max von der Grün büßte in der Folge seinen Arbeitsplatz ein, andere Firmen des Reviers weigerten sich, ihn einzustellen. Die „Zeit“ und die „Welt“ griffen den Fall auf — allerdings nicht im Kulturreteil. Den einzigen Hinweis auf literarische Kategorien steuerte wieder Dr. Grosse von Unternehmensverband Ruhrbergbau bei; die „Zeit“ veröffentlichte am 22. Februar 1964 einen Leserbrief, in dem Dr. Grosse über Max von der Grün schrieb: „Um dies noch einmal so kurz wie möglich zu vermerken: nach meiner Meinung dürfte Herr von der Grün seine mehrfach geschilderten gegenwärtigen beruflichen Probleme im Kern den falschen Etiketten verdanken, die seiner literarischen Arbeit von übereifigen Apologeten oder Propagandisten angeheftet wurden. Vom nach allen Seiten sehr ‚zornigen‘ Problemsucher ist er so zu einem Spielball relativ billiger Effekthascherei nach einer antiquierten Schablone ‚Sozialkritik‘ geworden und soll rivalisierenden Gruppen oder Interessenten als leichtfertig geziimmertes Aushängeschild dienen.“

Damit wird sowohl seine literarische Zielsetzung ebenso umgebogen, wie seine der persönlichen Unabhängigkeit dienende berufliche Entwicklung nicht gefördert. Und darum sollten seine Freunde sich mehr mit der literarischen Seite seines Wirkens befassen, als mit seiner Person, die in einen etwas wohl zu großen Wirbel geraten ist. Auch im Verlagswesen der Presse ist es ja nicht anders wie in der Wirtschaft: wer ohne Rücksicht auf sich und andere ketzert oder zum Ketzer ‚hochgeschaukelt‘ wird, sitzt leicht zwischen den Stühlen.“

Wer dagegen rücksichtslos andere verketzert, sitzt sicher im Schatten der Kommandobrücke, von wo aus er dann mit unscharfen Denunziationen („übereifige Apologeten oder Propagandisten“ sowie „rivalisierende Gruppen und Interessenten“) einen Nebel erzeugen kann, in dem schließlich alles gleich ist. Zugleich mit einem falschen Komparativ enthält Dr. Grosses Brief den Versuch, die in

Gang gekommene Diskussion auf das ungefährliche Feld „literarischer Zielsetzung“ abzudrängen und den Problemen lediglich eine „literarische Seite“ abzuwenden. Hier trifft sich der Industrievertreter mit den Vertretern der Kulturindustrie, allerdings gehen diese über seine Forderungen noch hinaus — möchte der eine auf die Sprache ablenken, um die zur Sprache gebrachte Sache ignorieren zu können, so ignorieren die anderen nur zu gern mit der Sprache zugleich auch die Sache. Das Endprodukt beider Methoden ist Schweigen über mißliebige Tatbestände.

Für die Literaturkritik der BRD liegen die Arbeiten der Gruppe 61 „unter dem Strich“, weil sie bestimmten formalen Anforderungen nicht genügen: im Sinne von Walter Jens sind Max von der Grün und Bruno Gluchowski zweifellos „ungebildete Romanciers“ — weil sie einer Klasse entstammen, der die herrschende Gesellschaftsstruktur eine höhere Bildung immer noch verweigert oder zumindest stark erschwert. Andererseits mißtrauen die Mitglieder der Gruppe 61 aber jeder formalen Kritik, weil sie in ihr — oft nicht zu Unrecht — den Versuch vermuten, ihre Arbeiten auf dem Umweg über die Form inhaltlich zu entschärfen: hätte Max von der Grün den Panzerförderer der „Westfalia“ metaphorisch umschrieben, hätte es sicher zwei Gerichtstermine weniger und vielleicht drei Rezensionen mehr gegeben. Das formale Gefälle und die inhaltlichen Differenzen zwischen den etablierten Autoren der BRD und denen der Gruppe 61 bezeichnen so den zweiten Riß in der gespaltenen deutschen Literatur. Dieser Riß läuft durch die Literatur ebenso wie durch eine Gesellschaft, die immer noch wesentlich zerklüfteter ist, als es die — stilistisch ambitioniertere — Formel von der „formierten Gesellschaft“ glauben machen will.

Auf der diesjährigen Karfreitags-Tagung der Gruppe 61 in Dortmund zeichneten sich zwei Versuche ab, die Spaltung zu überwinden. Einmal war eine „Literarisierung“ in den Arbeiten der Mitglieder festzustellen, offenbar entstanden aus dem Wunsch formaler Differenzierung. Die Ergebnisse dieser Bemühung berührten zwiespältig: zum einen, weil die betreffenden Autoren eben nicht individuell die klassenmäßig bedingte „Bildungsbarriere“ überwinden können, zum anderen, weil sich jenseits dieser Barriere viele formale Techniken befinden, die lediglich getarnte Instrumente zur Durchsetzung eines Herrschaftsanspruches im Sinne des status quo sind: entwickelt zum Verschweigen gesellschaftlicher Zustände, sind sie zum Beschreiben dieser Zustände per definitionem untauglich. Wer sich ihrer zu bedienen versucht, wird leicht in jenes Kulturghetto abgedrängt, in dem sich die übrige Literatur schon so lange selbstgenügsam bewegt.

Fruchtbare schien der Versuch Christian Geisslers, der seine „Kalten Zeiten“ auf der Tagung zur Diskussion stellte. Geissler, der selbst nicht Mitglied der Gruppe 61 ist, wollte seinen Text (aus dem wir einen Auszug bringen) der Kritik einer Gruppe von Fachleuten des Inhalts stellen, um nicht nur auf jene formalen Weisheiten angewiesen zu sein, die die Kulturindustrie am Fließband produziert. Natürlich ist auch sein Weg nur ein zeitweiliger Ausweg: da die gespaltene deutsche Literatur lediglich die gespaltene deutsche Gesellschaft spiegelt, kann sie diese Spaltung schwerlich mit rein literarischen Mitteln überwin-

den. Es bleibt Aufgabe der Gesellschaft, ihr — und damit sich — dabei zu helfen — so wie es Aufgabe der Literatur ist und bleibt, sich mit dem Zustand und der Veränderung dieser Gesellschaft zu befassen: nicht zuletzt im Interesse der Literatur selbst.

Friedrich Hitzer - Werner Bräunig
Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend

fh. — Wenn sich im Westen Deutschlands Schriftsteller der DDR und der BRD treffen — ein seltenes Ereignis! — stehen ihre Gespräche zumeist unter dem Motto „Haben wir noch eine gemeinsame Sprache“? Schwere Monologe mancher westdeutscher Teilnehmer scheinen die Schwierigkeiten bei der Verständigung in der Tat zu rechtfertigen. (Worauf sich der eine oder andere ostdeutsche Vertreter offenbar genötigt sieht, mit dem Stolz der Einfachheit die Verständigung restlos zu blockieren.)

Bei den Gesprächen über die Sprache vergißt man oft die Gespräche über die Sache, obgleich es einzusehen ist, daß Sprache über die Sprache notwendig, reizvoll und erkenntnisreich sein kann. Doch ist es zu fürchten, daß es bei diesen Gesprächen nicht um Reiz und Erkenntnis sprachphilosophischer Spekulationen geht. Über allen Dingen ist die Sprache über die Sprache. Verbergen diese Gespräche nicht beschreibbare Sachen?

Im Verlauf des von Hans Werner Richter im III. Programm des NDR/SFB veranstalteten Gesprächs zwischen ost- und westdeutschen Autoren gab es einen Wortwechsel zwischen Heinz von Cramer, Hermann Kant und Uwe Johnson, der diesen Verdacht bestätigte. Kants Bemerkung von der notwendigen Nützlichkeit der Literatur in der DDR brachte Cramer auf die Palme und ließ ihn braune Morgenluft wittern („das haben wir schon mal erlebt, als . . .“). Johnson beeilte sich beim Sprechen und bemerkte lapidarisch: „Sie wollen doch nicht den Herrn Kant mit dieser Nazischeiße in einen Topf werfen!“

Offensichtlich verringert eine sachliche Bemerkung die sprachlichen Schwierigkeiten. Im übrigen scheinen bisweilen die beliebten westdeutschen Gespräche über die Sprache hinter Stalins Brief über die Sprachwissenschaft herzuhibken, in dem der Philosoph feststellte, daß Sprache nicht zum ideologischen Überbau eines Systems gehöre.

Die Schwierigkeiten bei der Verständigung zwischen ost- und westdeutschen Schriftstellern liegen in realen Dingen, in verschiedenen wirtschaftlichen und politischen Institutionen, und die daraus entstandenen Unterschiede im Lexikon lassen sich ohne weiteres kraft der gemeinsamen Grammatik der Sprache verständlich machen. Ein Beispiel: warum nicht einmal Statistik über die Ware Literatur in der BRD und DDR? Eine Ware, die vorhandene und noch nicht vorhandene Bedürfnisse befriedigt. Warum sollten die Diskutanten aus den beiden deutschen Staaten nicht versuchen, ihr *ästhetisches Urteil* im Zusammenhang von Produktions- und Konsumtionsverhältnis der gelesnen Texte zu erarbeiten? Wer liest hier Uwe Johnson? Wer liest dort Hermann Kant? Die Fragen müßten

quantitativ und qualitativ nach der sozialen Struktur der Leser beantwortet werden. Nehmen wir an, in der BRD wären es 5 Prozent, die Uwe Johnson lesen. Was lesen die übrigen 95 Prozent? Mit anderen Worten: unter den vorhandenen Bedingungen verschiedener Leserinteressen ist eine Definition der Literatur und ihrer formalen Ausdrucksmöglichkeiten auch im Zusammenhang mit der Produktion und Konsumtion der gesellschaftlichen Lektüre zu sehen. Entsprechend der Gepflogenheiten im Musicbusiness könnte man die Klassifizierung in *E-Literatur* (Ernste Literatur) und *U-Literatur* (Unterhaltungsliteratur) vornehmen, eine Klassifizierung, die nicht den Charakter der Texte sondern ihre Antwort auf Bedürfnisse der Leser beschreibt, denn *E-Literatur* unterhält ebenfalls, doch wen unterhält sie? Das ist die Frage, die hierzulande kaum gestellt wird. Von ebenso großer Bedeutung für das ästhetische Urteil wäre die Erfassung der Stoffe und Themen der Lektüre, ihre Verteilung auf *U-* und *E-Literatur*. Unter dem Aspekt der gesellschaftlichen Lektüre wird nämlich die Übertragung der ästhetischen Normen der *E-Literatur* auf die der *U-Literatur* zur Ideologie der Herrschaft. Wer dies praktiziert, dem bleibt nichts anderes mehr übrig als Feststellungen von der Art „das ist informativ“ und „das ist keine Literatur“ — Urteile, die eine Tautologie voraussetzen: „Literatur ist Literatur“. Dies verschleiert den Herrschaftscharakter der *E-Literatur*, die immer wieder dazu tendiert, sich abzukapseln, zu verschlüsseln und sich in ihre historisch vermittelte Poetik zurückzuziehen. Das bedeutet aber auch, daß sie sich selbst im Wege ist, weil sie sich selbst genügt. Die Widersprüche der Gesellschaft verwandeln sich zum Spiel mit den Widersprüchen. Das ist die Situation der westdeutschen *E-Literatur*, um die sich ein etabliertes Geflecht von Kritikern legt, die außer der Reklame für sich selbst die Ideologie des literarischen Selbstzwecks pflegen. Man schreibt für sich und kann gebraucht werden, bleibt unter sich und stört niemanden, man schont sich gegenseitig und schmiert die Maschinen des Verteilungsapparates (die Auseinandersetzung steht noch bevor: Erhard und Süsterhenn sind nur Anfänge). Bei Streitgesprächen ist man sich im Grunde einig und gibt sich mit feinsinnigen Spiegelfechtereien zufrieden: sie spielen sich zwischen kritischen Verweisen aufs 19. Jahrhundert und dem Hymnus auf das „Endspiel“ Becketts ab. Wird der Eifer im Streit zu groß, dann kommt man — wie Baumgart und Reich-Ranicki — von der Sache zur Person — und der Leser kommt in den zweifelhaften Genuss einer Pantomime verletzter Eitelkeiten. Das Kriterium der zum Selbstzweck erstarrten Kritik läßt sich auf einen Satz in den Rezensionen von Gottfried Just über Reinhart Baumgarts Poetik-Vorlesungen an der Universität München reduzieren: „... im Mißtrauen gegen die tradierten Formen erzählerischer Selbstgewißheit, in dem mühsam dem Schweigen abgerungenen Orten solch neuen Erzählens, ist eine Kategorie zu sehen, die den Rang eines Buches bestimmt“. (SZ vom 8. 7. 65) Abgesehen davon, daß sich Just-Baumgart in derselben Rezension widerspricht, indem er es als „stillschweigende Voraussetzung“ gelten läßt, daß die „Antworten von den Werken der Dichter“ kommen, ist dieser Satz nicht mehr als formalistische Dogmatik. Was nun, wenn die Antwort eines Dichters diese Kategorie verletzt? Will man ihn dann ignorieren?

Was nun, wenn ein Autor einen neuen Inhalt bringt — und die Geschichte der Poetik lehrt, daß neue Inhalte ihrer großen Form vorangehen —, dieser Inhalt seinen Autor derart umstellt, daß er formal auf alte Formen zurückgreifen wird? Was nun, wenn sich zu dem inneren Widerspruch der *E-Literatur* ein äußerer gesellt, wenn es Autoren gibt, die von der Kritik — und sie ist es, die Sanktionen verteilt — nicht wahrgenommen werden? Hängen diese Fragen vielleicht auch damit zusammen, daß es eine deutsche Literatur der DDR gibt? Wäre es möglich, manche dieser Fragen in Gesprächen zwischen Autoren und Kritikern aus West- und Ostdeutschland zu klären?

Was unter Hans Werner Richters Diskussionsleitung im III. Programm des NDR/SFB leider nur angetippt wurde, nämlich Gespräche darüber zu führen, was uns trennt, und nicht Gespräche auf einem abgegrasten Phrasenfeld des „Gemeinsamen“, das muß bewußt gemacht werden, um Dialoge mit Fortsetzungen zu ermöglichen, die Klärungen zur Sache bringen.

Lieber Werner Bräunig,

der Anlaß meines Briefes ist der Versuch einer Rezension über Bruno Gluchowskis Roman *Honigkotten*, der in diesem Jahr beim Paulus Verlag, Recklinghausen, erschienen ist. Man könnte dem Roman nicht gerecht werden, würde man ihn nur ästhetisch beurteilen. Er gehört dem Komplex der *E-Literatur* an. Die Auflagenhöhe — leider kann man das nie aus westdeutschen Büchern ablesen — dürfte den ersten Auflagen von Johnson-, Walser- und Grass-Romanen entsprechen (die bekanntere Verlage und vielleicht auch erfahrenere Lektoraten hatte als Gluchowski). *Honigkotten* und sein Autor gehören jedoch zu einer literarischen Erscheinung, die von den westdeutschen Rezensenten der *E-Literatur* übergangen wird. Gluchowski ist Gründungsmitglied der Gruppe 61 in Dortmund, die sich zum Ziel setzt, eine thematische Lücke in der westdeutschen Literatur zu füllen: die Autoren, schreibende Arbeiter, wollen Mensch und Arbeit in der modernen Industriegesellschaft künstlerisch gestalten. Der ehemalige Bergarbeiter Bruno Gluchowski ist seit einigen Jahren pensioniert und hat jetzt zum Schreiben mehr Zeit.

Einem hierzulande weitverbreiteten Urteil zufolge sind Stoffe zum Thema der Gruppe 61 nicht literaturfähig, weil sie von den Sozialwissenschaften genauer verarbeitet werden könnten. Ich halte das schlechthin für den Versuch, ästhetische Tabus zu etablieren, die bestimmte gesellschaftliche Inhalte sperren sollen.

Honigkotten ist ein Roman aus der Geschichte des Klassenkampfes der Arbeiter, den die westdeutsche Gesellschaft nur deshalb nicht mehr kennt, weil das Bewußtsein der Arbeiter lahmgelegt ist. Es soll ihn zwar einmal gegeben haben, konzedieren die meisten, doch wo in der westdeutschen Literatur hat sich die Erinnerung daran niedergeschlagen? (Wen wundert's, wenn ihn sogar die SPD

vergessen will und ihre eigene Geschichte fälscht.) Hat das vielleicht etwas mit der sozialen Herkunft der etablierten Literaten zu tun? Ich erinnere mich an einen Brief Dostojewskis aus dem Jahr 1871, in dem er schrieb, daß die „Guts-herrenliteratur“ (Tolstoj, Gontcharow, Turgenjew usw.) wohl ihr letztes Wort gesprochen habe. Das zeigte sich an den Reschetnikows, die ein neues Thema, aber noch nicht ihre große Form gefunden hätten. Reschetnikow gehörte zu den sozialkritischen Autoren der 70er Jahre aus dem städtischen Kleinbürgertum, die unter Verwendung verbrauchter Formen neue soziale Inhalte in die Literatur einführten; Inhalte im übrigen, die später in Gorkij einen großen Repräsentanten fanden.

Für die westdeutsche Literatur greift Gluchowski, wie viele seiner Kollegen der Gruppe 61, ein neues Thema auf. Ich erinnere mich an die Diskussion nach einer Münchener Lesung Max von der Grüns, in der einer der Anwesenden dem Autor von künstlerischen Ambitionen abriet. Er warf ihm vor, Literatur zu machen: ihm würde doch der biographische Bericht zustehen. Der wohlwollende Ratgeber schien mir den widersprüchlichen Prozeß der Literaturgeschichte nicht gegenwärtig zu haben, der nicht nur eine Geschichte der Poetik, sondern auch eine Geschichte der sozialen Herkunft der Autoren ist. Die Arbeiterautoren wollen eben nicht mit dem Bücherschreiben warten, bis sie als Klasse über die Voraussetzungen der literarischen Kultur verfügen. Sie werden mit ihrem Thema ebenso ambitioniert und begrenzt anfangen wie die bürgerlichen Autoren des 18. Jahrhunderts. Das ist auch im Falle von Gluchowskis *Honigkotten* zu beachten.

Für den Dortmunder Kumpel Hannes Döring ist der Honigkotten des Bauern Jakobus ein „Knusperhäuschen aus dem Märchen“. Döring entdeckt es auf dem Sonntagsspaziergang, das „alte Fachwerkhäuschen“ mit dem „tiefheruntergezogenen Strohdach“, der „angebauten Waschküche, der Stallung und dem winzigen Klo“, inmitten eines „verwilderten Gartens mit moosüberwuchertem Brunnen“, eine „Wildnis, farbensprühend und düfteschwer“ und dazu noch „zwanzig helle strohgeflochte Bienenkörbe“. Dem Bergarbeiter aus der verrosteten Vorstadt von Dortmund tut sich hier das Paradies auf, wo man als Besitzer der Bienenstöcke in „Honig baden, zum Himmel schauen“ kann, den „Blick nicht versperrt von Fördertürmen, Hochofengerüsten und Schornsteinrudeln“, dem „Gloria der Vögel lauschen und dem Rauschen des Kornfelds“. „Ein Knusperhäuschen“, meint Hannes Döring, „ne olle Bruchbude“, sagt die Frau, die weiß, welche Hausarbeit ihr in dem halbverfallenen Honigkotten des Bauern Jakobus bevorstehen würde. Bruno Gluchowski, der Erzähler, meint: „Sehnsuchtsträume eines heißen Sommersonntagnachmittags. Spinnereien eines jungen Hüttenarbeiters mit hungriger Seele, dessen Fron dreizehn Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauerte und ihm nur den vierzehnten zum Ausrufen ließ.“

Spinnereien oder Träume — der Wunsch, den Honigkotten zu besitzen, wird das Ziel des Arbeiters Döring, der die Willkür des Unternehmers satt hat, aus der Werkswohnung auf die Straße gesetzt zu werden: Döring war Streikposten

gewesen und nach Zerschlagung des Streiks durch Soldaten und Bluthunde von „ihrer Polizei“ eingesperrt, mit Kind und Kegel auf die Straße gesetzt, von „ihrer Klassenjustiz“ verurteilt und auf die schwarze Liste der Unternehmer gesetzt worden. (Der „Notstand“ der Unternehmer war damals an der Tagesordnung). Als zukünftigen Besitzer des Honigkotten sah er sich und seine Nachkommen von der Unterdrückung befreit: er wollte sein eigener Herr werden und den Kindern eine schöne Zukunft ermöglichen. Dafür wollte Hannes Döring arbeiten. Und er spart. 800 Taler verlangt der Jakobus als Anzahlung, die übrigen 1600 auf Abzahlung. Der Bauer will mit dem ungewöhnlich hohen Preis dem Arbeiter den Erwerb des Hauses unmöglich machen, dem Arbeiter, der — wie alle Arbeiter — unzuverlässig und faul ist und keine Stellung auf Lebenszeit hat. Döring spart von den 100 monatlichen Mark, mit denen er Frau und Kinder gerade ernähren kann. Weder seine Frau Hanna noch die Kollegen wollen ihn ernst nehmen, da sie wissen, dieser mit vier zusätzlichen Schichten am Sonntag verdiente Lohn ist zum Leben zuwenig und zuviel zum Sterben. Döring spart bis zum Ausbruch des Krieges, nach dem Krieg spart es sich schneller: es gibt höhere Löhne, Schichten und den Achtstundentag und er arbeitet 14 Stunden, vom Morgen bis Mittag in der Fabrik, vom frühen Abend bis Mitternacht als Kellner. Als er schließlich dem Jakobus die 800 Taler — „seine 2400 Mark im Sparbuch“ — vorlegt, erfährt er zum ersten Mal etwas vom Dollarwert der Mark. „Viermarkzwanzig“ hatte der Dollar vor dem Kriege gekostet, als er mit Jakobus den Kaufpreis für den Honigkotten vereinbart hatte, nun kostet der gleiche Dollar „zweiundsechzig Mark und achtunddreißig Pfennig“. Jakobus macht ihm klar, daß er mit seinen 2400 Papiermark nicht einmal ganze vierzig Dollar habe. „Fünfhundertsechzig“ würden noch fehlen. Döring will und kann das nicht begreifen: „Mit solcher Rechnerei komme ich nicht mit, Herr Jakobus! Vor dem Kriege habe ich mir fünfhundertzwanzig Mark zusammengespart, ungefähr hundertdreißig Dollar nach Ihrer Rechnung. Nach dem Kriege noch einmal zwei Jahre lang gespart, eintausendneinhundert Mark. Und das alles zusammen, das soll jetzt auf einmal nur noch knappe vierzig Dollar wert sein? Das kann doch niemals stimmen, das wäre ja Betrug, ein hundsgemeiner Betrug an mir.“

Als Döring in den furchtbaren Hungermonaten der Inflation beim verhafteten Jakobus nun doch Arbeit zur Ernte annimmt, will es ein Zufall, daß er dem Bauern das Leben rettet — und Jakobus vermaut dem Lebensretter den Honigkotten.

Dieses Happy End geschieht nicht im Jahre 1960, sondern 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation und der Massenverelendung, in den Monaten, als Arbeiter zum Demonstrieren keine Kraft mehr aufbringen, das stille Sterben umgeht und weder Hund noch Katz vor dem Geschlachtetwerden sicher sind, das private Glück des Hannes Döring schließt an die Jahre der mißglückten Revolution an, an den Kapp-Putsch, die Besetzung der Ruhr durch die Franzosen, die Spartakistenkämpfe und die Rote Ruhr-Armee — Ereignisse, die von Bruno Gluchowski aus der Perspektive des kleinen Mannes beschrieben werden. Von

aller Verwandten und Freunden hat es der Arbeiter Döring mit dem Häuschen am weitesten gebracht, als die Franzosen von der Ruhr abziehen und mit der Rentenmark die erste deutsche Währungsreform kommt. *Honigkotten* beginnt mit dem großen Bergarbeiterstreik von 1912 und schließt mit dem glücksbringenden Lohn eines seiner Streikposten.

Am Anfang steht die Episode des völlig rechtlosen Arbeiters, der sich um einen Hundelohn abschindend mit der Kutsche des Eselsfott — so nennen die Kumpel den Grubeninspektor Iselfoth vom Steinkohlenbergwerk Hammonia — im Takt zu „vier-Mark-neunzig-vier-Mark-neunzig-vier-Mark-neunzig“ — der Schichtlohn eines Kumpels — um die Wette läuft: denn wer nach der Kutsche das Tor passiert, erhält keine Schichtmarke mehr und kann wieder nachhause gehen. Zum Schluß steht die Idylle auf dem Lande: Döring hat sein Ziel erreicht. Nicht durch seine Ersparnisse, sondern kraft eines guten Geschickes, nach der Moral: ehrliche Arbeit und Tatkraft müssen viel einstecken, währen jedoch am längsten. Im Gegensatz zu Josef Sawatzki, Dörings Kameraden — Sawatzkis Geschichte ist die kleinere Nebenhandlung des Romans; der konnte sich zwar durch Schiebung und leichte Arbeit oft gutstellen, zuguterletzt kommt er indessen vor die Hunde. Döring und Sawatzki sind nicht auf einer Ebene der Arbeitsmoral abgehandelte Helden und Antihelden, sie stehen als Beispiele für den Lebenslauf vieler Arbeiter, und der Autor verteilt seine Sympathie auf beide, da er in der Schilderung des einen wie des andern begreifen und nicht verurteilen will. Sawatzki und Döring sind nicht Gegner, sie sind sich Freunde, und Gluchowski ist einer der ihnen, der von ihrem Leben berichtet.

Die Geschichte des Hannes Döring vom Arbeiter bis zum Hausbesitzer könnte man in ihrer Wirkung böswilligerweise als einen Versuch in Prosa zum Thema der Vermögensbildung à la Leber bezeichnen, oder als das verdiente Leben eines Arbeiteraristokraten. Gluchowski ist aber weder Ideologe der Arbeitsmoral noch der Eigentumsbildung in Arbeiternehmerhand. (Dabei fällt mir der Brief Engels' vom 18. 9. 1846 an Marx ein, in dem er zu dem Vorschlag des Franzosen Proudhon „Aktien und Kapital in Arbeiterhand“ schreibt: „Ist so ein famoser Plan je erdacht worden, und ist es nicht ein viel kürzerer Weg, wenn man einmal einen tour de force machen will, lieber gleich aus dem Silber-schein des Mondes Fünffrankentaler zu prägen. Und die dummen Jungens von Arbeitern hier, die Deutschen mein' ich, glauben an den Dreck; sie, die nicht sechs Sous in der Tasche behalten können, um am Abend ihrer Zusammenkünfte zu einem marchand de vin zu gehen, wollen mit ihren Ersparnissen toute la belle France aufkaufen. Rothschild und Konsorten sind wahre Stümper neben diesen kolossalen Akkappareus.“)

Gluchowskis Roman scheint mir die exemplarische Erfahrung der deutschen Arbeiter zu bezeugen: nämlich die historische Widersprüchlichkeit ihrer individuellen Sehnsüchte und kollektiven Aktion der sozialen Emanzipation (und vielleicht setzt der indignierte Einwand von Friedrich Engels etwas zuviel Bewußtsein bei den Arbeitern voraus, das ihnen offensichtlich von den Widersprüchlichkeiten der materiellen Interessen des einzelnen und der ganzen Klasse

verwehrt ist). Die Erfahrung der Helden Gluchowskis spielt sich im Vorfeld des Klassenbewußtseins ab, da jenes der Praxis einer politischen Organisation, also einer Partei, bedarf. Gluchowski erzählt nicht vom Standpunkt der Organisation des Klassenkampfes: er ist ein wortreicher Zeuge des Milieus, das von christlichen, sozialdemokratischen und kommunistischen Ideen zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Die Zeugenschaft des Autors kommt aus dem starken Bedürfnis, die Erinnerung seiner Klasse wachzuhalten. In seiner Einfühlungskraft und bisweilen sentimental Anhänglichkeit an das Leben der Arbeiter ist viel Stolz und Selbstbewußtsein der Klassenzugehörigkeit. Man erfährt hier den objektiven Widersinn im Leben des Hannes Döring, der sich von den sozialen Bedingungen des Arbeiters befreien und doch Arbeiter bleiben will.

Diese Biographie eines Hausbesitzers der 20er Jahre nimmt das vorweg, was sich unter den idealistischen Revolutionsästhetiken der westdeutschen Intelligenz als Lamentation bei Atelierfesten und Alibi in der politischen Aktion auswirkt: die Arbeiter sind ja durchwegs Kleinbürger. Da sie den deutschen Arbeiter nur in der ideologischen Vermittlung (halbwegs) kennen, sind es keine Arbeiter mehr, wenn sie sich nicht hinter der roten Fahne zusammenscharen, Barrikaden errichten und Revolution machen. Gluchowski scheint mir ein integrer Zeuge dafür zu sein, daß der Arbeiter zunächst weder Kleinbürger noch Klassenkämpfer ist, sondern ein Unterdrückter, der zwischen der Solidarität im Kampf gegen die Bourgeoisie und dem Kampf ums tägliche Brot Siege und Niedergaben erleidet, den Gegner bedrängt oder sich stärken läßt. Selbst Täter und Opfer in diesem Kampf erzählt Gluchowski aus der Fülle der Erfahrungen und will den Leser dies so erleben lassen, „wie es war“. Nichts soll fehlen, was er sah, hörte und mitdachte, als er arbeitete, streikte und sich vergnügte. Er erzählt aus dem „vollen Leben“, und der Roman *Honigkotten* kennt keine Strenge der Konstruktion: es wird das Buch gesammelter Erlebnisse. Die materiellen Voraussetzungen dieser Erlebnisse bringen eine Erzählweise hervor, die für das „Erzählen übers Erzählen“ weder Zeit noch Verständnis hat: sie greift die Sprache auf, wie sie gesprochen wird, eine ungebrochene, unreflektierte Sprache: sie ist sinnliche Erfahrung und Gluchowski muß die Form einer höheren Abstraktion ignorieren — sie steht außerhalb seiner Perspektiven — und die Form des allwissenden Erzählers wählen. Vor der Reflektion über die reflektierte Erfahrung steht die Wiedergabe der Erfahrung und in welchen Büchern der westdeutschen E-Literatur ist die Erfahrung Gluchowskis wiedergegeben?

Der Nachteil seiner Erzählweise liegt nicht an der Form „an und für sich“ (was es nicht geben kann), sondern dort, wo der Autor die Form zu sprengen versucht, dort, wo die Reflektion über die wiedergegebenen Erlebnisse einsetzt, aus den Figuren heraustritt, dort, wo die Erzählung in Betrachtung übergeht: wenn der Autor zum Historiker wird und beispielsweise den Mißerfolg des Bergarbeiterstreiks von 1912 auf einer Druckseite erläutert. Und die hymnisierte Sehnsucht des Döring nach der Natur läßt Gluchowski zum Gefangenen seiner Erinnerung werden, von der er sich doch offensichtlich befreien will, indem er sie hervorbringt.

Die Erzählerkraft, die Stärke des Romans, ist hier zugleich seine Schwäche: die Konstruktion der Fabel ist von weitschweifigem Fabulieren bedroht. Es ist schwer, die Spannung durchzuhalten, wenn zu der Geschichte zweier Arbeiterfamilien noch ein ganzer Stadtteil mit erschlossen werden soll. Da häuft sich bisweilen zuviel des Guten. Dem Mangel im Ganzen steht jedoch immer eine treffsichere und kräftige Sprache gegenüber, die das Lexikon nicht kennt. Gluchowski kennt auch nicht die bei Arbeiterautoren oft zu beobachtende Prüderie der Sprache, die etwa vom „heissen Begehrn eines Mannes nach der Frau“ schreiben, sondern er schreibt von „alten Böcken, die sich gern noch einmal an einem jungen Rickchen scheuern“, oder von Leuten, die ihren Alttag nach dem Spruch „fräten, slopen, supen, langsam gohn und kräftig pupen“ einrichten. Dem Autor des *Honigkotten* gelingen auch meisterhafte Skizzen, so die knappe Beschreibung des Vororts Klein-Krotoschin — „Nachtjackenviertel wurde es von denen genannt, die nicht darin zu wohnen brauchten“ — und seiner Menschen, die alle von der Soffie, dem Hüttenwerk leben: „Wenn Männer und Frauen neue Kinder zeugten zu dem Stall voll, den sie schon hatten, stampften die niederwuchtenden Fallhämmern ihnen den Takt, und die Hüttenfeuer schauten durch die Fenster. Und wenn den gebärenden Weibern die Frucht aus dem Schoße drängte, wurde das Geschrei ihres Kreißens verschluckt vom Brüllen rasender Motoren und vom Kreischen elektrischer Sägen. Wenn man den letzten Seufzer eines Sterbenden vernehmen wollte, mußt man sein Ohr an dessen Mund legen. Soffie hatte keine Zeit für Pietät gegenüber denen, die sich zur Reise in die Ewigkeit anschickten, und eine Schweigeminute der Ehrfurcht vor dem Tode war mit ihrem Produktionsprogramm nicht zu vereinbaren. Soffie mußte Erz zu Eisen kochen und Eisen zu Stahl veredeln. Denn die Welt schrie nach Stahl. Für Kochtöpfe und Eisenbahnschienen, für Schreibfedern und Kanonen.“

Schafft schon das Bedürfnis nach Erinnerung eine Atmosphäre der Freundlichkeit, so veranschaulicht das zitierte Beispiel den idyllischen Charakter der deskriptiven Sprache Gluchowskis. Dies entspricht der Idylle des Schlusses, als die Dörings in den Honigkotten umziehen können. Der Klappentext des Paulus-Verlag schließt mit der Beschwörung an den Leser: „Gluchowski schildert die Menschen in seiner warmherzigen, oft von Humor durchsonnten Art. Aber er flüchtet nie in die Idylle.“ Die Idylle, die hier schlechten Gewissens bestritten wird, ist durch den Bürger in Verruf gekommen, der in seinem Eigenheim die Geschichte verdrängt: *Honigkotten* bezeugt Geschichte und ist eine Idylle im Sinne Hegels, in der sich eine ungebrochene Welt vor dem Grollen der Großen Revolution auftut. Doch nicht als künstlerische Absicht, sondern als der Ausdruck eines Klassenbewußtseins, das gegen die Restauration der westdeutschen Bourgeoisie die Erinnerung an sich selbst aufrecht erhält.

Auf den letzten Seiten wird Tod und Begräbnis von Dörings Vater, einem alten kämpferischen Sozialisten, mit dem Satz eingeleitet: „Vater Döring erlebte die Morgenröte der neuen Zeit nicht mehr!“ Welche Morgenröte meint Gluchowski? Ganz zum Schluß läßt der Autor seinen Hannes Döring an ein Wort des toten Vaters denken: „Ein neuer Typ des arbeitenden Menschen wird dann die Stelle

des geprügelteren Fronarbeiters einnehmen. Einer, der den Kopf hochträgt.“ Diese Erinnerung an den Vater fällt zusammen mit den besseren Lebensverhältnissen des Sohnes. Ist jedoch in diesem Glück des einen und der Zuversicht des Vermächtnisses im Jahre 1923 nicht schon der Umschlag zur Tragödie enthalten; denn Schreiber und Leser wissen doch, daß nach Romanende die Jahre 1923 bis 1933 kommen, sodann Dachau, Buchenwald und der Krieg des großdeutschen Imperialismus unter Hitler? Eine Tragödie, die der Autor bewußt oder unbewußt vermuten läßt, wenn er von den Streikbrechern erzählt, der Bevolligung der Kriegskredite durch die SPD, den Uneinigkeiten der Arbeiterparteien und all den kleinen und großen Dingen, die die Solidarität der Arbeiter zerschlugen. Daß in der Idylle aus der Sehnsucht nach dem Eigenheim die Tragödie der deutschen Arbeiter und der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts liegt?

In der Literatur der DDR ist das Genre der Arbeiterromane massenweise produziert worden und hat wohl unter Verwendung der Form des allwissenden Erzählers ideologischer Orientierung den Grad des Klischees erreicht, der es westdeutschen Rezensenten erleichtert, das Kind mit dem Bade auszuschütten und diese Gattung Literatur allenfalls im Bereich der Information gelten zu lassen, zugleich aber auch zu ignorieren, daß es in der BRD etwas Ähnliches geben muß. Hans Mayers Trennung der deutschen Literatur in eine sozialistische und eine bürgerliche verläuft eben nicht nur entlang der Grenze zwischen der DDR und der BRD, sondern geht noch mitten durch die Literatur Westdeutschlands. Durch den Umgang mit derartigen Büchern, aus der Distanz der DDR und mit einer ähnlichen Biographie wie Bruno Gluchowski — Du hast ja früher, lieber Werner Bräunig, bei der Wismuth gearbeitet und schreibst gerade einen Roman darüber — hast Du sozusagen Bedingungen mitgeliefert bekommen, die, anders als die meinen, meine Ausführungen ergänzen, vielleicht korrigieren müssen. Jedenfalls scheint mir ein Austausch der Urteile zu diesem Thema wichtig zu sein — zur gegenseitigen Klärung in Fragen deutschsprachiger Literatur.

Herzliche Grüße aus München von Deinem

Juli 1965

Friedrich Hitler

Lieber Friedrich Hitler,

ungern zerre ich den Gaul beim Schwanz ins Geschirr, aber Dein Briefschluß spielt mir die Quaste zu: „Umgang mit derartigen Büchern, Distanz der DDR, ähnliche Biografie“. Städter zwar, (Karl-Marx-Städter) schwant mir denn doch: das Tier wird störrisch. Also wollen wir die Distanz still aus dem Genitiv entlassen, das „derartig“ anbei unbenutzt zurück, und nur zur Biografie einige Anmerkungen.

Wenn nämlich jemand exakt um die Hälfte jünger ist als Bruno Gluchowski, dann bin ich das. Daraus folgt erstens: den historischen Raum, um den es hier geht und den Gluchowski beschreibt unterm Blickwinkel persönlicher Erinnerung, den kenne ich allenfalls aus dem Studium, aus Berichten und Geschichten. Zweitens: die eigene Erinnerung und Erfahrung resultiert aus den erheblich anderen gesellschaftlichen Umständen einer anderen Zeit, aus einem deutlicheren Gegenüber in einem bessern Land. Ferner: die unsäglichen zwölf Jahre, die nach der Zeit des „Honigkotten“ heraufziehen, bezeichnen dem Vierunddreißig Geborenen ein anderes, als dem Vierunddreißig Vierunddreißigjährigen. — Dies ein Hinweis auf historische Gegebenheiten; ich möchte nicht in die Nähe jener Leute geraten, die sich das Verdienst zurechnen, nicht dabei gewesen, ergo unbekümmert obenauf zu sein. Ignoranz, der Geschichte gegenüber, oder „Ausbruch“ — es hat noch immer diesen fröhlichen Bratenduft heroischer Unbeschlagenheit, der in Deutschland zu oft den Massakern voraufging ...

Bleibt: wir stammen beide schnurgerade von Arbeitern ab und haben uns als solche umgetan, im Bergbau und anderswo, bevor wir, nebenher zunächst, zu schreiben begannen. Das ist immerhin einiges. Und ist wiederum keine Parallele. Denn wie sich zeigen wird, ist es von einigem Belang, ob jemand — wie etwa der Bäcker Strittmatter, der Elektriker Hermann Kant, oder sagen wir der Autor dieser Zeilen — von seinen Leuten nachdrücklich zur Kultur verdonnert, zum Studium getrieben wird, wobei die nicht einmal vor der Knute öffentlicher Förderung und einer aufdringlich in die nämliche Richtung ziellenden offiziösen Politik zurückschrecken. Oder aber ob er, wie Gluchowski (und andere vor und neben ihm) die „Voraussetzungen literarischer Kultur“ in Jahrzehntelanger autodidaktischer Anstrengung neben einer harten Tagesarbeit her anvisieren muß — und eigentlich erst im Pensionsalter zum Schreiben kommt. Dabei steht obendrein der Ausgangspunkt — jenes erbauliche Niveau wilhelminischer „Volks“-Schulbildung — einem erbaulichen Endpunkt gegenüber: dem Bildungsnotstand eines anderen Landstrichs.

An dieser Stelle den historischen Exkurs zu bemühen, scheint nötig. Eine Prämissen muß kritisiert werden, die Du gleich zu Anfang installierst.

Du sagst, der Prozeß der Literatur sei nicht nur eine Geschichte der Poetik, sondern auch eine Geschichte der sozialen Herkunft der Autoren, und fährst fort: „Die Arbeiterautoren wollen eben nicht mit dem Bücherschreiben warten, bis sie als Klasse über die Voraussetzungen der literarischen Kultur verfügen. Sie werden mit ihrem Thema ebenso ambitioniert und begrenzt anfangen wie die bürgerlichen Autoren des 18. Jahrhunderts.“ Eine erste Korrektur: „sie werden anfangen“ wäre zu ersetzen durch „sie haben angefangen“, vor dreißig, vierzig und mehr Jahren nämlich, und dies in Deutschland. Gluchowski übrigens, anlässlich eines Interviews, nennt unter seinen „Vorbildern“ — neben Zola, Gorki, Di Donato und anderen — die Romane von Willi Bredel und Hans Marchwitza. Die aber könnte man mit einigem Gewinn neben den *Honigkotten* legen, man könnte nach Vergleichbaren suchen, nach Maßstäben. Nebenbei würde sich eine ähnliche Relation herstellen, wie Du sie eingangs zwischen Reschetnikow und

Gorki konstatierst. In einem umgekehrten Zeitverhältnis freilich und die Frage bietet sich an: ist es lediglich eine Sache des Talents, wenn dreißig Jahre nach der „Kumiak-Trilogie“, dreißig Jahre nach den Anfängen Scharrers, Bredels, Grünbergs, ein Buch ähnlicher Provenienz von einem Autor gleicher sozialer Herkunft so auffallend — auch literarisch — hinter den Anfangshöhepunkten bleibt? Oder sollte, neben der sozialen Herkunft und dem Talent, nicht auch die soziale, die politische, die kulturelle, literartheoretische, editorische Gegenwart eine Rolle spielen? Weit entfernt davon, eine ungebrochene und sich etwa geradlinig fortsetzende Tradition zu akklamieren, scheint mir immerhin bemerkenswert, daß Autoren wie Bruno Apitz, Strittmatter, Max Walter Schulz, Kant, Christa Wolf oder Erik Neutsch — die sich beileibe nicht ausschließlich auf die Tradition der proletarisch-revolutionären Literatur festlegen lassen, sie aber einbeziehen und „aufheben“, eine wesentlich höhere, nämlich nationale Bedeutung erreichen, ein Niveau, das sich der „Voraussetzungen literarischer Kultur“ sicher ist, wenn sich auch, wie am Rhein nicht anders, vorerst kein Tolstoi ankündigt. Ihnen allen, Christa Wolf ausgenommen, muß man die gleiche soziale Herkunft nachsagen wie Gluchowski, einem zumindest, Apitz, die gleichen Anfangsschwierigkeiten, das gleiche Lebensalter.

Das „Aufheben“, von dem ich sprach und das mir wichtig erscheint, wird übrigens historisch begünstigt durch eine Erscheinung, die in der Literaturgeschichtsschreibung, wie sie in der Bundesrepublik vorkommt, entweder unter den Tisch manipuliert oder wenigstens ins Bedeutungslose relativiert, suspekt gemacht wird. Zur gleichen Zeit nämlich, da die Arbeiterautoren der zwanziger und dreißiger Jahre ihr Feld abstecken, schauen Autoren bürgerlicher Herkunft zahlreich übern Zaun, erkennen thematische und andere Gemeinsamkeiten, regen an, profitieren, erweitern das Terrain — Brecht, Anna Seghers, Heinrich Mann, Arnold Zweig, Becher, Kisch ... Eine — spätere — Folge auch davon ist, daß jüngere deutsche Schriftsteller in einem Teil des Landes wenigstens erkennen können: es geht nicht so sehr um die soziale Herkunft, auch nicht um bloße „Verbindung“, es geht um Verbundenheit. Und geht nicht um proletarische Literatur, sondern um Aufnahme jeglicher humanen Tradition, um „Aufhebung“ plus Aufnahme neuer Wirklichkeit, jeglicher heutiger Wirklichkeit und vor allem jener (sonst wäre unser Briefwechsel gegenstandslos), die bisher immer am Rande oder außerhalb blieb, die Wirklichkeit der Arbeitenden: sie gehört ins Zentrum. Jemand hat dafür den Begriff Sozialistische Nationalliteratur gesetzt.

Der Tatbestand regt zu Exkursionen an. Gingen beispielsweise die Gründer der Gruppe 47 von einem utopischen „Nacheinander“ aus („Ihr Leitsatz, den sie [dem] überraschenden Massenandrang von neugeborenen Demokraten entgegenstellten, hieß: Erst die Lehrer, dann die zu Belehrenden, erst die Bildung von demokratischen Eliten, dann die Umerziehung der Massen“ — Hans Werner Richter), so orientierten sich die obengenannten Autoren, die älteren wie die jüngeren, von Anfang an auf ein gleichzeitig und miteinander. Spätestens in diesem Jahre 1965 zeigt sich, daß die „Eliten“ weit entfernt davon sind, Einfluß auf die Massen zu gewinnen, „umzuerziehen“, die Intellektuellen werden wie-

der einmal Pinscher geschimpft, die Literatur zieht sich auf sich selbst zurück. 1960 schrieb Martin Walser: „Wir aber sitzen in Europa herum, meistens zurückgelehnt . . . manchmal eine Unterschrift gegen den Atomtod, Komiteearbeit, Idealisten ohne Ideale. Schweitzer und Russel als Säulenheilige ohne Portefeuille. Ehrwürdige Neinsager, die man reden lässt. Der Wirtschaftsminister hat sich durchgesetzt. Die Macht ist in Aktien konzentriert. Wir wärmen uns an Ohnmacht . . . In welche Verlegenheit brächten uns ein Staat, eine Gesellschaft, die uns einläden zur Mitarbeit! Die derzeitige Demokratie bedürfte zwar unserer Mitarbeit, aber da sie uns weder will, noch nicht will, erlaubt sie uns doch zu kaschieren, daß jeder von uns nicht mehr will als sich selbst.“

Ja aber — ein Staat, eine Gesellschaft, die tatsächlich zur Mitarbeit aufforderten? Strittmutter, Kant, Anna Seghers, Christa Wolf — sie fühlten sich zur Mitarbeit aufgefordert und nahmen die Aufforderung an. Eben deshalb die Erziehung der Erzieher synchron mit der Erziehung der Massen — und wer sagt denn, daß die Massen nicht auch die Erzieher erziehen könnten, nicht auch, in diesem Prozeß eben, Erzieher hervorbrachten, wer sagt denn, daß die Literatur über den Wassern schweben, das ihre gelegentlich abschlagen könnte aufs Meer hinab, das regt sich nicht weiter auf? Immer wieder der zweihundertjährige Mittelstandsheld, zurückgenommen in den Bereich gelegentlicher privater Äußerung? Und sonst keine Probleme, es seien denn die des „Machens“, nicht aber die neuer Wirklichkeitsbereiche? Wieder das „draußen vor der Tür“ — oder noch? Wieder unbegriffene Wirklichkeit zur unbegreifbaren proklamiert, stilisiert — und beladen mit dem Alpdruck von Zitaten aus zwei Jahrtausenden? Und wieder die gelassene Ignorierung derer, ein Rückfall hinter die zwanziger Jahre, die in die Tabus jener Stoffe und Themata einbrechen, die angeblich „nicht literaturfähig“ sind, weil sie von den Sozialwissenschaften genauer erarbeitet werden könnten?

In der Tat: das Vorhaben beispielsweise der meisten DDR-Autoren und einer entsprechenden Kulturpolitik erschien dem Kundigen auf den ersten Blick so dilettantisch, einige der Bücher waren so unbedarf, daß die im Dunstkreis der Gruppe 47 etablierte Kritik erschauern mußte bis ins Mark. Keine Umgrenzung des Präsens, keine Groteske als Tragik-Ersatz (doch: eine!), kaum Parabeln und Exempel, stattdessen richtige Arbeiter und statt Pluralismus pure Ideologie, der gottgleiche Erzähler und Parteilichkeit, eine Symbiose von Geist und Macht, wo doch jeder weiß, daß das Jahrhundert allenfalls gedeutet werden kann auf jene andere Symbiose aus tierischem Eiweiß und verschromten Blech, und zu allem noch jenes Parteiprogramm von der Erziehung des Volkes zur gebildeten Nation bei vorausgehender Korrektur der Eigentumsverhältnisse, engagierte Literatur in *diesem* Sinn — wahrlich, das Grausen der Kunstmfreunde konnte nicht ausbleiben. Und siehe: tatsächlich stellten sich Einbrüche des Dilettantismus ein, tatsächlich fand die Literatur bürgerlicher Abkunft nicht so einfach zu den Arbeitern und ihren Problemen, die Arbeiterautoren nicht so einfach zu den „Voraussetzungen der literarischen Kultur“, tatsächlich war die Kluft zwischen Kunst und Volk nicht zuzuschütten mit der Asche alter Dekrete. So fanden sich

die Kritiker bestätigt. Bis dann eines Tages in der „Zeit“ und anderswo zu lesen war, es gäbe da in dieser DDR einige Bücher, die ließen „aufhorchen“. Unbe merkt hatte sich die Vereinigung zweier scheinbar divergierender Prozesse zuge tragen, die Erscheinung wurde bestaunt und — mit Abstrichen — akzeptiert. Die alten Axiome aber wurden nun nicht etwa einer Kritik unterzogen, man ließ sie unverändert bis zum heutigen Tag.

Immerhin gab es affizierte Äußerungen namhafter Kritiker. Walter Jens fand, daß in der Literatur der Bundesrepublik der ewige Frieden eines andauernden Feierabends herrsche. Die Sphäre der Arbeit — nach Marx die „eigentlich menschliche“ Sphäre — käme da gar nicht vor. Wer aber nun glaubt, die notori sche Kritik würde sich daraufhin wenigstens gelegentlich mit den Büchern und Gedichten etwa der Gruppe 61 anlegen, der irrt. Selbst einem Manne vom Rang Christian Geisslers gelingt es weitgehend, sich dem starren Auge der höher dotierten Kritiker zu entziehen.

Es lohnt sich, dies ins Blickfeld zu rücken, wenn man sich dem Gluchowskischen *Honigkotten* nähern will. Einmal — weil in der Tat die Grenze zwischen den beiden deutschen Literaturen nicht entlang der Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten verläuft; eine Einsicht, die wir freilich weniger Hans Mayer verdanken als vielmehr dem alten Karl Marx, der da von zwei Kulturen spricht: eine im Sinne der Herrschenden, eine im Sinne der Beherrschten, und die herrschende Kultur ist immer die Kultur der herrschenden Klasse. (Die Sache wird in einem geteilten Land nicht einfacher, einem Land, in dem sich zwei Staaten entwickelt haben mit sehr unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen und Machtverhältnissen.) Zum anderen, weil die Literatur der Gruppe 61 zwar „eine thematische Lücke in der westdeutschen Literatur füllen“ hilft — es ist aber eben schon ungenau, von „westdeutscher“ Literatur zu reden, als ob sie etwas „Fürsich-Seiendes“ wäre, mit einem Vakuum hinten und Steppe ringsumher — weil sie aber in der *deutschen* Literatur tatsächlich *kein* Novum darstellt und die jüngst entdeckte Lücke mittlerweile von anderen Leuten heimlich schon einigermaßen bearbeitet wurde. Dies einige Gründe dafür, daß man den *Honigkotten* genau so wenig wie die Romane Max von der Grüns oder die Literatur der Gruppe 61 überhaupt als bundesdeutsches Phänomen behandeln kann, „nur ästhetisch“ oder unterm Vorrang der sozialen Herkunft oder innerhalb der außerordentlich fragwürdigen Kategorien E- und U-Literatur oder sonstwie — sondern eingeordnet in die Gesamtentwicklung deutscher Literatur.

Die findet ungeachtet anderslautender Meinungen noch immer statt. Daß sie nicht *einheitlich* stattfindet, ist ein ander Ding, auch dies freilich kein Novum, kein Grund vor allem für willkürliche Kategorisierung — hier wie dort. Und es ist pure Zeitvergeudung, etwa auf künftige Mediationen der Adepten zu hoffen: wenn die Literatur sich nicht nach deren Orakel richtet, versammeln die sich noch allemal im Abseits und murmeln ihr: trivial, trivial . . .

Also: der Honigkotten. Geschichte eines Mannes namens Hannes Döring, Kum pel, später Hüttenarbeiter, Streikposten, entlassen, verurteilt, exmittiert, auf die schwarze Liste gesetzt, verwundet und verschüttet im ersten Weltkrieg, Zeit-

genosse der steckengebliebenen Novemberrevolution, der Ruhr-Besetzung, des Kapp-Putschs, der Inflation, des Ruhrkampfs, der Aussperrung und Hungersnöte, stärker davon betroffen als andere, seiner Klassenlage wegen und — wegen des Honigkottes, Traumhaus, für das er schuftet, spart, sein Geld verliert in der Inflation . . . Geschichte eines Mannes also, der dies alles erlebt und desillusioniert wird? Das nun nicht. Nun wissen wir, daß es nicht gar so auf Erkenntnis und Reflektionsvermögen des Helden ankommt; schauen wir, was die Fabel hergibt, der epische Vorgang, zumal der Held in zwei weiteren Bänden weitergeführt werden soll, zumal er angelegt ist als eine Art Nachfahrt der Heldenbürgerlicher Entwicklungsromane, nicht eingespant in eine zentrale Konfliktsituation, sondern konfrontiert mit den Zeiteignissen und: dem Schicksal seiner Klasse.

Hier fällt mir ein: Marchwitz, im ersten Band der Kumiak-Trilogie, läßt seinen Peter Kumiak gleich im ersten Kapitel im Ruhrgebiet ankommen, ein schlesischer Landarbeiter, der mit seiner Familie ins Pütt auswandert; es begibt sich, daß gegen Ende der Fahrt ein Schwarm Kumpel das Eisenbahnabteil besteigt, sie geraten in Streit, einer davon, abgezehrt, gebeutigt, ein Häufchen Elend, fällt besonders auf, die anderen nennen ihn — Kumiak. Der Kumiak steigt wieder aus an der nächsten Station, Peter Kumiak erkundigt sich bei den anderen Kumpels, wer denn dieser fremde Kumiak sei, seine Frau sitzt verschüchtert in der Ecke — sie hat den fremden mit ihrem Kumiak verglichen, aber von Ähnlichkeit keine Spur: hier das gesunde, kraftstrotzende Leben, dort ein Mensch, der den Eindruck macht, als wolle er im nächsten Augenblick seinen letzten Atemzug tun — Peter Kumiak muß erfahren, daß die Anderen sich schon nicht mehr recht an diesen Kumiak erinnern können: „Welcher Kumiak? Hier gibt es viele Kumiaks . . .“ — Marchwitz, fragt, was er bei dieser Szene im Auge gehabt habe, meinte: Seine Tausendgestalt als Arbeiter, sein Klassenschicksal . . .

Nun, was Hannes Döring vorhat, ist der Versuch eines wenigstens teilweisen subjektiven Ausbruchs aus der objektiven Lage seiner Klasse. Der gelingt dank eines Glückfalls, den die Wirklichkeit etwa im Verhältnis eins zu einer Million produziert. Arbeiter ist Döring noch immer, aber ein Teil des Elends und der Abhängigkeit scheint „aufgehoben“ — er besitzt ein eigenes Haus, ein Stück Land. Das ändert nichts an der größeren Abhängigkeit vom Unternehmer, oder, wie die bundesdeutsche Sprachregelung vorschreibt: vom Arbeitgeber — nach wie vor verkauft Döring seine Ware Arbeitskraft, er „nimmt“ vom „Arbeitgeber“ Lohn und „gibt“ seine Arbeit dafür. Nun weiß man von tausenden Arbeitern, Besitzern eines kleinen Häuschens und einiger Morgen Wind hintern Haus; man weiß, das Problem der Verschleierung besteht unter anderem darin, daß die Arbeiter nicht mehr nur, wie es bei Marx heißt, ihre Ketten zu verlieren haben, sondern mitunter eine gute Stube dazu oder gar ein Häuschen und siehe da — einen Volkswagen, einen Kühlschrank, eine Waschmaschine, einen Fernsehapparat. Gewiß: Gluchowski hätte seinen Döring auf etwas weniger fatale Weise zum Besitzer eines Häuschens avancieren lassen können, das sei dahingestellt — im Effekt aber ist die Geschichte so ausgefallen nicht, wie das

Happy-End zunächst glauben macht. Marchwitzas Peter Kumiak war angetreten im „Vorfeld des Klassenbewußtseins“ durchaus unterhalb der Ausgangsposition Dörings — dem gab der Autor wenigstens einen sozialdemokratischen Vater Bebelscher Teilstambivalenz an die Wiege — er erfährt, daß der subjektive Ausbruch, falls er einem gelingt unter Tausend, nichts ändert an der Lage aller, es bedarf einer anderen Konsequenz und er zieht sie. Es wäre denkbar, daß Gluchowski seinen Döring jenen anderen Weg gehen lassen will, den der Mehrheit, die sich immer wieder einlullen ließ von kleinen Teilzugeständnissen auf dem Weg zu den großen Zahltagen: erster Weltkrieg, zweiter Weltkrieg — die Machtkonzentration und die vom Parlament installierte Gesetzgebung zur Aufhebung des Grundgesetzes mitsamt dem Parlament, die beiden vorausging, haben wir ja gottlob zwischen München und Kiel auch heute wieder. Es wäre denkbar, denn dieser Hannes Döring ist einigermaßen prädestiniert dafür, er, der „von Politik nichts wissen“ will, „nur arbeiten wollte er, seine Familie anständig ernähren können und mit allem anderen Kram in Ruhe gelassen werden“. Das ist aktuell. Die Entschleierung der Phrasen von der Sozialpartnerschaft und der Auflösung der Klassen in Wohlgefallen von hier aus scheint möglich. Was immer Gluchowski vorhat mit seinem Helden, wir wissen es nicht. Wir müssen uns halten an die Strecke, die bislang zurückgelegt ist.¹⁾

Marchwitz, um ihn ein letztes Mal zu bemühen, sagte von sich, er erzähle aus einer „Überfülle an Erlebtem“. Aus der „Fülle der Erfahrungen“ erzählt Gluchowski. Oder ist es vielleicht doch präziser, statt „Erfahrung“ „Erinnerung“ zu setzen? Marchwitz nämlich filtert seine Überfülle an Erlebtem in der Historie, er befragt immer wieder die Geschichte, er mißtraut der Erinnerung und dem bloßen Erlebnis, er analysiert, er objektiviert. Gluchowski . . .?

Er „erzählt nicht vom Standpunkt der Organisation des Klassenkampfes: er ist ein wortreicher Zeuge des Milieus, das von christlichen, sozialdemokratischen und kommunistischen Ideen zum Bewußtsein seiner selbst kommt“. Zum Bewußtsein seiner selbst? Derlei sah man mitunter bei Fallada, bei Scharrer, allerdings war es auch da nicht „das Milieu“, sondern bestenfalls eine Gruppe, meist aber ein Einzelner, der umgekehrt zum Bewußtsein des Milieus, sprich, zur Bewußtheit der Lage seiner Klasse kam. Von welchem Standpunkt aus erzählt Gluchowski? Wenn nicht von dem der Organisation des Klassenkampfs, so doch vielleicht von dem seiner Klasse? Und wie hält ers mit Distanz und Erzähllaltung?

Scheinbar begibt er sich in die Fußstapfen des allwissenden Erzählers (welcher Orientierung auch immer), der bei Büchner spätestens aus dem Olymp deportiert

¹⁾ fh. Bruno Gluchowski erzählte mir nach Redaktionsschluß, daß Hannes Döring seinen „Honigkotten“ später verlieren wird: „Der Schluß des ersten Bandes wäre doch unsinnig.“ Doch der Paulus-Verlag scheint sich nicht nur nachlässige Lekturearbeit zu leisten, sondern auch den Leser irrezuführen und seinem Autor schaden zu wollen: es ist einfach unlauter, den ersten Teil einer Romantrilogie lediglich als „Roman“ zu deklarieren.

wurde in irdischere Bereiche. Scheinbar. In Wahrheit aber begibt er sich auf die Ebene seines Helden. Distanz kommt nicht zustande.

Erstens keine epische. Was das ist, hat Rainer Kirsch einmal zu erklären versucht am Beispiel einer Exposition von Hemingway und Dieter Noll — ein Versuch, der etwas an Beweiskraft verliert durch die Gegenüberstellung eines im Buch anwesenden Erzählers mit einem imaginierten, dennoch aber erhellen könnte, was gemeint ist. Noll beginnt: „Der Wecker rasselte. Werner Holt schreckte aus dem Schlaf, sprang aus dem Bett...“ und erlebt dann auf fünfhundert Seiten jene Abenteuer, die dem Buch den Titel gaben. Die bewußtlose Identifikation hat hier bereits stattgefunden, es ist keine epische Distanz installiert zwischen Erzähler und Figur, der Autor kann frei schalten und jeder hat den Eindruck: er weiß alles über diesen Holt, er steckt in ihm, steht über ihm, über allem, Holt ist sein Geschöpf. Hemingway eröffnet: „Robert Cohn war in Princeton Mittelgewichtsmeister im Boxen gewesen. Glauben Sie nicht etwa, daß mir so ein Boxtitel imponierte, aber für Cohn bedeutete er viel.“ Undenkbar, daß jetzt ein Wecker klingeln, Cohn aus dem Bett springen könnte. Der erste Satz relativiert bereits, der Erzähler weiß mehr über Cohn als der Leser, aber er ist nicht allwissend, es ist schon klar, daß Cohn eine Geschichte hat und der Erzähler Zugang zu ihr nur von außen; Raum ist geschaffen, Distanz. Aber auch Distanz zwischen Autor und Erzähler — Erzähler und Leser. „Glauben Sie nicht, daß...“. Der Leser wird nicht mehr unbewußt sich mit Cohn oder dem Erzähler identifizieren, auch nicht den Autor mit dem Erzähler, vorgetragene Meinungen übertragen sich nicht mehr „unbemerkt“.

Zweitens keine Distanz zum Geschehen. Keine historische Distanz. Ansichten und Lebenshaltung des Döring werden gültig, werden zur Maxime — weniger durch das Happy-End, sondern vor allem, weil der Autor, wo er andeutungsweise objektiviert, ganz aus der begrenzten Einsicht und dem Charakter seines Helden objektiviert: eine Pseudo-Objektivierung.

Der Versuch der Objektivierung wird ausgedehnt auf Nebenfiguren. Es deckt sich aber auch hier wieder beispielsweise die Ansprache des Ratajczak mit dem Fazit des Romans, Ratajczak bekommt recht durch den Gang der Handlung, seine Meinung, angesiedelt wiederum auf der Ebene des Helden, erscheint als Meinung des Autors. Während der Ruhrbesetzung bricht auf der Sophien-Hütte ein Streik aus, „... auf dem Höhepunkt der Inflation und der Massenverelendung, in den Monaten, als Arbeiter keine Kraft mehr zum Demonstrieren aufbringen, das stille Sterben umgeht und weder Hund noch Katze vor dem Geschlachtetwerden sicher sind...“ Was empfiehlt der Betriebsrat Ratajczak den Arbeitern in dieser Situation? Er tritt ihnen „scharf entgegen. „Euch geht's wohl noch nicht dreckig genug?“ rief er ihnen zu. „Ist euch denn noch nicht klar geworden, daß dieser Bergarbeiterstreik die deutsche Wirtschaft an den Rand des Abgrunds bringt?... Eine Kuh, die man totgeschlagen hat, gibt keine Milch mehr. Das dürfte ja wohl auch dem Dümmsten einleuchten. Vier Wochen nach der letzten Lohnerhöhung schreit ihr schon wieder nach einer neuen und wollt sie durch einen Streik erzwingen...“

Besser als die Kuh totzuschlagen wäre, sie dem Besitzer wegzunehmen, der die Milchpreise ins Unermeßliche treibt, die Kuh selber zu melken — freilich auch zu füttern, kurz, selber zu wirtschaften. Darauf kommt allerdings keiner. Stattdessen verkündet Ratajczak: „Jede neue Lohnerhöhung bringt die Maschinen der Reichsdruckerei von neuem in Bewegung... Berge von Papiergegeld ohne Deckung. Die kommen zu den Bergen von Papiergegeld hinzu, das schon im Umlauf ist, und drücken seinen Wert noch weiter herunter. Auf der anderen Seite treiben sie die Preise hoch...“ Wenn man das so hört, könnte man fast meinen, Schuld an der Inflation sind die Arbeiter selbst mit ihren querulanten Forderungen. Was also tun?

„Nicht weniger arbeiten, sondern mehr. Unsere Wirtschaft muß erst wieder gesunden, mit unserer Hilfe. Wir müssen mehr produzieren, viel mehr als jetzt. Und wir müssen nicht nur mehr, wir müssen auch billiger produzieren. Damit unsere Industrieprodukte auf den Märkten des Auslands mit den anderen Staaten konkurrieren können und wir ausländisches Geld dafür bekommen. Dann werden die Gelddruckmaschinen langsam zum Stillstand kommen, die Preise auf einen vernünftigen Stand heruntergehen und geordnete Verhältnisse wiederkehren. Nur Arbeit schafft neue, beständige Werte, schafft neues und beseres Leben.“

Die Kollegen stimmen zu, auch Hannes Döring atmet auf — und in der Tat: was Ratajczak hier verkündet, ist genau das richtige Programm. Wenn man vorher die Eigentumsverhältnisse verändert, versteht sich. Wenn man die Kontrolle über und den Nutzen an den „neuen Werten“ anders verteilt. Sonst freilich geschieht es, daß die Arbeiter, am Ende der Inflation verelendet, ausgehungert, besitzloser denn je, einer Industrie gegenüberstehen, die immer noch mächtig, konzentrierter in der Machtverteilung als vorher, auf Profit bedacht wie immer ist; daß sie, die Arbeiter, durch ihre Arbeit die Industriegewaltigen, die schon an der Inflation profitierten, noch mächtiger machen, ihnen mehr Einfluß erarbeiten als die jemals hatten, daß die Finanz- und Wirtschaftsbosse daraufhin — zunächst zur Niederhaltung der eigenen Arbeiter, dann auch zu anderen humanitären Zwecken — den Herrn Hitler engagieren, und so weiter, und so fort. Oder ist jemand der Meinung, daß die Geschichte sich anders zugetragen hat?

Diesem Trend entgegen kommt jene „Atmosphäre der Freundlichkeit“ von der schon die Rede war. „Idylle im Sinne Hegels?“ „Ungebrochene Welt“? Freilich, in der knappen Beschreibung des Vororts Klein-Krotoschin, sprachlich eine der stärksten Partien, klingt etwas davon an, auch das Hegelsche Bauchkollern vor der großen Revolution ist hier ahnbar, hier ist Gluchowskis Stolz auf seine Klasse, Selbstbewußtheit, eine zupackende Diktion. Ja aber — in jener langen langen Schilderung der Hochzeitsfeier und ihrer kulinarischen Sprache, die das Armeleutemilieu mit sonnigen Attributen bedenkt? Ja aber in jener Liebesszene am Morgen, die sich in der Diktion der Realienbücher präsentiert? Ein fataler Widerspruch zwischen Sprache und Geschehen, der die Prognose erhärtet: es ist die Ebene des Hannes Döring, auf der der Autor sich bewegt. Nebenbei: die

Strukturanalyse des *Honigkotten* ergäbe gut und gern ein Drittel Zierrat, überflüssige oder nicht ausgelotete, nicht verdichtete Szenen — dies möchte man nicht nur den dem Autor, man möchte es mehr noch dem Lektor des Paulus Verlags ankreiden. Den Text auf die unsentimentale Kongruenz der Klein-Krotoschin-Szene zu verdichten — es wäre eine Tat gewesen. So kann man nur sagen: Also ein Hemingway-Epigone ist der Gluchowski nicht ...

Das war eigentlich Kolbenhoff und dies waren die wesentlichen Einwände. Zum Ende hin sei mit Anna Seghers gesagt: Beim Schaffen eines Kunstwerks, wie bei jeder menschlichen Aktion, ist das Maßgebende die Richtung auf die Realität. Richtung auf die Realität aber nimmt Gluchowski durchaus, wie es schon ein Verdienst ist, die Erinnerung an eine Zeit wachzuhalten, die mancher in seinem Landstrich, ihrer historischen Lehren und Vergleichsmöglichkeiten wegen, gern vergessen machen möchte. Nur ist damit keine Ankunft garantiert, schon gar nicht im Realismus. Zu sehr hängt in der Kunst das Was vom Wie ab, zu sehr ist die Richtung dessen, was dargestellt werden soll, abhängig von der Darstellungsweise.

Honigkotten ist ein Nachfahr. Er ist Nachfahr der Arbeiterromane der dreißiger Jahre, bleibt gestalterisch unterhalb ihrer Höhepunkte, das nebenher vermittelte Geschichtsbild bleibt der begrenzten persönlichen Erinnerung verhaftet und erscheint teilweise — in Tönung und Kontur — ohne Entsprechung. Die Geschichte des Hannes Döring, wie sie vorliegt in diesem ersten Band, verlaufend in einer bewegten Zeit, wird relativiert von Erzähltechniken und soziologischen Leitbildern, die nicht die Höhe der Erfahrung eben jener Zeit erreichen. Dabei bezeichnet der Roman gleichzeitig (wie auch die Romane Max von der Grüns) für jenen Teil der deutschen Literatur, der sich in der Bundesrepublik zuträgt, die Wiederentdeckung eines gesperrten Themas, eines ignorierten Wirklichkeitsbereichs — den Einbruch in ein Tabu. Das kann nicht laut genug gesagt werden.

Es muß aber klar sein — und es geht hier um Rede und Gegenrede, die Fortsetzungen provozieren wollen — daß im Schlagabtausch der Kritiker, ich will mich milde ausdrücken, auch, auch die Produzenten etwas zu sagen haben sollten.

Leipzig, im Juli 1965

Herzliche Grüße von Deinem
Werner Bräunig

I

Nichts, was mit Literatur zusammenhängt, läßt sich heute erklären, ohne daß man den wachsenden idustriellen Charakter des Buchwesens berücksichtigt. Enzensberger führte das Wort „Kulturindustrie“ ein; es ist unerlässlich, andere ökonomische Begriffe wie „Marktlage“, „Konsument“ auf die Kultur zu beziehen. Der Verleger ist zum Kaufmann, der mit bedrucktem Papier handelt, geworden. Dem Kleinverlag ist die Aufgabe zugewiesen, die einem Handwerksbetrieb nach der Einführung maschineller Fertigungsanlagen zukommt: er darf reparieren und Souvenirs herstellen. Technische Entwicklungen, bessere Druck- und Buchbindemaschinen haben eine explosive Marktexpansion ermöglicht. Da braucht es Stoff und fehlt an Autoren. Die Literaten haben Hochkonjunktur, es gibt ihrer gar nicht genug, den Markt zu sättigen. Noch farbbandfeucht werden ihnen die Arbeiten aus der Maschine gezogen. Und kaum hat ein Literat in einer Nachwuchszeitschrift debütiert, so ergehen an ihn stipendierte Angebote, einen Roman zu schreiben. Die Kulturindustrie ist vor das Dilemma gestellt, das auch die technische kennt: sie hat es versäumt, den Nachwuchs auszubilden, der ihr Fortbestand und Expansion ermöglicht.

So kam es letztes Jahr zu einem Experiment: einer Schule für Nachwuchsliteraten. Walter Höllerer begründete mit Hilfe der Ford Foundation das „Literarische Colloquium Berlin“. Es vergab sechzehn — Literaten benannten — jungen Leuten Stipendien und hielt mit ihnen Unterrichtsstunden ab. Kürzlich ist ein Band erschienen, der diesen Versuch dokumentiert: „Prosaschreiben. Eine Dokumentation des Literarischen Colloquium Berlin. Herausgegeben von Walter Hasenclever“. Möglichkeiten und Grenzen des Unternehmens sollen noch erörtert werden, das Buch jedenfalls erfüllt seine Absicht voll. Es referiert auf weniger als dreihundert Seiten Methodik, Duktus und Themen des Unternehmens. Es setzt sich aus einem „diskret redigierten“ — so der Herausgeber Walter Hasenclever — Protokoll und aus Arbeitsproben zusammen.

II

Kaum hat ein unerfahrener Autor einen Text fertiggestellt, so verschließt er sich ihm. Er ist außerstande zu beurteilen, was er eben teils rational, teils emotional fertigte. Seine Unsicherheit mag eine der Ursachen des Manierismus sein, der sich in fast jeder Nachwuchs-Zeitschrift findet. Sie ist im Übrigen zugleich eine

soziale Unsicherheit, eine des Selbstgefühls. Wie soll ein Autor, da doch Schreiben eine Alltäglichkeit ist, sein Geschriebenes davon abheben, also seine besondere Fähigkeit anbieten und verkaufen? „Stil“, also eine dem Alltäglichen unterschiedliche Schreibweise, erhält die Aufgabe des Markenzeichens. Walter Höllerer schreibt über die Schwierigkeiten des Anfängers: „An wen soll er sich wenden, wenn er in Münster oder in Essen, in Mannheim oder in Niederbayern an seinen Texten sitzt? An den Feuilletonredakteur der Lokalzeitung? An seinen ehemaligen Deutschlehrer? An den Germanistikprofessor der nächsten Universität? An seine literarisch interessierten Freunde oder Verwandte? Es ist zweifelhaft, ob er dort die für ihn weiterführende Auskunft erhält. An einen Schriftsteller, den er verehrt? Der wird wahrscheinlich von Manuskriptsendungen bombardiert und muß, will er sich die Hände freihalten für eigene Arbeit, äußerst sparsam sein mit ausführlichen Antworten. Ähnlich steht es mit den Redaktionen der wenigen Literaturzeitungen. Sie sind keine Beratungszentralen, dazu ist ihr Mitarbeiterstab und ihr Etat viel zu gering, sie werden mehr oder minder lakonisch ablehnen, oder, in wenigen Fällen, ohne lange Begründung annehmen. Die Verlagslektorate? Sie beraten in der Regel erst, wenn sie einen Autor als zugehörig zum Verlag ansehen.“

Der Verlauf der Unterrichtsstunden bestätigte diese Darstellung. Hans Werner Richter begann den Kursus mit einer einfachen Schreibübung, er stellte das Thema „Jemand entfernt sich in starker Beleuchtung“ als Hauptaufgabe und legte die Ergebnisse seinen Schülern zur Besprechung vor. Deren Beteiligung war zunächst zögernd und wenig differenziert:

„Ich halte die Geschichte für die gelungenste, die in diesem Zusammenhang gebracht worden ist.“

Doch schon im Laufe der nächsten Stunden wuchs die kritische Fähigkeit und mit ihr die Lust, sie zu betätigen. Es scheint, als hätten die Schüler zum erstenmal die erregende Erfahrung kritischer Möglichkeiten gemacht. Die Diskussion lief bald von selbst, die Lehrer mußten sie sogar begrenzen und abbrechen. Mit ihrer Hilfe gelang es zu vermitteln, was ein alltägliches Schriftstück von Literatur unterscheidet. Es kamen vielerlei Techniken zur Sprache, Konzeptionen, Stillagen und deren Konsequenzen wurden diskutiert. Ein kurzer Dialog:

Piwitt: Dieser schnelle, etwas mißmutige Stil trifft sehr gut das pubertäre Unbehagen desjenigen, der sich nicht mehr wohlfühlt, der nun aus seiner Familie herauswill, der aber schweigt. Das Milieu wird mit den Redensarten seiner Umwelt eingefangen. Und da habe ich auch so das Gefühl, daß der Eindruck von Dichtung mehr auf seinen eigenen Stilvorstellungen beruht.

Simeret: Vielleicht liegt das auch daran, daß der Erzähler seine Position nicht immer konsequent einhält — beispielsweise an der Stelle mit dem „provozieren“ — oder wenn er die Gespräche des Vaters mit der Mutter wiedergibt.

Born: Die zitierten Gespräche finden ja gar nicht wirklich statt. Der Er-

zähler stellt sie sich nur vor, oder er berichtet sie so, wie er gern hätte, daß sie verliefen.

Simeret: Das ist schade. Denn gerade einen Satz hätte ich im Gespräch sehr gut gefunden, wo die Mutter zum Vater sagt: „Die Bilder sollen nichts darstellen, sie sollen etwas sein.“

Rühmkorf: Das war ein etwas heikler Satz. Hübsch ist es natürlich, auch in der Replik: „So? Etwas sein? Na, was ist denn das?“ Sehr hübsch — trotzdem hatte ich den Eindruck, daß es nicht in diese Sprache paßt.

Born: Das ist eine Theorie der Kunst aus zweiter Hand.

Fichte: Dafür ist es viel zu genau formuliert. Man hat das Gefühl, der Vater habe die ganze Entwicklung der modernen Malerei studiert. So genau spricht ein Arbeiter nie.

Born: Das hat der Junge in irgendeinem Zusammenhang der Mutter mal erzählt, und die Mutter, die haut das dann rein.

Fichte: Aber sie hat es doch nicht verstanden!

Born: Soll sie ja auch nicht!

Fichte: Es wird aber ganz präzise referiert. Präziser kann man das gar nicht mehr ausdrücken. Da müßte ein Klischee stehen.

Die Diskussion geht über die Variation eines Keller-Themas; Peter Rühmkorf stellte diese reizvolle Aufgabe. Die Variation hätte eine vom Kellerschen Standpunkt unterschiedliche Auffassung der Gesellschaft ausdrücken müssen: keiner der Teilnehmer aber besaß auch nur eine detaillierte Kenntnis der Gesellschaft und damit wird fraglich, ob das Colloquium richtig besetzt war. Denn warum sollte man die schreiben lehren, die nichts zu schreiben wissen.

III

Gegen eine Schule, die das Schreiben lehrt, ist wenig zu sagen. Der Ablehnung, auf die das Colloquium in der Kritik stieß, lag meistens eine überholte, mystifizierende Kunstauffassung zugrunde. Warum sollten sich Kenntnisse, die sich Literaten bisher selbst erarbeiten mußten, nicht vermitteln lassen? Und warum ließe sich die Vermittlung nicht institutionalisieren? Das Berliner Colloquium ist keinesfalls der erste Versuch einer solchen Institution. Das revolutionäre Rußland führte sie ebenso ein wie beinahe jede amerikanische Universität. In Leipzig feierte jüngst das Johannes-R.-Becher-Institut sein zehnjähriges Bestehen. Von seinen Bänken kommt das Lyriker-Ehepaar Sarah und Rainer Kirsch und Volker Braun. Keinesfalls also stieß das Colloquium auf Neuland, seine Fehler waren alle schon gemacht und sind nicht als die des Pioniers entschuldbar. So hätten die Väter des Colloquiums z. B. für nur drei Mark ein wichtiges Werk zum Thema Schreibschulen erstehen können. Es ist Wladimir Majakowskis „Wie macht man Verse?“. Darin warnt er vor den Gefahren des Akademismus, der überall dort auftrete, wo schreiben gelehrt werde. Nicht ein Katalog von Inven-

tionen sei zu vermitteln, sondern deren Kriterien seien zu diskutieren. Ein Dichter, so Majakowski, habe literarische Prinzipien nicht zu übernehmen, sondern zu entwickeln. Deshalb auch müßten sich die bisherigen Anleitungen zur Versherstellung ‚Wie man geschrieben hat‘ und nicht ‚Wie schreibt man Verse‘ nennen.

Höllerers Colloquium vermied den alten Fehler nicht. Seine Lehrer vermittelten ihre Invention als unumgänglich. Das erweist sich unschwer an der Frage nach dem epischen Roman.

Doehlemann: Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um Sie danach zu fragen, was (...) Sie unter einem Einfall (verstehen), der „episch trägt“.

Grass: (...) Nehmen wir einmal den Roman *Moby Dick*. Er behandelt an sich nur ein Einzelschicksal, aber das Ganze wird nicht nur gekoppelt, sondern auch wirklich durchdrungen von einem epischen Stoff, nämlich dem Walfang. Innerhalb des epischen Stoffes ist es nun wieder ein einzelner Wal, der weiße Wal, der zum Phantom wird, dann aber auf einmal wirklich da ist — darin sehe ich die Klammer, die den Roman zusammenhält, eben den epischen Stoff.

Diese Darstellung läßt außer Acht, daß der epische Roman einer großen Anzahl von Literaten und Literaturwissenschaftlern als überholt, oder zumindest problematisch, erscheint. Grass hätte seine Ansicht ‚wie ich schreibe‘ betiteln müssen, nicht aber ‚wie man Romane schreibt‘.

In dieser Weise setzte das Colloquium keinen seiner Schüler in die Lage, die Grenzen, die sich die Bundesrepublikanische Literatur gesetzt hat, zu sprengen. Die Kulturindustrie kann also mit dem Ergebnis zufrieden sein. Mehrere der Teilnehmer haben in der Zwischenzeit bereits publiziert, ein Teil steht bei Verlagen in Vertrag. Die Produktion kann in bewährter Weise fortgesetzt werden.

Alle Utopie hat eine Nähe zur Religion. Sie ist, wie man es nehmen mag, säkularisierte Eschatologie oder eschatologische Weltlichkeit. In einer Typologie der Weltanschauungen würde das Werk Blochs, der sich selbst als deziidierten Marxisten bekennt, nicht fern vom Strukturtypus des religiösen Chiliasmus angesiedelt werden; und seine engsten Verwandten wären gewiß nicht Marx, Engels und Lenin, sondern eher Joachim von Floris und Thomas Münzer; es liegt etwas Schwärmerisches in seiner Philosophie, das auch da unterschwellig präsent bleibt, wo sie — wie in der Untersuchung der Kategorie Möglichkeit oder in der Ontologie des Noch-Nicht-Seins — in strenger Begrifflichkeit arbeitet. Nun sind solche strukturellen Typologien sicher nicht definitiv für den Gehalt eines Systems. Nimmt man aber die Einheit von Form und Inhalt des Denkens ernst, so müssen sie doch etwas aussagen über die Aspekte, unter denen sich die Wirklichkeit hier darstellt. Bloch selbst hat, ontologisch relevant, zwischen dem realen Ansichsein und dem kategorialen Gegenstandsein unterschieden, und letzteres ist eben durch die strukturelle Perspektive bestimmt, unter der das Ansichsein erscheint. Das hat nichts mit dem Relativismus einer ‚Psychologie der Weltanschauungen‘ oder einer Diltheyschen, gar Rothackerschen Typenlehre der Geisteswissenschaften zu tun, sondern mehr mit dem, was Leibniz als die Perspektivität der Erkenntnis beschrieb und durch das Gleichen vom Wanderer, der das Weichbild einer Stadt umschreitet, erläuterte; auch Lenins Abstufung von absoluter und relativer Wahrheit gehört in diesem Zusammenhang. Die Zuordnung eines Denkers zu einem bestimmten Denktypus besagt also noch nichts über den Wahrheitsrang seines Denkens, eher schon etwas über die Grenzen, die seinen Einsichten gesteckt sind.

Zweifellos gibt es im Marxismus einen Einschlag von Eschatologie. Die Idee eines Reichs der Freiheit, in dem die Entfremdung des Menschen aufgehoben ist und in dem erst die wahre Humangeschichte beginnen wird, trägt chiliasmatische Züge. Nicht zufällig wird bei doktrinären Eiferern eine Einstellung spürbar, die dem Fanatismus ähnelt, mit dem die Streiter gegen den Antichrist zu Felde gezogen sind: auch die Entartungserscheinungen eines enthusiastischen Weges zum Paradies sind analog. Und die abwehrende Geste, mit der Bloch den Zeloten des Marxismus entgegentritt, ist die gleiche, mit der die Spiritualen sich von der Inquisition abwandten. Solche Parallelen dürfen nicht zu weit geführt werden. Die Analogie, die man zwängt, wird zur Fallgrube des Denkens. Indessen gibt sie einen gewissen Aufschluß über Bloch, insofern sie beleuchtet, warum der junge Denker der Utopie sich dem Marxismus erschloß. Er fand in der Verheißung einer Gesellschaft, die den Menschen erst zum Menschen machen wird, genau den

Inhalt einer Heilsverkündigung weltlicher Art, der einem inspirierten Impetus genügen konnte, dessen ganze Kraft darauf gerichtet ist, die Träume vom Jenseits im Diesseits wirklich werden zu sehen.

Mitbestimmend für diese Zuwendung zum Marxismus dürfte gewesen sein, daß der Denker des antizipierenden Bewußtseins hier eine exakt ausgearbeitete Methode vorfand, wie Weltveränderung in Gang zu setzen sei. Utopie blieb nun nicht länger mehr bloße Träumerei (auch wenn der Traum nie ganz aus ihr eliminiert werden kann), sondern wurde zur Wissenschaft. Die Wissenschaft aber hatte ihren rein deskriptiven, im Nachhinein Tatsachen konstatierten Charakter verloren und war zur *docta spes*, zur Erkenntnis der Möglichkeiten und ihrer Verwirklichung geworden. Der Marxismus erfüllt ein philosophisches Postulat, das von Leibniz ausgesprochen worden war und das die schwerste Aufgabe des Denkens bleibt: Erkenntnis der Welt nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus den Möglichkeiten. Im historischen Materialismus fand Bloch die Analyse der Front, an der die Wirklichkeit in Möglichkeit übergeht. Hier fand er die Methode, die wie ein Zauberstab die Materialisation der utopischen Phantasien bewirken konnte. In der Dialektik geschult durch Platon, Kant und Hegel, nahm er den dialektischen Materialismus als die fortgeschrittenste Stufe einer philosophischen Entwicklung auf, von deren Inhalten er aufs reichste erfüllt war. Der Marxismus trat ihm entgegen als die zur gesichtlichen Realität gewordene Philosophie. Für ein auf die innerweltliche Zukunft gerichtetes Denken gab es keine andere Heimat.

Ein theologisches Verständnis der Eschatologie kam nicht in Frage. Zu nahe war noch Nietzsches Denunziation der ‚Hinterwelt‘ des Christentums, zu nahe noch die historische Religionskritik eines David Friedrich Strauß, die anthropologische eines Ludwig Feuerbach. Zu nahe rückte auch die welthistorische Wende der Oktoberrevolution heran und trat, noch vor dem Erscheinen von Blochs Erstlingswerk ‚Der Geist der Utopie‘, mit einem Donnerschlag ins Bewußtsein der Zeitgenossen. Genau das waren die Einflüsse, unter denen sich Blochs Philosophie in jenen Jahren ausbilden mußte: die letzten Auswirkungen aufgeklärter Bürgerlichkeit vor 1914; die ersten Wirkungen der Erschütterung des Denkens, die von Nietzsche ausging; die Unruhe des expressionistischen Jahrzehnts; der Weltkrieg und die revolutionären Umwälzungen in seinem Gefolge. Absage an jede bloß spirituelle Jenseitsideologie, konkrete Zukunftserwartungen hic et nunc, das Bewußtsein, an einem welthistorischen Einschnitt zu stehen, führten auch den Erben der Gnosis und Mystik auf den Boden der Realität, auf dem sich philosophische Antizipation und politische Entscheidung zu einer untrennbaren Einheit verbanden.

Die politische Basis, auf die sich Blochs Denken bezog, war damit für vier Jahrzehnte bestimmt; an der Seite der kommunistischen Partei, wenn auch nicht in ihren Reihen (ähnlich hat Sartre heute seine Position definiert). Die Enttäuschungen, die Bloch in der DDR erlebte, haben diese Einstellung verändert. Heute ist er ein einsamer Denker, der — seit seinem Übertritt in die Bundesrepublik 1961 — weder in der sozialistischen noch in der kapitalistischen Welt

zu Hause ist. Allerdings, scheint mir, hängt diese Heimatlosigkeit mit der besonderen Lage der Bundesrepublik zusammen, in der es keine eindeutig formulierten Klassenfronten gibt. Stünden die Antagonismen so hart gegeneinander wie etwa in Italien oder Frankreich, gäbe es auch nach dem Verlassen der DDR für Bloch nur eine konsequente Haltung: die Bundesgenossenschaft mit den Kommunisten, so wie auch Sartre selbst in den Jahren der Anfeindung sie durchgehalten hat. Sonst müßte er den ausdrücklichen Inhalt seiner Philosophie verleugnen. Denn diese Philosophie setzt sich Weltveränderung nicht als Folge kleiner Reformen und gesellschaftlicher Anpassungen an den Fortschritt der technischen und ökonomischen Entwicklung zum Ziel. Sie will vielmehr Umgestaltung des Ganzen zu einem Ende hin, das unter alle Unvollkommenheiten und Widrigkeiten der bisher bestehenden Welt einen Strich setzt und den Beginn eines Neuen, den Anbruch eines Reichs des gelungenen Daseins darstellt. Die Zielkategorien Optimum, Totum, Ultimum sprechen eine deutliche Sprache. Sie lassen keine Halbheiten, kein Sich-Abfinden mit einer schlechten Wirklichkeit zu (nur weil man sich diese vielleicht noch schlechter vorstellen könnte).

Sie gehen vielmehr aufs Wesentliche, auf die Identität des Menschen mit sich selbst, die es nur ganz oder gar nicht gibt. Alle Zielkategorien des Geschichtsprozesses tendieren auf das Humanum, das erst noch verwirklicht werden muß. Und nicht nur die Gesellschaft, auch die Natur steht für Bloch ‚in der Latenz des Einen, auf das es ankommt‘; im utopischen Eschaton wird sie dem Menschen nicht mehr fremd sein, nicht mehr das ‚Andersein des Geistes‘, als das Hegel sie bestimmte, sondern, des Stachels der schnöden Notwendigkeit beraubt, dessen Selbstsein in äußerer Erscheinung, die dann mit dem Wesen zusammenfällt. Wenn Bloch sich immer wieder auf das Marx-Wort von der ‚Humanisierung der Natur und der Naturalisierung des Menschen‘ beruft, so tut er das mit einer schwärmerischen Begeisterung, die die quasi-religiöse Gestimmtheit nicht verleugnet, aus der sie entspringt. Nur ist dies eben eine Religion ohne Gott (zum mindestens mit keinem anderen Gott als dem spinozistischen Deus sive natura sive substantia), eine Religion ohne Transzendenz, außer einer solchen, die im Sich-selbst-Überschreiten der Zeit gelegen ist. Wohl aber gibt es in diesem Denken die Kategorien Ankunft und Heimat, die doch einen religiösen Unterton haben, auch wenn sie rein innerweltlich, säkularisiert gebraucht werden. Vollends ist die Konzeption des Geschichtsprozesses als des Weges, auf dem der Mensch er selbst wird, ganz eng verwandt mit der mystischen Idee des ‚werden-den Gottes‘; schon anläßlich Hegels Lehre von der Geschichte als der Selbstentfaltung des absoluten Geistes ist auf die Quellen dieses Gedankens in der deutschen Mystik hingewiesen worden.

Eine so umfassende Intention, die die Grenzen jeder im Rahmen des Bestehenden operierenden Praxis sprengt, ist von Grund auf revolutionär. Zu Blochs innerweltlicher Eschatologie gehört der Klang der ‚Internationale‘. Was jede auf die Transzendenz orientierte Religion in die bloße Innerlichkeit verlegen, zu einer bloß privaten Verantwortung und Verbindlichkeit geraten kann, hat bei Bloch einen allgemeinen Anspruch, einen sozusagen ‚öffentliche-recht-

lichen‘ Charakter. Das Heil, das er antizipiert, ist nicht das Heil der Seele, sondern das Heil der Welt. Es genügt nicht, seine eigene persönliche Freiheit gegen die Unfreiheit in der Gesellschaft zu behaupten, denn das wäre unweigerlich mit dem Rückzug in die Innerlichkeit verbunden, mit dem, was Hegel in der „Phänomenologie des Geistes“ als das stoische Bewußtsein beschreibt und was Schiller auf die idealistische Formel brachte: „Der Mensch ist frei, und wär’ er in Ketten geboren“. Nein, die Ketten gilt es zu brechen, das System der Unfreiheit abzuschaffen, so sehr sich der einzelne in ihm mit einer subjektiven Gewissensfreiheit beruhigen mag. Das aber ist das Programm eines Umsturzes, denn in der Klasengesellschaft kann es prinzipiell keine Freiheit geben, weil sie die, wie auch immer verschleierte, Herrschaftsordnung des Menschen über den Menschen impliziert. Die gesellschaftsapologetische Rede von der Nivellierung der Klassenunterschiede und ihrer schließlichen Aufhebung nimmt isoliert das Phänomen der Konsumgewohnheiten heraus: da mag es relative Angleichung in einer konsolidierten vollbeschäftigte Wohlstandsgesellschaft geben. Über das Phänomen der Unfreiheit und der Ausbeutung sagt dieser Konsumstandard überhaupt nichts aus, obwohl er die private Freiheit zu garantieren scheint. Im Gegenteil, die Entfremdung kann unter diesen Umständen wachsen, die Versklavung des Bewußtseins, die Abhängigkeit von den Herrschenden noch größer werden.

Blochs Intention geht nicht auf das Nächste, sondern auf das Letzte. Darum muß der politische Horizont seiner Philosophie stets revolutionär sein, darum könnte er, wenn es um konkrete politische Entscheidungen geht, die Abkehr vom Kommunismus nicht vollziehen, ohne die Substanz seines Systems aufzugeben. Dem Feuilletonismus in der Bundesrepublik kann diese Konsequenz nur darum verborgen bleiben, weil hier der revolutionäre Impetus in die Heimatlosigkeit Utopias, des Landes Nirgendwo, verbannt ist, aus der Bloch das utopische Denken durch seine Bindung an den kämpferischen Marxismus ja gerade herausgeholt hat. Bloch gehört nicht dahin, wo er jetzt ist — aber es gibt sicher für einen revolutionären deutschsprachigen Denker gegenwärtig überhaupt keinen Ort, an den er „gehören“ würde; es bleibt nur die Bewährung unter widrigen Umständen, eine Bewährung, die für den Philosophen darin besteht, daß er an seinen Erkenntnissen, an seiner Wahrheit kompromißlos festhält. Nur dann verliert er den eschatologischen Hintergrund nicht aus den Augen, der den Inhalt seines Denkens ausmacht. Dieser eschatologische Horizont ist der Integrationsfaktor des Geschichtsprozesses. Darin liegt die Wahrheit der Blochschen Philosophie, daß sie die Ordnung sucht, unter der Freiheit möglich ist, das *Reich der Ordnung* in einer Zukunft, die im bisherigen Gang der Menschheit erst nur unter antizipierenden Bildern vergegenwärtigt werden konnte.

Da Nang — Man Quang¹⁾

1.

Südvietnam muß reicher
an Blumen sein als an Blut
oder einige dort
sind Verschwender von Blumen und Mädchen

Sonst hätten die Strandmädchen nicht
die landenden fremden Soldaten
vor Da Nang an der Küste bekränzt
sondern vielleicht ihre Blumen

Noch ein paar Tage geschont
für die Girlanden der Särge
für zweiundvierzig Kinder
nebenan in Man Quang

2.

Die fremden Truppen kommen
aus einem reichen Land
um mit vollen Händen
zu geben und nicht zu nehmen

¹⁾ Die zur Bemannung des Stützpunktes Da Nang landenden Ledernacken wurden von am Strand wartenden vietnamesischen Mädchen „spontan“ mit Blumen bekränzt — dies geschah wenige Tage vor dem Bombenabwurf auf die Schule des benachbarten Dorfes Man Quang, dessen Bewohner dann die Särge ihrer Kinder nach Da Nang zu tragen versuchten.
E. F.

Sie haben Schutzmittel mitgebracht
und Konserven
und Bomben und Napalm
und Flugzeuge und Munition

Das alles können
die Kinder des Landes haben
Sie nehmen Kinder in Särgen
als Gegengabe nicht an

Man Quang

Wie weit ist es
von Guernica nach Man Quang,
von Spanien nach Vietnam,
von Washington nach Berchtesgaden,
von München nach Prag,
von Berlin und Moskau nach Warschau
von Hitler bis zu wem
und zu welchem Land?

Wie weit war es
von Guernica nach München?
Ein Jahr und fünf Monate,
das ist nicht sehr weit.
Wie weit war es
von Guernica nach Polen?
Zwei Jahre, vier Monate,
das ist nicht sehr weit:
Von Ende April 1937
bis Anfang September 1939.

Von Saigon nach Hanoi ist es etwa so weit
wie von Berlin nach Kiew,
von Marseille oder Köln nach Belgrad
oder von Guernica nach Münster oder nach Augsburg.
Ich habe Guernica
gesucht auf der Karte von Spanien,
weil ich mir Man Quang in Vietnam
anders nicht vorstellen konnte.

Was haben die Schulkinder
von Man Quang von den Bomben gelernt?
Was haben wir gelernt
von den Schulkindern von Man Quang?
Was haben wir alle gelernt
von Guernica und von Polen,
von München und Belgrad,
von Coventry, Dresden und Suez?

Daß es gar nicht so weit ist
oder daß es noch nicht so weit ist
oder daß es nicht so weit
hätte kommen dürfen?
Die Eltern nahmen die Kinder
in ihren Särgen,
um sie hinzutragen
zu den Soldaten.
Sie wurden von den Soldaten zurückgeschlagen
und trugen die Särge wieder nach Man Quang.

I.

Es gibt einen bedenklichen Fetischismus in der politischen Kritik der BRD: die Entlarvung alter Nazis in neuen Ämtern. Diese Kritik sieht den politischen Prozeß der Gegenwart nur von den politischen Funktionären der Vergangenheit bedroht, löst das Individuum von der historischen Situation, unterwirft es einem moralischen Rigorismus oder entlastet es durch die psychologische Rationalisierung. Dieser Fetischismus unterschlägt die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen und fördert die Entpolitisierung der öffentlichen Meinung, was zugleich ihre emotionale Radikalisierung mit verursacht.

Bei der „Bewältigung der Vergangenheit“ bewegen sich die Argumente der Kläger wie der Verteidiger im Bereich der Kritik und Apologetik des Individuums, lassen die Zusammenhänge zwischen sozialer und individueller Praxis unberücksichtigt und bringen dadurch die schwarzen Spielzeugfiguren ihrer Geschichte hervor, um den Prozeß der Geschichte zu verschleiern. Was dem Innenminister und dem Bundespräsidenten die paar Tausend Verbrecher sind, die das Nazi-regime angeblich ausmachten, sind dem „Spiegel“ noch einige Richter, Offiziere und Wirtschaftsmanager (davon nicht allzu viel!) und das ganze Wählervolk. Der konservative Nationalist Lübke beschränkt sich auf die unanständigen Berufe, auf die Schergen und Proleten unter den Nazis, weil Richter, Offiziere und Beamte trotz alledem Pflicht, Anstand und Ehre des deutschen Volkes auch im Nazireich wahrten. Der progressive Nationalist Augstein dehnt seine Anklage auch auf respektable Berufe aus, weil er, der enttäuschte Bourgeois, gerade durch die respektablen Herrn Anstand und Ehre der Nation verletzt sieht.

(Seit der Artikelserie über Hitler von Percy S. Schramm hat sich dies bei Augstein um eine Nuance verändert: man muß es schon als ein Zugeständnis an den konservativen Nationalismus bezeichnen, wenn er die historischen Schrammeln des Göttinger Akademikers über einen Fibelhitler für Bürgersleut abdrucken läßt, damit man, so Augstein, sehen könne, wie die Person aussah, der „Beamte, Offiziere, Geistliche, ausländische Botschafter und Premierminister Heerfolge leisteten“. Wo bleiben die sozialökonomischen Zusammenhänge, die jene respektablen Berufsgruppen zu dem politischen Phänomen Hitler hintrieben?)

Einem großen Teil der Anklagen gegen die einzelnen Naziverbrecher liegt in der Tat eine Art Litanei der nationalen Selbstanklage zugrunde. Sie ist nicht mehr als die andere Seite der nationalen Selbstgerechtigkeit und, während diese sich von neuem organisiert, verpufft jene in einem gesellschaftlichen Vakuum.

Die heftige Gegnerschaft zwischen den Vertretern der Selbstanklage und der Selbstgerechtigkeit (sie beschimpfen sich gegenseitig als „Nestbeschmutzer“ und „ewig Unverbesserliche“) ist nur eine scheinbare: sie kommt aus den Tiefen der Emotionen und in den Überlegungen auf der einen wie der anderen Seite ist immer dasselbe nationale Grundmotiv zu hören: sagen diese „das ist typisch deutsch“, antworten jene „auch die andern sind“. Man streitet sich auf nationalem Boden und negiert in unausgesprochener Einmütigkeit die Zusammenhänge zwischen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und dem Nationalsozialismus. Denn beide sind gleichermaßen von einem irrationalen Antikommunismus infiziert und unterscheiden sich nur in den Nuancen der Infektion: die Reaktionen sind militant oder zivil, dogmatisch oder pragmatisch, engagiert oder arrogant. Das Ganze ist ein Gentlemen's Agreement der Herrschaft und nennt sich Pluralismus.

Die Infektion des Antikommunismus — „die Grundtorheit der Epoche“ (Thomas Mann) — verhindert jede Diskussion zur Sache. Finden sich in einer Analyse der Gesellschaft Begriffe wie Klasse, Profit, Kapitalismus und Imperialismus, so zeigen die einen in selbstgefälliger Arroganz (= Ignoranz) auf die Rum-pelkammer der Geschichte — eine Geschichte, die nicht größer ist als die Buchhaltung ihrer Pressekonzerne — die andern fordern — bisweilen an Aufrufe zu Pogromen gemahnend — die „Verteidigung der Freiheit“ — eine „Verteidigung“, die, wie im Falle Vietnams, das politische Verbrechen zu sanktionieren weiß und die gesamte, angeblich so konsequent gegen den „Militarismus“ (der deutschen Vergangenheit) auftretende westdeutsche Presse zu nicht mehr als einem faden Wortgeklängel bringen kann. (Den Terroristen in der politischen Meinungsmache der BRD beim Springer-Konzern fällt es natürlich nicht schwer, die „Pax Americana“ zu feiern). Blindlings oder zynisch fühlt man sich zuletzt der politischen Kategorie des Antikommunismus verpflichtet, mit dem sich alles bemanteln läßt; im übrigen eine Kategorie, die einen Kommunismus voraussetzt, den es nicht gibt und mit dem alles identifiziert wird, was den eigenen Interessen zuwiderläuft. Dabei werden offensichtliche historische Realitäten wie Kolonialismus und Imperialismus mit dem von der sogenannten „DDR“ her bekannten Apostrophismus als kommunistische Erfindungen denunziert.

Erstaunlich, wie gerade die als kritisch bekannten Presseorgane der BRD (Der Spiegel, Die Zeit, Süddeutsche Zeitung) diesen antikommunistischen Apostrophismus mitmachen. Doch zeichnen sich inzwischen nicht Entwicklungen ab, die den liberalen Kritiker unseres Landes bedenklich stimmen müßten? Anderthalb Jahrzehnte hat er den antikommunistischen Kniefall mitgemacht — nicht nur, um sich abzusichern. Nun steht er vor einer neuen Pleite, dem „Ausverkauf der Pressefreiheit“ (Müller-Meiningen in der SZ v. 22. 7.) durch die Monopolisierung des Preszewesens. Gleichzeitig sieht sich der liberale Kritiker von der organisierten Reaktion des Neonationalismus und Klerikalismus angegriffen. Was wird er tun? Wird er sich auch dieser Entwicklung anpassen? Jedenfalls hatte ihm sein Kniefall wenig genutzt. Im Gegenteil: er war zu seinem eigenen Schaden.

II.

Hannah Arendt hat in ihrem Buch „Eichmann in Jerusalem“ nachgewiesen, daß die gegen Naziverbrecher angestrengten Prozesse vor bundesdeutschen Gerichten erst auf Grund des politischen Druckes der Weltöffentlichkeit nach dem Eichmann-Prozeß zustande kamen. Das heißt: auf Grund der kritischen Presse bei unseren westlichen Verbündeten, da ohnehin das Beweismaterial aus dem Osten, wenn überhaupt zur Kenntnis genommen, als Zweckpropaganda diffamiert wurde. Arendts Buch war zugleich ein Angriff auf den in der BRD weitverbreiteten Mythos, das deutsche Volk habe genug seiner Vergangenheit bewältigt. („Bild“ vom 24. 5. 65: „Laßt uns die verdammte Vergangenheit begraben!“) Auch Hannah Arendt kommt aber in ihren Kriterien nicht über die moralische Beurteilung des Individuums und der Nation hinaus und man wird hier an Golo Manns Einwände gegen die „begreiflichen Ressentiments“ der Autorin denken — eine Verteidigung der *nationalen* Geschichte gegen den Angriff auf den Nationalcharakter.

Das Buch und seine Aufnahme in Westdeutschland bewiesen, daß die Entlarvung eines Mythos nicht die Analyse seiner Ursachen und Folgen ersetzen kann. Arendts Kritik an der BRD gründet sich weniger auf ein Ressentiment als auf den Ausdruck einer Enttäuschung: ihre Kritik impliziert, daß ein besseres Verhalten der Westdeutschen in der „Bewältigung“ der Nazivergangenheit möglich gewesen wäre, hätte es bessere Menschen gegeben, deren gemeinsamer Nenner nicht mehr als der der Nation sei. Die gesellschaftlichen Bedingungen der BRD kommen überhaupt nicht zur Sprache: sie sind eben da und werden nicht in Frage gestellt. Ohne Berücksichtigung dieser Bedingungen, d. h. systemimmanenter, außerindividueller Faktoren in den Individuen, wird das unerlässliche moralelle Urteil über Individuum und Nation ein idealistisches; es setzt die unbewußte Versöhnung mit den Bedingungen voraus, die das Verbrechen erst ermöglichten. Man kann doch von der deutschen Herrschaft in der BRD nicht das Unmögliche erwarten.

III.

Die Konstituierung dieses Staates mußte von vornherein der Anfang einer Geschichte von Widersprüchen werden: sie spielt sich ab zwischen dem antikommunistischen Vermächtnis der Nazis und dem „Willen zur Wiedergutmachung“ — unter Beibehaltung der Klassenstruktur der Weimarer Republik und des Dritten Reiches. (Wolfgang Koeppens Romantrilogie über die Anfänge dieser westdeutschen Gesellschaft — „Tauben im Gras“, „Treibhaus“ und der „Tod in Rom“ — schildert jene Widersprüche am eindringlichsten.)

Was war denn von der deutschen Bourgeoisie zu erwarten, nachdem sie von den westlichen Besatzungsmächten durch die Entnazifizierung, die nicht die Bedingungen im Verhalten des Einzelnen abschaffen, sondern die Moral des Einzelnen in Fragebögen aufschlüsseln wollte und beurteilte, zum Träger der west-

deutschen Demokratie eingesetzt und zu einem neuen antikommunistischen Bündnis legitimiert wurde? War denn von dieser Klasse, aus der die Macht der Nazis hervorgegangen war und die keineswegs „gleichgeschaltet“ werden mußte, sondern die Organisation brauchte, war denn von ihr etwas anderes zu erwarten als die Wiederherstellung derselben Bedingungen, aus denen der Faschismus hervorging, als die Fortsetzung der klassischen Politik des deutschen Imperialismus mit anderen Mitteln?

Im Laufe der Jahre hat es sich immer mehr herausgestellt, daß der Antikommunismus und die „Bewältigung der Vergangenheit“ — ein historischer Widerspruch — nicht zu vereinbaren sind. Das Bürgertum hätte das Bündnis nicht mit einer NSDAP geschlossen, die die fabrikmäßige Liquidierung der Juden Europas versprach, sondern schloß es mit einer Partei, die die Eigentumsverhältnisse unangetastet lassen wollte und die Arbeiterparteien entschlossen zu bekämpfen garantierte. Zur Einsicht in den Irrationalismus einer verbrauchten Gesellschaftsordnung unfähig, bediente es sich der organisierten Eruption des Irrationalen. Wiederum etabliert, bediente sich die deutsche Bourgeoisie in der BRD des irrationalen Antikommunismus, um die öffentliche Diskussion über Fragen des Eigentums und der Sozialstruktur der Herrschaft in Vergangenheit wie Gegenwart zu ersticken und benützte den „Willen zur Wiedergutmachung“ als ein politisches Alibi gegenüber dem Westen (der es gerne als einen Beweis echt-demokratischen Verhaltens honorierte). Als das Alibi von den Neonationalisten erkannt wurde — man hatte ja schon „Millionen-Gelder“ bezahlt (Heuchelei und Zynismus der „Deutschen National- und Soldatenzeitung“ kennen hier keine Grenzen) — kam die Rechtfertigung der nazistischen Praxis des Einzelnen in die Schlagzeilen der reaktionären Presse. Sie entsprach einem gärenden Gefühl weiter Kreise, und die Menschen „guten Willens“ meinen — „niemand kann heute sagen, wie es damals war“. Übrig blieb die Berufung auf die private Situation, den Befehlsnotstand (der von neuem vorbereitet wird), auf die „Pflicht“ und den „pervertierten Idealismus“.

Was die liberale Intelligenz betraf, so kamen der politischen Wirksamkeit des Antikommunismus die Verbrechen des Stalinismus entgegen, und niemand konnte die Entwicklung bremsen, daß aus dem Taschenspielertrick der Reaktion — Faschismus gleich Kommunismus — das politische Trauma der BRD wurde.

IV.

In der Rechtfertigung der Vergangenheit, gleichgültig, ob sich ihrer alte Nazis oder Neonationalisten bedienen, steckt die konsequente Reaktion gegen die Anklage des Einzelnen und der Nation.

Solange dem Bürger der BRD die schonungslose sozialökonomische Darstellung der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung von der Zustimmung der SPD zu den Kriegskrediten des wilhelminischen Kaiserreiches im Jahre 1914 über die verlorene Revolution von 1918—20, den Weimarer Notstandsstaat, das Dritte Reich bis zur Gründung der BRD vorenthalten wird, solange sich die Aufklä-

rung in Schulen, Universitäten und öffentlichen Kommunikationsmitteln auf die Beschreibung der *staatlichen* Institutionen des Hitlerreiches beschränkt, ohne den *gesellschaftlichen* Inhalt dieses Staates zu erfassen, solange dasselbe Prinzip auf die BRD angewandt wird, und die Kritik nicht mehr als Symptomkritik ist, solange dem westdeutschen Bürger der Inhalt des KZ-Staates vom grauenvollen Ende her gezeigt wird, von Maidanek, Auschwitz und Treblinka, ein Ende, das der Bürger verdrängt, weil er in seinem jetzigen Zustand nicht die Mittel hat, das fabrikmäßige Vergasen von Menschen in seinem politisch entmündigten Kopf aufzunehmen, solange er nicht darauf aufmerksam gemacht wird, wie man die deutsche Öffentlichkeit ab 1933 an die KZ gewöhnte, nämlich von Dachau an, von dem jede bürgerliche Zeitung, ohne gleichgeschaltet zu sein, schrieb: — „Auf Grund der Überfüllung der Gefängnisse der Landeshauptstadt München hat die Regierung beschlossen, ein Konzentrationslager in der Nähe von Dachau zu errichten; es werden dort vor allem Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Linksintellektuelle untergebracht“ —, solange der Schüler des bürgerlichen Gymnasiums die Geschichte nur als Geschichte des „Volkes“ eingebläut erhält und nicht auf die Gesetzmäßigkeiten einer Klassen gesellschaft hingewiesen wird, solange der westdeutsche Zeitungsleser zur Gewerkschaftsfeindlichkeit manipuliert wird und gleichzeitig an die Harmonie der sozialen Partnerschaft glauben soll — solange wird diese westdeutsche Gesellschaft jeder Maßnahme der deutschen imperialistischen Politik zum Opfer fallen können.

Hatte der Bürger die ersten fünfzehn Nachkriegsjahre hindurch die Publizistik des enttäuschten Nationalismus widerwillig und geduckt über sich ergehen lassen, so muckt er nun wieder auf und will sich — präpariert durch die antikommunistische Presse aller Schattierungen — an der Publizistik der nationalistischen Enttäuschung vollsaufen, die, verdeckt durch die Gesetze zum Notstand, in die Phase offener Aggressivität eintritt. Gleichzeitig wird die Nation zu Opfern aufgerufen. Es gehört heute viel Ahnungslosigkeit dazu, auf die demokratische Funktionsfähigkeit dieser Gesellschaft zu vertrauen. Ob die scheinbar vernünftigen Leute in Industrie, Verwaltung und Presse dem bevorstehenden Notstandsstaat im Weg sein werden? Oder einer Großen Koalition, die die Reste der Demokratie hinter den Kulissen verschachern wird?

V.

Waren die liberalen Symptomkritiker der nazistischen Vergangenheit und der westdeutschen Gegenwart in den 50er Jahren noch als „Linksintellektuelle“ diffamiert, während sie in der Publizistik die erste Geige spielten, so sehen sie sich inzwischen wieder als „Nihilisten“ denunziert und werden zunehmend aus den Medien der Meinungsbildung verdrängt: der Popanz der Liberalen macht sich die Liberalen zum Popanz. Franz Joseph Strauß ließ auf dem diesjährigen Parteitag der CSU in Nürnberg an „Deutschlichkeit“ nichts zu wünschen übrig: „Die Geister der Zerstörung und Zersetzung, die Kräfte eines wertneutralen, demokratisch getarnten und kommerziell profitierenden Nihilismus sind überall

am Werk.“ Die Organisation der politischen Ahnungslosigkeit und der guten bürgerlichen Gefühle wird inzwischen auf allen Ebenen des öffentlichen Lebens vorangetrieben. Es geht hier nicht nur um das nicht vorhandene „Schamgefühl“ der Herren Erhard und Süsterhenn, die „heute die Sprache eines Joseph Goebbels benutzen“ (Günter Grass auf seiner ES-PE-DE-Reise), sondern um die gesellschaftlichen Tendenzen und Organisationen, die jene Sprache, um einen Ausdruck Blochs zu gebrauchen, zur „Kenntlichkeit verändern“. Und wie reagieren die bedrohten „Nihilisten“?

Eher stolz auf den (theoretisch bestrittenen) Elitecharakter, eine kritische Minderheit zu sein — wer möchte nicht „links“ sein — reagiert ein großer Teil der Intellektuellen, der Teil nämlich, dessen kritisches Niveau über das des so notwendigen „Spiegel“ nicht hinauskommt — eher mokiert als alarmiert. Möge doch die Stimmigkeit in der Kritik und die Schönheit in den Künsten bewahrt bleiben, die aufmerksam auf alle faschistoiden Merkmale hin untersucht werden — wir wissen es, die politische Praxis ist korrupt, restaurativ, autoritär etc. etc. Doch was tun? Die „revolutionären Massen“ sind Kleinbürger. Wir aber sind die unabhängige große Kraft — die dritte zwischen Ost und West. Wir haben die Vergangenheit bewältigt und verabscheuen die gegenwärtige Restauration.

Zur Abscheu vor der Restauration wird sich bald die Verteidigung gegen die Verabscheuten gesellen müssen.

VI.

Die durch den Spätkapitalismus erreichte Isolation der Intelligenz von der Masse der Arbeiter und Angestellten entspricht der Bereitwilligkeit vieler Intellektueller, die Veränderung der politischen und sozialen Verhältnisse nur noch als Phrase zu propagieren: sie sind die Bruno Bauers der westdeutschen Restauration, die sich zwar nicht mehr „im einsamen Kämmerlein mit der ‚Substanz‘ herumschlagen“ (Karl Marx), sondern beispielsweise auf den Feuilletonseiten der „Zeit“, dem erweiterten Markt der Bildungsbürger, niederlassen, wo sie kritische Notizen zu jener Gesellschaftsordnung feilbieten, die im Wirtschaftsteil derselben Zeitung gepflegt wird.

In der Realität dieser etablierten westdeutschen Intelligenz ist die Trivialität des gesellschaftlichen Alltags nicht gegenwärtig. Sie sind allesamt integriert (teilweise mit kulturkritischem Unbehagen) in „der ‚höheren Bildung‘ jener positivistisch-positiven Richtungen der Philosophie, Soziologie und Psychologie, die das System des Bestehenden zum unübersteigbaren Rahmen der Begriffsbildung und Begriffsentfaltung machen“ (Herbert Marcuse). Sollten die Vertreter des Geistes wiederum an der Liquidierung ihrer selbst und der besten Traditionen des Bürgertums mitbeteiligt sein, die von den Formationen der antikommunistischen Reaktion vorbereitet wird?

VII.

Die staatlichen und politischen Institutionen der BRD sind noch nicht faschistisch organisiert — es wird, wenn es soweit kommt, ein Faschismus sein, der weiterhin Hitler verdammt, die „Radikalen von links und rechts“ bekämpft und die „Freiheit verteidigt“ —, obgleich Gelder dieses Staates zur Unterstützung faschistischer Ordnungsstaaten wie Südafrika, Spanien und Portugal verwendet werden, obgleich Regierung und Opposition, um eine Formulierung Theo Pirkers zu gebrauchen, das „organisierte Gangstersyndikat“ des amerikanischen Militarismus in Vietnam moralisch und finanziell unterstützen; im übrigen eine Politik, die der des Hitlerismus in Osteuropa in nichts nachsteht und zudem eine kalkulierte Gefährdung des Weltfriedens darstellt. Die BRD ist noch kein totaler Ordnungsstaat und läßt in der Tat einige Spielraum für den zielbewußten Widerstand gegen die neuen Formen des kapitalisierten Irrationalismus und nationaler Untergangspolitik.

Was ist hier die Aufgabe der Intelligenz? Ganz allgemein: die Überwindung der Isolation und die Verwandlung der Phrase von der Veränderung der Gesellschaft in die Praxis der Veränderung, von der Günter Grass zweifelsohne ein Beispiel gegeben hat. Die berechtigte Eigenreklame und die Harmlosigkeit seiner „politischen“ Analyse können dem Beispiel keinen Abbruch tun, und die solidarische Haltung mit Rolf Hochhuth, dessen Ansichten er vielleicht gar nicht teilt, sollten ebenfalls exemplarisch sein, nämlich für den Hinweis, von welcher Seite die neue Barbarei droht.

Entscheidend für die gesellschaftliche Praxis des westdeutschen Intellektuellen ist die Einsicht, daß er, der Herkunft nach einer der Schichten des Bürgertums zugehörig, mit dem System des Bürgertums nicht in Frieden leben kann. Die deutsche Bourgeoisie ist zwar mächtiger denn je, aber die Entwicklung der letzten Jahre legt den Schluß nahe, daß diese Klasse auch ein drittes Mal über sich selbst nicht hinauskommen wird. Die westdeutsche bürgerliche Gesellschaft hat zwar dem „Geist“ systemimmanente Planstellen der Kritik eingerichtet, die es jetzt zu verteidigen gilt: die Planstellen in Sonderprogrammen der Rundfunkanstalten, einige wenige Sendungen im Fernsehen und das Feuilleton der einen oder anderen überregionalen Zeitung. Aber man muß wissen, daß diese Planstellen den eingespielten Mechanismus der Gesellschaft keineswegs stören. Oft Stellen der Bestechung, vor allem bei Fernsehen, Funk und der großen Presse, sind sie jedenfalls kaum mehr als eine wichtige Einkommensquelle, die den Schein aufrecht erhält, daß der Intellektuelle nicht einem neuen Prozeß der Proletarisierung unterliegt, sofern seine Kritik total und nicht taktisch dosiert ist.

Obgleich die Arbeiterbewegung durch die Bourgeoisie in der BRD so gut wie zerschmettert wurde, stellt die Arbeiterschaft immer noch mehr als die Hälfte der Bevölkerung dar und wird immer mehr in Widerspruch geraten zu einer vorhandenen Welt des Reichtums und der Bildung; das Bewußtsein dieses Widerspruchs wird nicht durch die materielle Vereilung beim Konsum der notwendigen Güter kommen, sondern durch die Widersprüche in der kapitalisierten

Freizeit der Ausgebeuteten: die kapitalistische Überflußgesellschaft kann die Bildung der Arbeiter als Klasse nicht fördern, weil sie dadurch ihr eigenes Todesurteil unterzeichnen würde. Sie braucht den „dummen“ arbeitenden und von der Eigentumsideologie verzauberten eigentumslosen Menschen als Kapital für die überflüssigen Güter. Denn das Kapital „vermindert die Arbeitszeit... in der Form der notwendigen, um sie zu vermehren in der Form der überflüssigen; setzt daher die überflüssige in wachsendem Maß als Bedingung — question de vie et de mort — für die notwendige. Nach der einen Seite hin ruft es also alle Mächte der Wissenschaft und der Natur wie der gesellschaftlichen Kombination und des gesellschaftlichen Verkehrs ins Leben, um die Schöpfung des Reichtums unabhängig (relativ) zu machen von der auf sie angewandten Arbeitszeit. Nach der anderen Seite hin will es diese so geschaffenen riesigen Gesellschaftskräfte messen an der Arbeitszeit, und sie einzubannen in die Grenzen, die erheischt sind, um den schon geschaffenen Wert als Wert zu erhalten.“ (Karl Marx)

Die durch diesen Prozeß wirkende Integration der Gewerkschaften in das System des Spätkapitalismus stößt jedoch gerade an dieser letzten und schwer angeschlagenen Organisation der Arbeiterklasse auf Widerstände, die von den Notstandsplanern wohl besser erkannt wurden als von den Gewerkschaftsführern selbst.

Der jetzt einsetzende Kampf um die Positionen des fortschrittlichen Bürgertums — das ist die „Erhaltung der Demokratie“ — wird bei der Monopolisierung des öffentlichen Verkehrs der Meinungen immer schwieriger werden. Das darf für die Intelligenz kein Anlaß der Resignation sein. Dem dumpfen Gleichmut der manipulierten Massen — „man kann ja doch nichts ändern“ — darf kein „Es-erledigt-sich-von-selbst“ entgegengesetzt werden. Ein weitaus wirksameres gesellschaftspolitisches Beispiel als das von Günter Grass boten die 215 westdeutschen Professoren. Sie haben gezeigt, daß der organisierte Geist eine Macht wird, wenn er seine materielle gesellschaftliche Basis findet. Der Brief der Professoren an den DGB ist ein entschiedener Bruch mit dem akademischen Elfenbeintum der Vergangenheit: „Können wir wenigstens den Abgeordneten vertrauen, die Mitglieder der Gewerkschaften sind, daß sie sich den Machinationen widersetzen, mit denen wir auf Entscheidungen festgelegt würden, die an die Fundamente unserer demokratischen Ordnung führen und die die Existenz unseres Volkes aufs Spiel setzen?“

Es wird nicht der letzte Brief sein dürfen: die harte Auseinandersetzung steht bevor — „die CDU geht aufs Ganze“ schreibt Günther Schreiber im Juniheft der „Blätter für deutsche und internationale Politik“ — und alle radikaldemokratischen Kräfte werden gemeinsam und geschlossen auftreten müssen, um ein erneutes Abrutschen in die politische Unterwelt der Fräcke und Litzen zu verhindern.

Die Intelligenz muß eine zielstrebig Unterstüzung der Gewerkschaften betreiben und zwar in Form politischer und gesellschaftlicher Analysen, aus denen konkrete Forderungen abzuleiten sind. Dazu sollte eine systematische Aufklärung über die einzelnen Bereiche der von den Massenmedien gelieferten Trivial-

kultur erfolgen, an der sich die kapitalisierte Freizeit der arbeitenden Menschen ableben läßt. Die Aufgabe ist prekär, denn sie erfordert die Überwindung alter Widerstände bei den Gewerkschaften und die Aufgabe der kritischen Selbstbefriedigung.

Der Markt der Schlagerindustrie, der Markt der Trivialfilme und -literatur muß auf seine gesellschaftspolitische Manipulation hin untersucht werden und den Organisationen der Gesellschaftsformation zu Bewußtsein gebracht werden, die dieser Manipulation — unter der Ideologie der „freien Marktwirtschaft“ — anheimfällt, eine Manipulation, die auf Grund der Klassengegensätze in den Bildungsmöglichkeiten vollzogen wird.

Was in dem Bereich der Unterhaltungsindustrie an Antworten auf die „kollektiven Wachräume“ (Wilfried Berghahn) der Massen fabriziert wird, sagt über die Anfälligkeit unserer Gesellschaft, in einer neofaschistischen Ordnung aufgehoben zu werden, mehr aus als der Fetischismus der Vergangenheitsbewältigung. (Die Jagd auf alte Nazis, die die bürgerliche Gesellschaft nur scheinbar in Unruhe hält, ist zwar politisch notwendig, weil die Bourgeoisie auf keine andere Aufklärung reagiert, die negativen Wirkungen dieser Aufklärung sind jedoch nicht zu übersehen: sie verschleiern den Charakter der sozialökonomischen und politischen Praxis. Alte Nazis sind jedenfalls ungefährlicher als die unbelasteten Konservativen, die mit der antikommunistischen Fahrkarte den Bonner Bahnhof anreisen und ihre Abendlandsapostel in der „Jungen Union“ heranbilden, die, politisch traumatisiert, das Kreuz mit dem Schwert verwechseln. Sie haben dem bundesdeutschen Landstrich ihre Ideologie aufgestülpt, die wie ein Glasdach überm Treibhaus alles luftdicht verschließt. Sie besorgen weiterhin die nationale Gehirnwäsche, indem sie Kommunismus und Nationalsozialismus in einen Topf werfen und die ganze alte Scheiße in neuer Verpackung verkaufen. Die alten Nazis dagegen, die man auf Grund der Klassenstruktur und der politischen Konstellation nach dem Kriege bereitwillig integrierte, haben dem guten Ruf dieses Staates doch eher geschadet als genutzt.)

Die „demokratische Aufhebung des Denkens, die dem ‚common man‘ von selbst geschieht und von ihm selbst vollzogen wird (in der Arbeit, im Gebrauch und im Genuss des Produktions- und Konsumtionsapparats)“ (Herbert Marcuse) sollte in ihrem Mechanismus nicht nur aufgedeckt werden, sie muß den Organisationen der Betroffenen als ein unerträglicher Verlust an Humanität bewußt gemacht werden, ein Verlust, der sich in der Bilanz der Konzerne als Gewinn niederschlägt.

Gerade in diesen für die demokratische *Gesellschaft* bedrohlichen und dem ver-selbständigt Kapital nützlichen Bereichen versagen jedoch alle fortschrittlichen bürgerlichen Zeitungsorgane der BRD. Denn jene Organe genügen sich selbst und beliefern lediglich die „höhere Bildung“.

VIII.

Während die westdeutsche Presse fast ausnahmslos die brutale Intervention des amerikanischen Militarismus in Vietnam gutheißt, verschleiert oder verharmlost, erzeugt die Filmindustrie eine Schwemme von propagandistischen Kriegsfilmern auf dem Markt (siehe das Programm der Filmfestspiele Cannes 1965), und Millionen vergnügen sich an den antikommunistischen James Bond-Filmen, von denen ihr Regisseur Terence Young schrieb: „Ich hasse sie. Es sind bösartige Filme, niemand kann das leugnen . . . James Bond ist im Grunde ein Faschist.“ Während man wieder im Schlager die aufkeimende Todessehnsucht einer Gesellschaft, die an ihren Widersprüchen zu ersticken droht, durch den kleinbürgerlichen Leck-mich-am-Arsch-Standpunkt befriedigt, wie in dem Schlager „Götz von Berlichingen“ („Golden Twelve“ 65) — „und wenn die Welt in Scherben fällt, mach dir nichts draus“, beschließt der Bundestag — das ist die sogenannte „Volksvertretung“ — sogenannte „Selbstschutzgesetze“. Das sind Gesetze, über die Hans Heinz Holz schrieb: „Dem vorliegenden Gesetzentwurf kommt es . . . darauf an, diesen Ausnahmezustand schon in Friedenszeiten herstellen zu können, eventuell wohl auch zur Vorbereitung auf einen kurz bevorstehenden Krieg. Die Organisation des Selbstschutzes in lokale Selbstschutzeinheiten gibt die Möglichkeit, auf unterster Ebene und ohne besondere Einberufungen die gesamte Bevölkerung der Bundesrepublik bereits mitten im Frieden zu erfassen und in eine Kriegsplanung einzubeziehen. Die Blockwarte sollen ständigen Kontakt mit den Bewohnern ihres Bezirks halten und diese im Sinne der Notstandsiedeologie der Bundesregierung indoctrinieren. Bis zu internen Lageberichten über die Stimmung der Bevölkerung (wie sie von den Luftschutzfunktionären im letzten Krieg geliefert wurden) und zur Qualifizierung der Bürger als „gesinnungstüchtige“ und „defaitistische“ ist es dann nicht mehr weit. Die Erfahrungen schrecken. Aus dem Selbstschutzverband könnte ein universelles Propaganda- und Spitzelsystem werden, wie wir es bereits einmal erlebt haben. Zum mindesten wird der Staatsbürger sich nicht mehr unbeaufsichtigt fühlen können. Die administrative Struktur einer perfekten Diktatur zeichnet sich hier ab.“

Es ist höchste Zeit, sich zu wehren, organisiert zu wehren, bevor der „Gestank der Welt“ nochmals aus den Stiefeln der Ordnungstruppen aufsteigt, die sich nicht aus den „alten Nazis in neuen Ämtern“ rekrutieren, sondern aus den militärischen Antikommunisten — den Vollstreckern des nazistischen Testaments.

Protokoll eines Gesprächs, aufgenommen mit verstecktem Mikrofon, am Montag, den 19. Juli 1965, 12 Uhr, in München an einem Eisstand in der Nähe einer Isarbrücke.

Das Gespräch führen:

*Die Standfrau,
deren „Alter“,
vier Kunden:*

1. ein Mann mittleren Alters,

2. drei Jungen zwischen 16 und 18 Jahren.

(hs. Das Gespräch ist wörtlich wiedergegeben. Der Dialekt ist im Sinn einer besseren Lesbarkeit in der Umschrift leicht geglättet. Ersetzt wurde lediglich das Wort ‚Roa‘ (Rain) durch ‚Waldrand‘. Etwa fünf Sätze konnten akustisch nicht mehr entziffert werden und fehlen deshalb. Der Schluß ist durch das Ende der Spule bedingt.)

Die Frau: Habt's Ihr denn kein Urlaub?

1. Junge: Ja, i hab Urlaub.

2. Junge: I au.

3. Junge: Bis Mitte August.

Die Frau: So, na is ja gut.

2. Junge: Heut is no Prüfung — jetzt dann um eins.

Der Mann: Was, die praktische?

1. Junge: Ja. A na, net die praktische, sondern die mündliche.

Der Mann: Kaminkehrer?

1. Junge: Ja.

2. Junge: Ja.

Der Mann: Lauter Mündner?

Die Frau: Lauter saubere Burschen, gell?

1. Junge: I bin von Planegg draußn, arbeiten tu ich z' Planegg draußn, und daheim bin i in Gauting.

Der Mann: Wie alt seid's denn jetzt?

1. Junge: 18.

2. Junge: 18.

3. Junge: 16.

Die Frau: Mei, das wenn ich nochmal wär!

Der Mann: Du erst 16, und dann machst scho Prüfung?

3. Junge: Freilich. I lern nämlich genau zu meim Geburtstag aus.

Der Mann: Ja?

2. Junge: Mir ham no mehrere Prüfungen.

Der Mann: Und dann müßt's zum Barras?

Die Frau: Macht nix, des darfens auch, des gehört auch mit zum Leben.

1. Junge: I tät lieber schaffen.

Der Mann: Da san ja die Bubn gscheiter wie Sie.

Die Frau: Na, na, ein Jahr oder zwei Barras darf a jeder machn, daß man s' Bett einmachn lernt, Ordnung —

1. Jugne: Also, wenn ma's vorher net lernt, dann lernt ma's beim Barras au net, do wird's höchstens —

3. Junge: Aber eins is schad —

1. Junge: Rauchen und Saufen lernt ma.

Die Frau: A bißl a Barras gehört dazu für junge Leut, aber es darf nicht zum Krieg führen.

2. Junge: Des ham mir aber scho ghabt.

1. Junge: Was meinen's, mei Bruder, der schimpft und flucht auf den Barras —

Die Frau: Was meinst, wenn die ihre 18 Monat abgesessn ham und trifft den Herrn Unteroffizier, der wo im Leben nix anders gelernt hat als wie bloß Kommando und des, den schaust doch mit ganz andere Augn an.

1. Junge: Ja, den schau i an wie an Deppn.

Die Frau: Ma muß das auch kennen lernen, das is ja das Intressante.

2. Junge: Da kommt einer mit der Uniform —

Die Frau: Das macht nix, der bild' sich gar nix ein, der is ja praktisch nix.

Der Mann: Aber des stimmt scho, was er sagt, i war ja au dabei, was ma vorher net kann, des lernt ma dadort net.

Die Frau: Aber ma muß im Leben alles mitmachen. Für viele is scho gut gwesen.

Der Mann: Der Krieg au?

Die Frau: Für so viele Muttersöhnchen und die, wo jetzt heut im Fetthafn drinhhockn, bei dene is des ja net der Fall, weil's Lehrjahre in der Früh ham abschiebn können, is des scho gut.

1. Junge: Aber die komm'n ja net dran!

Die Frau: Da is ja ein Unteroffizier gstandn, oder ein Feldwebel vor ein paar Tagn, der hat zu mir gsagt, Sie Frau, hat er gsagt, die wo jetzt däherlaufen mit'm Hänger und so angebn da, die wo all Tag umanand strolchen, das sin diejenigen —

was hat er gsagt, Alter?

Alter: — die am ehesten z'blecken anfangen.

Die Frau: — die wo am ehesten zsammibrechen, wenns' heut amol dreißg oder vierzg Kilometer geh müssn. Des sin die, wo nix aushaltn.

2. Junge: Von uns marschiert a jeder am Tag fuffzg Kilometer.

3. Junge: Mindestens.

Die Frau: Des sin die, wo verreckn.

Der Mann: Am Dach, oder was?

3. Junge: Na, überall, Stiegn aufi, Stiegn oba, Keller oba aufi —

Protokoll: Mutter Kuraasch und die Söhne der Deutschen

Der Mann: Wann fangt's es in der Früh an?

2. Junge: Des is verschiedn.

Die Frau: Fümfte aufsteh, gell!?

2. Junge: Ja, oder wenn mir ein' Metzger ham oder sowas, dann müssn mir um halb fümfte s' Arbeiten anfangn.

1. Junge: Ja, aber normal halbe sechse, d' Leut lassn ein ja net 'nei sonst.

Der Mann: Was verdientrn, wenn's ausglernt habts?

2. Junge: A normaler Lohn —

1. Junge: fümf dreißig. Aber weil i weiß, daß i zum Militär muß, daß i net auskomm, da bin i jetzt seit ein paar Monatn im Judokurs, und wenn mir was net paßt und i kann wirkli nimmer anders, daß i neihauen muß, na mach ich's mit Judo, weil, wenn i so neihau, na liegt einer im Kranknhaus, aber wenn i'n mit Judo sauber fliegn laß, na liegt er bloß — na fallt er bloß a bißl hart.

Die Frau: Was is?

Der Mann: Judo lernt er, hat er gsagt.

Die Frau: Gut.

1. Junge: Aber in der Hauptsach wegm Barras, weil i a solchene Abneigung —

Die Frau: Brauchst in der heutigen Zeit überhaupt, gehst abends einmal heim und eckt dich einer an oder was und du packst'n mit eim Griff und schmeißt'n hi, daß er nimmer aufsteht, dann bist doch scho wieder obn raus im Leben, wennst helfen kannst, wennst auf zwei Füß stehst.

Der Mann: Habt's Ihr Zigaretten au?

Die Frau: Na, ham mir net da, leider.

Der Mann: Aber Du hast eine für mi?

Die Frau: Ja. — A, die brauchn'S net zahln.

Der Mann: A geh, freili. Mußt ja au arbeitn fürs Geld.

Die Frau: I kanns nimmer zu was erreichn. Mei Lebn is scho hin.

Der Mann: Aber des, was er da beim Barras lernt, is wirkl nix Gscheits.

Die Frau: Na, na, sehr richtig.

1. Junge: S' Saufn und Rauchn lerna die da.

Die Frau: Des is hauptsächlich war des für die, die wo nie an Beruf oder was erlernt ham, verstehns, die solln da amol —

Der Mann: Die lernen da au nix Gscheits.

Die Frau: Na.

2. Junge: Blöde brauchns halt, Blöde.

3. Junge: Der ander lernt und sitzt —

1. Junge: Wenn einer a Diridari hat, na is er möglichst hoch.

Die Frau: Da war gestern a Frau da, die hat gsagt, ihr Bub hats Abitur gmacht, gell Papa, gestern —

Alter: Jawoll.

Protokoll: Mutter Kuraasch und die Söhne der Deutschen

Die Frau: Und wie war des — — einen Tag, bevor ihr Sohn das Abitur bestanden hat, hat er scho an Einstellungs-, hat er scho kriegt, daß er beim Barras nei muß.

Der Mann: Jetzt san die grad in der Ausbildung drin, es gibt ja eine, die in eim Beruf sin, i kenn einen, der hat a Werkstatt angfangt und gheirat', zwanzig, einazwanzig Jahr, werd er nimmer zurückstellt. Dem sei ganze Existenz is beim Teifel.

Die Frau: Freili, klar, weil d' Frau kann net weitermachn — muß er da sein.

1. Junge: Wie i des damals ghört hab, wie's die Schikanen ghabt ham da, da mit'm Messer unterm Bauch Liegstütz machn und so Zeugs, hab i mir gsagt, jetzt mußt was tun, entweder boxn oder irgendwas. Na hab i mi wild entschlossen und bin glei gangn. Na hab i denkt, mir soll einer kommen, in einahalb Jahr oder sowas holen's mi, aber dann is was los, dann soll mi einer so blöd anredn —

3. Junge: I geh a so nei, wie i wieder rausgangn bin.

1. Junge: Aber den hau i so übern Haufn dann —

Die Frau: Wer weiß, ob's in a paar Jahr noch so tun, die andern, ab sie's net scho zupft ham.

I wünsch's keinem, weil i mir sag, des führt wieder zum Krieg, und mir müssns dann wieder — mir kriegen dann wieder — mir müssens dann wieder nomal durchkostn nachher.

Der Mann: Des is ja des. Drum versteh i net, daß Du de junge Kerl sagst, des schad ihne nix. Des is a Schmarrn.

Die Frau: Ja. Zweimal bin i ausbombt. Mein Gott, na. 7. Januar 45 visavis vom Löwenbräukeller nüber, und wie oft, daß i mei Zeugs nuntertragn hab, in des spitze Haus Dachauer-Schleißheimer beim Löwenbräukeller, jetzt is da ein Parkplatz, da is früher ganz ein raffinierter Spitz gstandn, am 7. Januar 45 is der Totaldreck runtergangn und da war ich grad bei meiner Schwester in der Reichenbachstraß, und wie i da no runterlauf mit einem Soldaten, sagns mir, mei Haus brennt, na ham mir no alls obe bracht, na ham mir visavis vom Löwenbräu alls hin und am andern Tag is dann der ganze Spitz direkt auf d' Trambahn zum Löwenbräu nübergangn.

3. Junge: Was ham's denn allweil obe tragn?

Die Frau: Was i obe tragn hab?: Bett'n, Ölgemälde, Geldkassetten — das Geläufigste halt. Des muß Euch erspart bleibn.

Alter: Wenn's keine Soldatn geben tat, dann gabet's auch kein Krieg.

Der Mann: Des war keine schöne Zeit.

Die Frau: Da ham mir zum Fenster nausgschaut in der Schleißheimer Straß, i hab zum Möbelhaus Weger nübergeschaut, das Möbelhaus Weger war etwas weiter herunten, Schleißheimer Straß ham meine Fenster nausgschaut, und am Mittag um eins, halbe zwei, hab i scho die Flieger, die Tiefflieger, die Aufklärer, sin da scho runter. Sagt Frau Titting, mei Hausfrau, die hat vorn nausgewohnt, sehn Se's net, Frau

Wiedler, sins scho wieder da, Neger sin dringsessn, am 18. Juli hams uns da fei scho bombardiert, gell, 44, s' Jahr zuvor, ham mir alls gsehn, weils allweil rumgreist sin, die Hund, die ham sich allweil rumdrückt a paar Tag zuvor, gell, mein Gott. Einmal hat uns einer bombardieren wolln, da bin i zum Hamstern gangn, nach Schwind-eck vor, Walpertskirchen da druntn, halt der Zug, so überladn, wenn i überhaupt was ghapt hat a Ei, a Butterschmalz, mein andern Hund — Jessas, wern doch d' Flieger net da sein, — und der Zug so voll — denk i lieber Heiland, jetzt sitzt im Klo drin, a Haufn Leut — drei vier, oder alls — wumm — wies kracht, des Scheibenhaus naus bin i, der Hund nachgrumpelt, in Wald nei, jetzt sieh i da so viel Leut, denk i mir, na, da gehst au net, jetzt geh i am Waldrand raus, weil der Lokomotivführer is direkt is er hingfahren, schaut's her, des is der Wald, daß d' Lokomotiv füre schaut, gell, weil der Lokomotivführer hat scho gwußt, der will mir bloß d' Lock durchschießn, und i bin langsam am Waldrand entlang nunter und da geht grad der Tiefflieger runter — rrrrrrrrrrrr — d' Lokomotiv da zsamm, gell.

Mein Geldbeutl hab i verloren, den hab i in meiner Umhängetaschn drin ghapt, mei Kassiererintaschn mit über tausend Mark, des hab i verloren ghapt, mein Hund hab i no ghapt, mei Packl hab i nimmer heimbracht, na sin mir auf Stottern wieder nei nach München.

2. Junge: Der Krieg is bloß da, daß d' Menschen weniger werdn.
 Die Frau: Jetzt is aber für mich noch gut gangn, weil i alleine war mit meim Hund, aber jetzt wennst a Familie ghapt hättest und an krankn Mann oder was, oder wenn heut was is mit meim Mann, wenn i'n rumziehn muß, des is na viel schlimmer. Also.
 Des ham d' Leut alls vergessn, gell.

3. Junge: Wenn bei uns her mal a Krieg kommt, na is alls hin.
 Die Frau: Des glaub i net, des Leben geht immer wieder weiter.
 Der Mann: Ja, diesmal wirds scho gefährlicher.

2. Junge: Käfer — Käfern — die Käfer wern überleben.
 Die Frau: I glaub net amol, daß was gibt. Der Ami und der Ruß sin sich völlig einig, die zwei sin sich völlig einig, die arbeiten da drunt umannd, des sehns ja, a jeder weiß den Geheimplan, einer vom andern.

1. Junge: Ja, des is wahr.
 2. Junge: Heut is halt so, d' Leut bringn sich gegenseitig um.
 Der Mann: Aber da kann man sich halt net verlassn.

2. Junge: I tat mi aber a net drauf verlassn — i tat mi net drauf stützn, die Ami ham so viel, des langt glei. Des langt nie, langt des.
 Wenn die andern net rüstn tattn, na bräuchten wir des au net, aber ma weiß net, die rüstn vielleicht ab und ganz hinten vielleicht rüstens wieder auf.

1. Junge: Mei, d' Ami, in Landshut glaub i hams sogar Raketen, in sone Erdkuhlen, wo bloß a paar so Spitzn rausschaun, da darfst net nei ins Gelände, i hab halt ghört, daß des in Landshut is und sonst no wo, a paar so Stationen, wo überall Raketen sin in Deutschland, des wissen d' Leut gar net.

Die Frau: Überall da ganze Rhein runter, wo die Grenze is, und die Ostzone, das is alls mit Atom unten drinnen, mir sitzn in der Mittn drin.

Der Mann: Ja, brauchens ja bloß überlegen, die Atommitten, des is ja kein —

2. Junge: Des is kein Witz.

Der Mann: Des is ja kei Phantasie net.

2. Junge: Gar kein Witz.

1. Junge: Aber wenn einer dran is, dann net der Ami, dann sin des nämlich mir.

2. Junge: München is ja amol die erste Stadt glei, die größten Städte glei — zack — Hamburg, Frankfurt, alls, da kracht's.

Der Mann: Des is ja bekannt wordn bei dene Verteidigungspläne, daß d' Ami die ersten Atombombn auf Deutschland schmeißn, des' dene doch scheißegal, oder? Damit's amol sone Todeszone ham, da bleibt doch bei uns gar nix. Aber i mein, wenn d' Russn net so a vorsichtige Politik betreibn tattn, au jetzt in Vietnam —

1. Junge: Mei!

Der Mann: — wenn die so wild warn wie d' Ami, no tats scho lang scheppern.

1. Junge: Ja.

2. Junge: Aber eins, der Ruß hat da ja gar nix zu melden.

Der Mann: Der Ami aber au net.

1. Junge: Der Ami, der hat gar nix zu suchen da.

2. Junge: Und der Chines au net. Aber der Chines fallt ja allweil rei, der tut ja allweil druckn. I hätt scho lang ganz China bombardiert.

1. Junge: Weißt was?! Der Ami — der Ami hat überall seine Pratzn drin, überall, wo er meint, er kann was verdienen, und dann hauen se'n jedesmal nauf, jedesmal habn s'n noch naufghaut, der hat no nie was gwonnen.

Der Mann: Weil er halt meint, mit'm Geld kann er alls machn und mit Soldatn. Na, mit Soldatn kann man da nix machn.

3. Junge: Die Amerikaner, die hauen's jetzt naus, wie se's brauchn überall.

Die Frau: Da druntn da, mit den Vietcong, da werd der nie fertig.

1. Junge: Mit de Vietcong, da kann er aunet fertig werdn.

Die Frau: Der will ja au net fertig werdn. Der will ja bloß die neuesten Maschinen ausprobieren, muß ma ja, des macht der Ruß genau aso.

2. Junge: Die ham jetzt a Maschin entwickelt mit 700 Leut passen nei, a ganz Dorf. Zu was hams denn die Maschinen zum Transportieren?

Die Frau: Brav, Maxl, Du bist a gscheiter Bua.

2. Junge: Russland is ja so groß.

Der Mann: Sie sin scho a Münchnerin?

Die Frau: Ja. 1914 am 21. Juni in der Ickstattstraße.

1. Junge: 1914?

Die Frau: Ja. Und allweil ein' Krieg führn. Als an kleinen Säugling hab i an schwarzen Kaffee und a Kommissbrot bin i groß wordn.

2. Junge: Mei Vater hat gsagt, wenn i nomal einzogn wer', no geht mei Gwehr ruckwärts los.

Der hat a solche Wut, der wenn — wenn der bloß irgend a Waffe sieht —

i hab nie als Kind mit'm Revolver spieln derfa, der hat mi a so ghaut, der hat gsagt, des langt scho.

Die Frau: Tät i au net, tät i au net, wie heut so die Mütter, kaufn a jedn so a Trumm Ding.

2. Junge: I wollt amol ein Panzer, der hat mir so gfalln, gell, auf Weihnachten, bloß des aufgeschriebn aufn Zettl —

Die Frau: Is er gstrichn wordn, gell?

2. Junge: I hab ein gschenkt kriegt von ma Bubn, na habn heimbracht, so an kleinen —

Der Mann: Was hat Dir denn dei Vater kauft?

2. Junge: So a Auto, aber sonst nix.

1. Junge: I hab halt als kleins Kind a so aus Steckl — so aus einfache Holzsteckl — hab i baut, da hab i bei ganze Phantasie hab i richtig anwenden können, da hab i gespielt und die höchste Freud ghadt, Sandburgen baut und unterirdische Gäng und so, des war bei Höchstes als kleins Kind.

Später dann, mei, da war i dann bloß no vor lauter Radfahren und so.

3. Junge: I hab überhaupt nix kriegt zum Spielen. Da war bei uns a so a Professorsohn, der hat ja alls kriegt, aber der, der werd amol nix Gscheits, der sagt zu seim Vater Depp und so Sachn.

2. Junge: Mei Bruder wollt au an Panzer, der hat a Planierraupn kriegt, sagt der Vater, das is ganz des gleiche.

1. Junge: Des sin dann die Kinder, die ihre Mütter haun, dann geht's amol erst an.

Die Frau: Da is die Mutter au oft schuld, weils an Bubn verkehrt anglangt, heut geht sie no zum Stiegnwaschn und zum Arbeitn, daß der a Moped kriegt, nach einem Jahr braucht er a anderes und des und des, verstehst, jetzt wens am Bubn sagt, schau, so und so, nachher begreift er doch des.

1. Junge: Bei mir war des ganz anders, des Gwand hab i mir alls selber kauft.

Der Mann: Du weißt ja au, was's Geld wert is, weils arbeitn mußt dafür.

Die Frau: I mein, der kann amol ins Kino geh oder irgendwohi, des is klar, aber die gehn ja scho unter 16 in die Abendlokale und überall, gell.

2. Junge: Da war i no nie drinna.

1. Junge: I a net.

Der Mann: Habts' praktische Prüfung scho gmacht?

Die Frau: Brauchst au net neigeh.

Der Mann: Na habt's erst die theoretisch? Habts in der Früh scho —

2. Junge: Schriftlich ham mir scho vor drei Wochn oder sowas ghadt.

3. Junge: Da ham mir au gschwitzt, oje.

2. Junge: Prüfung muß halt so sein, daß ma's schafft.

1. Junge: Da hockn halt fümfe dort, und da muß man sich hinhockn, und einer nachem andern fragt ein.

Die sin zu fünft, die werdn net müd.

2. Junge: Als letztes tu i no den Wunsch äußern, daß a jeder, der da dran kommen is, a Schmerzensgeld kriegt.

1. Junge: Da müß mer dreißg Mark anzahlen für die Prüfung, i hab gsagt, die solln doch uns was zahln, mir ham doch unsere Nerven hergeb'n.

Die Frau: I wollt amol an Kaminkehrer heiratn, des heißtt, hätt i mi verliebt in ein', da war i Biermädl im Blauen Bock, der blaue Bock is ja heut auch ganz anders, da war der Schreiber noch drauf, da warn die Nazi da seinerzeit, und hinterm Blauen Bock ham doch die Kaminkehrer ihr Bad, wo sie sich dann untn drinna ghadt, früher, gell, ja, und der hat mir recht gut gfalln, jetzt weiß i net, wie hat er jetzt gheißen?, der is au in Blauen Bock neikommen, und no hab i ihn einmal mit einer sitzn sehn, hat er halt grad Mittag gessen mit der, gell, und bei dem Moment wars bei mir vorbei.

Und i war so verliebt in den Kaminkehrer, weil die sin hinterm Blauen Bock hams ihre — untn — ihr Zeug drinna ghadt, bin i halt au einmal nüber oder zwei oder dreimal, i weiß nix mehr.

Der Mann: Früher war des aso, daß so a Kaminkehrer a gute Partie war, oder?

Die Frau: Jja. — Eigentlich ja. Aber da hab i net an die Partie denkt, so schlau war i seinerzeit net, mir hätt er halt gfalln ghadt. I weiß zwar nimmer, was aus dem wordn is. Des is ja alls anders.

Erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt. Des müßt's Euch merkn, gell?

Und heut sitz i da, der Hund, der dreckat, der drangsaliert mi jeden Tag aufs Blut, der möcht heut mit ma Weib mit 52 Jahr, die wo alls mitgmacht hat, no a junge Pritschete machn, des geht natürlich net.

Des hätt er mir zuerst sagn müssen, daß der so jung is und so mahnig und was Jungs brauchn tat. Also.

Der Mann: Jetzt sagt er nix.

Die Frau: Nix.

Der Mann: Lachen tut er.

Die Frau: Der Hund, der dreckat. Den werd i jetzt amol an d' Isar abistürzn.

2. Junge: Aber net zu de junge Madln.

Die Frau: Ja, die hätt er gern, sehr richtig. Seit er da an der Isar steht und es kommt dann und wann eine mit'm Pritscherl da vor, na, weißt

scho — —
schau, wie er grinst.
1. Junge: Des is a was Intressants.
Die Frau: Da werd er nomal jung — er.
1. Junge: Da hams grad was übersehn, da hat sich eine umzogn druntn unter
der Brückn, die hat an Oberkörper ganz — Ding — und hat an
Badeanzug anzogn, da hat's gmeint, s' sieht niemand.
Die Frau: Des stinkt neun Stundn gegg Wind!
1. Junge: Da hab i ganz laut a Bemerkung abi gmacht, weil d' Leut alle
nuntergeschaut ham, mei, die hat a tolle Figur, hab i ganz laut
gsagt —
Die Frau: Toll!
1. Junge: Die hat sich gar net drausbringn lassn.

„Zum 70. Geburtstag übermitte ich Ihnen meine Glückwünsche. Ihre Erlebnisse als tapferer Offizier und erfolgreicher Stoßtruppführer sowie die Haltung Ihrer Generation haben Ihr Gesamtwerk nachhaltig beeinflußt. Zwischen den Stellungen, Gräben und Verhauen, die Völker und Menschen unseres Jahrhunderts auch im Geistigen voneinander trennen, gehen Sie auf Erkundung aus. Nie suchten Sie die relative Sicherheit derer, die sich in einer großen Gemeinschaft geborgen wissen. Auf sich allein gestellt, mit scharfer Beobachtungsgabe und mit dem Mut, auch schwere Entschlüsse kompromißlos zu treffen, schrieben Sie Ihre Gedanken in Bildern von ungewöhnlicher Ausdruckskraft nieder. Auch wer zu anderen Ergebnissen gelangt als Sie, empfindet hohe Achtung vor Ihnen und vor Ihrem Schaffen.

In dieser Gesinnung grüße ich Sie heute. Ich wünsche Ihnen an Ihrem Geburtstag die Freude, wie sie das Gespräch mit Freunden schenkt, und für die kommenden Lebensjahre Gesundheit und Kraft für ihre weitere Arbeit.“

(Telegramm des Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Heinrich Lübke,
an Ernst Jünger; „Bulletin der Bundesregierung“ Nr. 57, S. 460)

„Zur Reduktion gehört auch der wieder möglich gewordene Vergleich mit einfachen Figuren, so in politischer Hinsicht mit dem Thingplatz, dem Forum der Agora. Auch das sind Vorformungen.“

(Ernst Jünger „Reisenotizen“, Vorabdruck aus dem unveröffentlichten Tagebuch einer Reise nach Spitzbergen [Juli/August 1964] im „Merkur“ Nr. 204, S. 204)

„In freundlichem Gedenken beglückwünsche ich Sie zur Vollendung Ihres 70. Lebensjahres. Mit Stolz und Befriedigung können Sie am heutigen Tage auf eine lange Zeitspanne fruchtbaren schriftstellerischen Schaffens zurückblicken, in der Sie sich weithin einen klangvollen Namen gemacht haben. Ihr Werk hat durch hohe Auszeichnungen seine verdiente Anerkennung und Würdigung erfahren. Mit meinem Dank für den wertvollen Beitrag, mit dem Sie unser geistiges und kulturelles Leben bereichert haben, verbinde ich den aufrichtigen Wunsch, daß Ihnen noch viele Jahre freudigen Schaffens bei bester Gesundheit beschieden sein mögen.“

(Telegramm des Bundeskanzlers Ludwig Erhard an Ernst Jünger, „Bulletin der Bundesregierung“ Nr. 57, S. 460)

„Der ‚Hauptschlüssel‘, scheint es, liegt in Auschwitz unterm Rasen.“

(Rolf Schroers „Der kontemplative Aktivist / Versuch über Ernst Jünger“ im „Merkur“ Nr. 204, S. 224)

„Neuerdings ist es ja Mode, daß die Dichter unter die Sozialpolitiker und die Sozialkritiker gegangen sind. Wenn sie das tun, das ist natürlich ihr gutes demokratisches Recht, dann müssen sie sich aber auch gefallen lassen, so angesprochen zu werden, wie sie es verdienen, nämlich als Banausen und Nichtskönnner, die über Dinge urteilen, von denen sie einfach nichts verstehen. Ich habe keine Lust, mich mit Herrn Hochhuth zu unterhalten über Wirtschafts- und Sozialpolitik, um das einmal ganz deutlich zu sagen und das Kind beim Namen zu nennen. (...) Ich meine, das ist alles dummes Zeug. Die sprechen von Dingen, von denen sie von Tuten und Blasen keine Ahnung haben. Sie begeben sich auf die Ebene, auf die paterreste Ebene eines kleinen Parteifunktionärs und wollen doch mit dem hohen Grad eines Dichters ernstgenommen werden. Nein, so haben wir nicht gewettet. Da hört der Dichter auf und fängt der ganz kleine Pinscher an.“

(Bundeskanzler Ludwig Erhard auf dem Wirtschaftstag der CDU/CSU am 9. Juli 1965 in Düsseldorf)

„Auch die Poesie ist ein Zeichen des Überflusses, er ist der eigentliche Stil des Goldenen Zeitalters. Wo von Ökonomie auch nur die Rede ist, hat der Schwund bereits begonnen; er triumphiert, wo das ökonomische Denken den Vorrang gewinnt. Dort versiegt, neben anderen Zeichen des Überflusses, auch die Poesie. Andererseits ist der Dichter nicht nur Künster, sondern auch Spender des Überflusses; daher ist er notwendiger, als alle Ökonomen, und das Gedicht ist wichtiger als jede Wissenschaft.
(...) In jener Schicht des Überflusses dürfen wir auch den Tanz vermuten und ferner das Narrentum.“

(Ernst Jünger: „An der Zeitmauer“, Ernst Klett Verlag, Stuttgart, 1959, S. 141 f.)

Helen Brown: „Sex im Büro“ Econ Verlag

„Lieben Sie also Ihren Job!“ verkündet Frau Brown im Ratgeber „Sex im Büro“. So oft und eindringlich dieser Rat schon ergangen ist, ist auch schon das Thema von Sexualität und Arbeitsplatz behandelt worden. Keine Frauenseite, die nicht die Klische-Figuren vom emsigen blassen, aber arbeitssamen Tippmädchen, der forschen Chefsekretärin, dem verlotterten Junior hätte mitprägen helfen. Es muß also etwas besonderes an Frau Browns Buch sein, etwas, das seine Auflage in den USA in die Hunderttausende trieb, Übersetzungen in sechs Sprachen und Vorabdrucke in Millionenillustrierten auslöste. Die Neue Illustrierte war es, die im Herbst 64 den Plausch über Sex im Büro in wöchentliche Dosen packte. Die Leserschaft protestierte ‚Rezept für die Unmoral‘ und die Redaktion beschwichtigte. Der Text wurde mit fragwürdigen Umfragen gespickt, (was würden Sie tun, wenn Sie merken, daß der Chef in Sie verliebt ist), die die deutsche Frau reinwaschen helfen und das Geschriebene auf die USA beschränken sollten. Bei der Manipulation, die mit Leserbriefen getrieben wird, ist es allerdings unmöglich festzustellen, ob sich Empörung überhaupt erhob und erst recht nicht, ob sie sich legte.

Die Zensurbehörden jedenfalls erklärten Heft 37 für Jugendgefährdet. Es ist bekannt, was das in Deutschland bedeutet, wird eine Zeitschrift dreimal im Laufe eines Jahres auf den Index gesetzt, darf für sie weder mit Plakat noch Aushang geworben werden. Die ‚Neue‘ stoppte erschrocken ihre Serie. Was sie zu unterschlagen gezwungen wurde, kann man jetzt nachlesen. Bei Econ erschien Helen Browns ‚Provokatorischer Bestseller‘ als Buch.

Es braucht zunächst eine Charakteristik der gängigen Ratgeberliteratur, will man die Besonderheiten des Brownschen Buches herausstellen. Man durchstreife Publikation wie ‚Glückliche Ehe‘, ‚Freundschaft und Ehe‘, die Ratgeberkästen der Wochenzeitungen und Magazine und man findet eine ‚höhere‘ Wirklichkeit vor. Bezug genommen wird auf die Wirklichkeit der Trivialromane. Keuschheit findet dort immer noch ihren Lohn, und wer vor der Ehe zu Bette geht, findet seine Strafe. Das Bewußtsein, das erstellt wird, ist das einer Klasse, mit der sich die Träger unserer Gesellschaft im Kampf befinden; das des vorindustriellen Feudalismus. Vorindustrielle Vorstellungen hegt Frau Elisabeth von ihren Frägern, sie schildert ‚patriarchalische, idyllische Verhältnisse‘ und sie befällt der ‚heilige Schauer der frommen Schwärzmerei, ritterliche Begeisterung, spießbürglerliche Wehmut‘.

Die zur Kennzeichnung der Ratgeber-Mentalität verwandten Begriffe sind dem Kommunistischen Manifest entnommen. Marx erläutert an dieser Stelle die revo-

lutionäre Funktion der Bourgeoisie, die eben diese Vorstellung im ‚eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt habe‘. Und: ‚Sie hat die buntscheckigen Feudalbände, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpfte, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllosebare Zahlung.‘ Eben das tut Helen Brown, ihr kommt der Titel der bürgerlichen Aufklärerin zu.

„Stuart war mein Abteilungsleiter. Ich mußte viel für ihn schreiben. Als er monatelang auf alle gängigen Angriffe nicht reagierte, blies ich zum Sturm. Ich erschien eines Morgens in einem ganz einfachen schwarzen Rock und einem ebenso einfachen grauen Shetlandpulli. Vielleicht wissen Sie das in Deutschland nicht, daß diese Kleidung für eine amerikanische Sekretärin an und für sich unmöglich ist. In den USA trägt eine Sekretärin grundsätzlich Kleider. Sie dürfen billig sein, spottbillig sogar. Aber wer auf sich etwas hält, hat mindestens dreißig Stück davon im Schrank hängen. Denn ein Kleid öfter als einmal im Monat zu tragen, gilt als unschicklich. Nun gut. An diesem Morgen ließ ich meine dreißig Kleider im Schrank und erschien unvorschriftsmäßig im Büro. Die mißbilligenden Blicke der Kolleginnen genoß ich in stiller Vorfreude. Denn kaum hatte Stuart mich zum Diktat gerufen, als mir, wie das so geht, der Bleistift zu Boden fiel, und ich mich ganz selbstverständlich und wie nebenbei danach bückte. Was tut ein Pullover, wenn man sich bückt? Er rutscht nach oben und erfüllt damit seinen Zweck. Ich hatte nämlich auch den Unterrock im Schrank gelassen und das Stück sonnenbrauner Haut, das nun zum Vorschein kam, verfehlte seine Wirkung nicht. Seien Sie sicher, damit machen Sie jeden normal veranlagten Mann schwach. Stuart jedenfalls hatte an diesem Tag Mühe, seine Post zuende zu diktieren. In der nächsten Woche lud er mich zum erstenmal ein. Ich weiß nicht, ob er enttäuscht war... Aber diesmal war ich vollständig angezogen. Denn einen Mann verwirren und ihn zum Freund gewinnen wollen, das sind zwei verschiedene Dinge.“

Ein Unterrock bleibt im Schrank, wenn Institutionen den erotischen Kontakt verhindern. Er wird übergezogen, einen Preis auszuhandeln. Hier wird eben ‚kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, die gefühllose,bare Zahlung‘. Hier wird Alltägliches, aber von einer veralteten Ideologie Geleugnetes beschrieben, die Handhabung des Körpers wie einer Ware. Folgerichtig ist auch der Satz für die Verpackungsindustrie auf die sexuelle Marktsituation bezogen: ‚Häßlichkeit verkauft sich schlecht.‘

Es darf nicht verwundern, daß Helen Browns Erkenntnis ihre Sprache nicht trübt, sie behält die heitere Sprache der Frauenseitenautoren bei. Denn ihre Analyse dient nur dazu, Verhaltensmuster auszurichten, es heißt in jedem Falle Anpassung. Lippenstifte, Parfüms und Kleider sollen die erkannten Widersprüche von Freiheit und Gesellschaft versöhnen. Geraten wird, keinesfalls sich sozial wie sexuell zu emanzipieren. Duncker, der Gründer der Christlichen Gewerkschaft in Deutschland, riet den Arbeitern, durch Fleiß und Demut ihre Lage

zu verbessern. Eben das tut Frau Brown, ihr ‚ziehen Sie sich nett an!‘ und ihr ‚lieben Sie ihren Job‘ sind Aufrufe zur Integration. Die Bundesrepublik hätte also keinen Grund, ‚Sex im Büro‘ zu indizieren.

H. Faroqui

Ernest Dichter: „Strategie im Reich der Wünsche“

Deutscher Taschenbuch Verlag

Autor und Klappentext wollen dem geneigten Leser weismachen, die Motivforschung stelle einen anerkannten Zweig der Wissenschaft dar; die Lektüre der „Strategie im Reich der Wünsche“ belehrt eines besseren. Motivforschung erweist sich als recht ungehemmtes Hantieren mit Methoden und Erkenntnissen aus Psychologie, Soziologie und Anthropologie. Sie entfremdet das sozialwissenschaftliche Instrumentarium seinem ursprünglichen Zweck, um es an Wirtschaft und Politik zu verdingen; insbesondere auf dem Gebiet der Marktforschung und -beeinflussung hat sie damit schöne Erfolge zeitigen können. Die Werbeagenturen — zumindest die der USA — blieben nicht unbeeindruckt und öffneten den Motivanalytiker während der letzten zwanzig Jahre Tür und Tor. Das herkömmliche statistische Verfahren wurde bereichert durch Anwendung tiefenpsychologischer Praktiken. Der Autor ermuntert zu solchem Vorgehen und hält Werbeagenturen für außerordentlich fortschrittliche Laboratorien für Psychologie.

Dr. Ernest Dichter ist Gründer und Präsident des „Institute for Motivational Research“; damit beansprucht er die Vaterschaft an der Motivforschung. Auch ist er Pionier ihrer kommerziellen Verwendung. Zwei Fragenkomplexe liegen ihm am Herzen: der erste davon betrifft die Motivationen menschlichen Verhaltens, der zweite hingegen das Rezept, das auszustellen wäre, wollte man den Menschen umstimmen, „verführen“. Dr. Dichter will das — er beruft sich in diesem Zusammenhang auf Eva und fragt nicht ohne Hinterlist, warum Adam den Apfel denn genommen habe und ob er etwa nicht Opfer seiner „eigenen Dummheit und Leichtfertigkeit“ gewesen sei. Die Unverfrorenheit der Pose verwundert: da wird der potentielle Käufer zunächst auf seine schwachen Stellen abgeklopft, dann wird ihm der Strick gedreht, und schließlich stellt man sich ahnungslos, wenn er ins Garn gegangen ist. Nicht zu übersehen dabei ist die Dichte des Netzes, das unter nachdrücklicher Inanspruchnahme aller Kommunikationsmedien ausgelegt wird. Dr. Dichter bringt gar den Antrag ein, man möge die irreführenden Vokabeln „Propaganda“ und „Verführung“ ersetzen durch das neutralere Wort „Kommunikation“.

Was nun den Teich anbelangt, in dem man nach den Motiven menschlichen Verhaltens fischt, so ist er eher trübe; er konstituiert sich in der Hauptsache aus Un-, Unter- und Vorbewußtem. Die Begriffe werden nicht voneinander geschieden,

wie überhaupt eine befremdliche Vermengung der psychoanalytischen Termini auffällt. Die Bezeichnungen irrational und emotional werden als synonyme behandelt. Rationalität soll sich erst — dann aber gleichsam selbstätig — zwischen den kahlen Wänden einstellen, nachdem ein Kammerjäger sich der Emotionen angenommen hat. Daher denn die denkwürdige Behauptung, daß „vieles von dem Unglück unserer Zeit auf unser Streben nach Rationalität zurückzuführen, (...) die Vollendung des Rationalen gleichzeitig der Höhepunkt des Unmenschlichen“ sei. Ästhetische Kategorien unterliegen gleichfalls dem Verdikt der Irrationalität, und am Ende soll der homo sapiens, mit unverwüstlichem Overall angetan, in Stahlbeton-Bunker eingewiesen werden, falls er nicht von seinem straflich rationalen Ansinnen ablassen kann.

Das Verfahren hat Methode: man läßt Rationalität zum zweckdienlichen Kalkül verkommen, diffamiert sie in dieser Verunstaltung und zieht dann das Lob der Irrationalität aus der Tasche. Vorsichtshalber nimmt man noch einige Umbenennungen vor: aus rational macht man bewußt, aus irrational unbewußt. Dieses Manöver berechtigt dann zu der augenfällig mißlichen Feststellung, „daß daß Maß an Rationalität in einem Menschen dann größer sei, wenn er sich des irrationalen Einschlages seiner Persönlichkeit bewußt ist“. In der Inklination zur Unvernunft sieht der Autor einen wesentlichen Bestandteil der „Natur des Menschen“, der zu widersprechen er für „an sich blasphemisch und arrogant“ hält. Fromm und gottesfürchtig wird dem natürlichen Dilemma ins Auge geschaut, nicht zuletzt weil man damit umzugehen weiß. Unbemerkt kann derjenige, dem Einblick vergönnt ward, das natürlich Vernunftlose zum eigenen Besten wenden. Man mißtraue nur der verbalen bzw. logischen Argumentation und siedele die wahre Kommunikation unweit des primitiven Symbolismus an. Im Umgang mit solchen Symbolen fühlt der Autor sich zuhause.

Dr. Dichter vertritt nachdrücklich die These, daß bei der Mehrzahl der abgeschlossenen Kaufverträge keineswegs Art und Qualität der angebotenen Ware den Ausschlag gäben, sondern vielmehr die erhoffte Befriedigung eines verborgenen psychologischen Bedürfnisses. Er rät daher Produzenten und Werbefachleuten, die Fährte dieser geheimen Regungen aufzunehmen und den Konsumenten „tief in den psychologischen Schlupfwinkeln des Innern“ zu stellen. Der Motivforscher hilft ihm dabei nach Kräften. Zwar heißt es in einigen Passagen von unangemessener Bescheidenheit, er könne die ohnehin vorhandenen Bedürfnisse nur repräsentieren, allenfalls hemmend bzw. steigernd beeinflussen, doch beweisen die beachtlichen Erfolge der Praxis das Gegenteil. Dr. Dichter ist es sogar gelungen, einen so nachhaltigen Bedarf an Dörrpflaumen in der amerikanischen Bevölkerung zu schaffen, daß zur Zeit des Farmdilemmas um 1955 ausgerechnet Dörrpflaumen als rühmliche Ausnahme Erwähnung fanden. Zutreffender ist also schon die Formulierung, menschliche Wünsche seien der „Rohstoff“ bzw. das „Grundmaterial“ der zu schlagenden Schlacht.

Deren Strategie richtet sich vorgeblich am Ideal von Fortschritt aus; menschliche Würde und Selbstverwirklichung stehen auf dem Panier. Der Anspruch erweist sich als ebenso hehr wie hohl. Dem Bedürfnis der Hausfrau z. B. nach schöpfe-

rischer Tätigkeit ist bei der Herstellung von Kuchen-Fertigmischungen Rechnung zu tragen: man gestatte ihr, ein Ei eigenhändig hineinzuschlagen. Man vermittele ihr das Gefühl, sie werde individuell behandelt. Vor allem aber lasse man der Illusion des Konsumenten Raum, „er habe trotz allem durch eigene Klugheit, Fantasie und schöpferische Fähigkeit die Wahl frei entschieden“. Und will er sich nicht ohne weiteres hinter Licht führen lassen: so muß er eben „auf andere Weise zum Narren gehalten werden“. Den sichersten Weg zum Gelingen des Betrugs weist die eingehende Kenntnis der Psyche des Verbrauchers. Vor allem verkaufe man ihm Sicherheit, Optimismus und eine „positive Lebenseinstellung“. Der Bereichs menschlicher Strategie Kundige hat sich als „Reisender in Prosperität und damit der Demokratie“ zu bewähren. „Eines der Gläubensbekenntnisse an die Zukunft ist der Kaufakt“. Mit der Zukunftsfreudigkeit des Verbrauchers vermehre man seine Kauflust, und nur überhöhte Kauflust vermag den Bestand des Wirtschaftssystems zu garantieren; zugleich manifestiert sich in ihr demokratische Gesinnung. — Es mag gleichgültig bleiben, ob der Autor sich der Irrationalität solcher Gedankenführung bewußt ist — sie würde dadurch nur an Zynismus gewinnen, keineswegs aber an Rationalität.

Sollte der Konsument sich dennoch sträuben, so kennt der zuverlässige Motivanalytiker den Grund: es muß am schlechten Gewissen liegen. Demgemäß hält er ein Plädoyer für den Hedonismus und legt der angebotenen Ware die Berechtigung bei, sich etwas zu gönnen. Er weiß sie auch zu beleben mit „Seele“ und „Persönlichkeit“. Und wenn es nicht das schlechte Gewissen ist? Dann ist es ohne Frage die Unsicherheit, die Angst vor Veränderung, die falsche Lebensart. Ängstlich aber ist nur derjenige, der nicht um die machtvolle Sicherheit weiß, die der Besitz verleiht. Es kann jedoch „in unserer modernen Welt selbst Sicherheit wie eine Ware feilgeboten werden“. Das trifft sich. Der hinterhältigen Manipulation des Käufers sind keine Grenzen gesetzt; der „Griff nach dem Unbewußten“ bei jedermann wird unterhalb der Gürtellinie angesetzt.

Der Autor definiert Sicherheit als Anpassung, als Schwimmen mit dem Strom; Anpassungsfähigkeit indiziert ihm soziale Reife. Es scheint, ihm schwebt die total angepaßte Gesellschaft als Wunschbild vor. Er verspricht sich vom Konformismus die Aufhebung der psychologischen Distanz zwischen den Individuen: ihre Ähnlichkeit soll sie einander einsichtig machen. Wenn dann Arbeitnehmer und Arbeitgeber einander erst verstehen lernen, wird die goldene Zeit von Toleranz und harmonischer Zusammenarbeit anbrechen. Vorerst aber ist das Problem noch in die Individualpsyche zurückzuverlegen; als klinisches wird es seiner Heilung zugeführt. „Es muß uns gelingen, einsichtig zu werden...“ Einsicht wird hier nicht angesprochen als kritische Instanz, sondern meint eher verständnisvolle Nachsicht, welche vor allem dem Uncinsichtigen gebührt. Man ist kaum erstaunt „die Theorie von der Zweiteilung der Welt in Subjekt und Objekt“ als „eine der schlimmsten Auswirkungen der Psychologie“ wiederzufinden.

Das angepaßte Verhalten des Käufers ist selbstverständlich auch das des Wählers. Er reagiert auf „die tieferen Appelle einer rein emotionalen Tonart“ und

ist gegenüber dem politischen Standpunkt des Kandidaten indifferent. Wichtig ist ihm dessen „Gestalt“, mit der er sich vorzüglich dann identifiziert, wenn sie nicht durch penetrante Makellosigkeit abstoßt. Der Autor hebt den Wahlkampf von 1948 hervor, der nach solchen Aspekten zugunsten Trumans entschieden worden sei. Im politischen Bereich sieht er vielversprechendes Neuland, das der Bearbeitung durch die Motivforschung bedarf; er scheint zu vergessen, daß das Terrain so neu wiederum gar nicht ist.

In einem Buch, das wie dieses unaufhörlich und bedenkenlos der Manipulation des Menschen das Wort redet, das die Tendenz zur Fremdbestimmtheit — wie sie David Riesman definiert hat — bis zur Neige ausbeutet, nimmt sich der Rekurs auf die Eigeninitiative als Fundament der Gesellschaft recht verloren aus. Doch weiß Dr. Dichter auch anzugeben, wer die früher doch so tatkräftige amerikanische Nation mit entschlußlosem Fatalismus infiltriert habe.

Die theoretischen Ansätze die Motivanalyse betreffend werden leider immer vorzeitig abgebrochen, weil der Autor nach West-Samoa abgerufen wird. Viele Länder und Firmen bemühen ihn um Rat. Als Apologie jedoch für die Verwendung tiefenpsychologischer Praktiken in Wirtschaft und Politik eignet sich das Buch nur wenig; die Verschleierung ist allzu fadenscheinig und widersprüchlich. Ohnehin aber dürften die unbestreitbaren praktischen Erfolge das Verfahren längst der Notwendigkeit solch apologetischen Bemühens enthoben haben.

Barbe Funk

Auf dem Internationalen Schriftstellerentreffen in Weimar stellte *Pablo Neruda* der Zeitschrift ein Gedicht aus dem 1964 in Buenos Aires erschienenen (und bisher noch nicht ins Deutsche übertragenen) fünfbandigen Werk „Memorial de Isla Negra“ zur Verfügung. Das Gedicht „Adioses“ stammt aus dem zweiten Band, „La Luna en el laberinto“ und wurde von Friedrich Hitler übersetzt.

Die Szenen aus „Joel Brand“ von *Heinar Kipphardt* stellen den ersten Akt der Bühnenfassung dieses Stücks dar, die im Herbst dieses Jahres in München uraufgeführt wird.

Den Auszug aus dem Roman „Die Aula“ von *Hermann Kant* entnahmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Autors dem Vorabdruck in der FDJ-Zeitschrift „Forum“. Der Roman wird demnächst im Verlag Rütten & Loening (Ost) erscheinen.

Der angekündigte Vorabdruck aus dem in Arbeit befindlichen Roman *Martin Walser* fiel leider Termschwierigkeiten zum Opfer, stattdessen stellte uns der Autor Auszüge aus einem bisher unveröffentlichten Einakter zur Verfügung.

Mit dem 1935 in Dresden geborenen *Karl Mickel* stellen wir einen jungen DDR-Lyriker vor.

Christian Geissler las Auszüge aus seinen „Kalten Zeiten“ auf der diesjährigen Karfreitagstagung der Dortmunder Gruppe 61. Wir veröffentlichen einen Teil des dort gelesenen Textes, der vollständig in diesem Herbst bei Claassen in Hamburg erscheinen wird.

Anmerkungen

Werner Bräunig ist zur Zeit Assistent am Johannes-R.-Becher-Institut für Literatur in Leipzig.

Der Aufsatz von *Hans Heinz Holz* erschien erstmals im Juliheft der „Stimme der Gemeinde“, der Redaktion erschien die darin vorgenommene Ortsbestimmung des Bloch'schen Denkens jedoch interessant genug, um sie auch außerhalb des Kreises der „Bekennenden Kirche“ bekannt zu machen.

Inhalt

<i>Pablo Neruda: Abschiede</i>	3
<i>Heinar Kipphardt: Szenen aus „Joel Brand“</i>	5
<i>Hermann Kant: Die Aula</i>	32
<i>Martin Walser: Erdkunde</i>	59
<i>Karl Mickel: Prosa und Lyrik</i>	73
<i>Christian Geissler: Kalte Zeiten</i>	84
<hr/>	
<i>Der „Fall“ Peter Weiss</i>	95
<hr/>	
KRITIK	
<i>Yaak Karsunke: Gespaltene deutsche Literatur</i>	102
<i>Friedrich Hitzer — Werner Bräunig: Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend</i>	117
<i>Harun Faroqhi: Prosaische Praxis</i>	135
<hr/>	
KLASSENKAMPF	
<i>Hans Heinz Holz: Der marxistische Eschatologe Ernst Bloch</i>	139
<i>Erich Fried: Zwei Gedichte</i>	143
<i>Jakob Mader: Parabase auf einen traumatischen Zustand</i>	146
<i>Protokoll: Mutter Kuraasch und die Söhne der Deutschen</i>	156
<hr/>	
AXTE & EICHEN	
<i>Adnoten zu einem 70. Geburtstag</i>	165
<hr/>	
BUCHBESPRECHUNGEN	
<i>H. Faroqhi: Helen Brown „Sex im Büro“</i>	167
<i>B. Funk: Ernest Dichter „Strategie im Reich der Wünsche“</i>	169
<hr/>	
<i>Anmerkungen</i>	173